

The background of the cover is a photograph of a young man and woman embracing. The man is on the left, wearing a light-colored t-shirt with a graphic of a robot. The woman is on the right, wearing a dark top with a rainbow graphic. They are outdoors, and a rainbow is visible in the background. The overall tone is soft and romantic.

Kirsten Miller

Alles ist ewig

Baumhaus

Kirsten Miller

Alles ist ewig

Übersetzung aus dem
amerikanischen Englisch von
Jessika Komina
und Sandra Knuffinke

PROLOG

Haven Moore sah auf die Uhr und wandte sich dann wieder um in Richtung Stadt. Es war noch genug Zeit, um vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein, aber sie ging trotzdem ein bisschen zügiger. Sie wollte nicht allein mit den Toten hier zurückbleiben, wenn die Sonne erst einmal hinter den Bäumen verschwunden sein würde.

Haven hatte nicht damit gerechnet, dass die Appia Antica so menschenleer sein würde. Sonst hätte sie sich einen anderen Ort für ihren Spaziergang ausgesucht. Im Sommer wimmelte es auf dieser berühmten Straße am Stadtrand von Rom nur so von Touristen, die die alten Grabmäler besichtigten. Doch an diesem kalten Februarnachmittag war Haven nur ein paar vereinzelt hartgesottenen Reisenden in Fleecejacken und Wanderstiefeln begegnet. Volle drei Stunden war sie mit ihren Gedanken allein gewesen. Das hatte sie nicht gewollt. Denn im Augenblick waren sie eher gefährliche Gesellschaft.

Der Wind frischte auf, fuhr durch Havens schwarze Locken und zerzauste sie. Sie griff nach den Strähnen, die ihr in die blaugrauen Augen geweht worden waren, und strich sie sich hinters Ohr. Ein Stück vor ihr auf einer kleinen Anhöhe am Straßenrand stand ein Mausoleum, dessen Anblick ihr wohlbekannt war. Mit seiner hohen runden Form ähnelte es eher einem Schlosstürmchen, das aus dem Hügel hervorragte. Haven stellte sich gern vor, dass darunter ein riesiger Palast begraben lag. Wie jedes Mal blieb sie stehen und spähte zu dem gruseligen Kranz aus in den Stein gehauenen Bullenschädeln hinauf, der die Mauer zierte. Ein Stück weiter unten verkündete ein schlichtes Schild, dass es sich bei dem Bau um die Ruhestätte von Caecilia Metella handelte. Caecilias Grab war das berühmteste an der ganzen Via Appia, und trotzdem wusste man kaum etwas über das Leben dieser Frau. Sie musste jedenfalls sehr verehrt worden sein, wenn man ein solches Monument für sie errichtet hatte. Vielleicht war sie schön gewesen oder besonders geistreich oder weise. Was auch immer ihre Geschichte gewesen sein mochte, sie war längst ver-

gessen. Zweitausend Jahre nach ihrem Tod war Caecilia Metella nichts als eine weitere Seele, verloren in der Zeit.

Haven, die plötzlich fröstelte, zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu und lief an der Grabstätte vorbei. Am Horizont erschien ein fahlweißes Auto wie der Geist eines New Yorker Taxis. Der Wagen hielt am Straßenrand und zwei Mädchen stiegen aus, die ein drittes vom Rücksitz zogen. Die Gruppe steuerte das Grabmal an, und Haven schätzte, dass die drei etwa sechzehn oder siebzehn sein mussten – nur ein paar Jahre jünger als sie selbst. Alle trugen sie Jeans und identische blaue Sweatshirts, auf die in Weiß die Buchstaben *HH* gestickt waren. *Amerikanische Highschool-Schülerinnen*, dachte Haven. Überprivilegierte Gören, die man nach Rom geschickt hatte, damit sie dort ein wenig Kultur tanken konnten. Haven hatte schon einige von dieser Sorte auf der Piazza unterhalb ihrer Wohnung gesehen, wo sie billigen Wein schlürften, um sich anschließend in den Springbrunnenbecken vor aller Augen lächerlich zu machen. Manchmal beneidete sie sie um ihre Unbeschwertheit. Haven war sich darüber bewusst, dass sie selbst ein bisschen zu schnell erwachsen geworden war.

Die drei waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie Haven nicht bemerkten, als sie aneinander vorbeiliefen. Doch sie waren nicht die unbekümmerten Jugendlichen, für die Haven sie gehalten hatte. Das Mädchen in der Mitte wirkte blass und elend. Es hielt den Blick gesenkt und ließ sich von seinen Begleiterinnen die Straße entlangführen.

»Das war gemein von euch, mich so auszutricksen«, wimmerte sie.

»Du wirst uns noch dankbar sein«, hörte Haven eins der Mädchen antworten. »Wie kannst du schon dreimal in Rom gewesen sein, ohne auch nur ein einziges Mal dein Grab zu besuchen?«

Haven blieb stehen.

»Ich hab es euch doch schon erklärt. Ich wusste gar nicht, dass es hier ist«, entgegnete das Mädchen in der Mitte mit heiserer Stimme. »Wenn ich es gewusst hätte, wäre ich nie hergekommen.«

»Aber du hast doch schon vor Monaten von den Gräbern erfahren. Warum hast du nicht wenigstens mal online nach Bildern gesucht? Warst du denn kein bisschen neugierig?«

Diesmal antwortete das Mädchen nicht. Haven warf einen Blick über die Schulter und sah, dass es den Kopf schüttelte.

»Na ja, jetzt bist du ja hier. Guck doch mal.«

Die drei Mädchen blieben stehen.

»Nun guck schon, Caroline!«

Es dauerte einen Moment, bis Caroline schließlich den Kopf hob. Haven konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber sie hörte ihr Schluchzen.

»Ach, jetzt wein doch nicht«, tröstete eine ihrer Freundinnen sie. Sie schien überrascht über Carolines heftige Reaktion. »Dein Mann muss dich unglaublich geliebt haben, wenn er so etwas für dich gebaut hat. Das Grabmal gilt als eines der schönsten von ganz Rom.«

»Ihr kapiert das einfach nicht. Wenn er mich geliebt hätte, dann hätte er mich wiedergefunden«, versuchte Caroline zu erklären. »Ich hab überall nach ihm gesucht. Ich bin ganz sicher, dass er wieder da ist. Er sucht bloß einfach nicht nach *mir*.«

Haven war kurz davor, zu den Mädchen hinüberzugehen, als nun die Dritte etwas sagte. Ihre Stimme klang noch immer völlig unbeschwert. Sie schien überhaupt nicht zu begreifen, was ihre Freundin gerade gesagt hatte.

»Ach komm, Caroline. Merkst du denn nicht, wie albern das alles klingt? Kaum zu glauben, dass du noch nicht mal hergekommen wärst, wenn Adam es nicht vorgeschlagen hätte.«

Der Name verschlug Haven den Atem. Mit hämmerndem Herzen und glühenden Wangen wandte sie sich ab und stolperte zurück in Richtung der Innenstadt von Rom.

KAPITEL 1

Der Zug nach Florenz fährt in einer Stunde.« Iain stand im Türrahmen und musterte sie besorgt. »Meinst du nicht, du solltest langsam mal mit dem Packen anfangen?« Seine Taschen warteten bereits fertig im Flur.

»Brauche ich denn überhaupt was zum Anziehen?«, versuchte Haven zu scherzen. Sie nahm einen kleinen Schluck Kaffee und warf einen Blick vom Balkon auf die Piazza Navona. Das Wasser der drei Springbrunnen auf dem Platz glitzerte in der Morgensonne, und die Cafés begannen sich langsam zu füllen. Haven hatte immer gerne die Touristen beobachtet, wie sie mit ihren Stadtplänen, Kameras und quengeligen Kindern über die Piazza irrten. Seit einiger Zeit aber kam sie sich eher vor wie ein Wachposten, immer nach jemandem Ausschau haltend, der eine Bedrohung für ihr gerade gefundenes Glück sein könnte. »Ich dachte, wir fahren in den *Urlaub*.«

»Mit der Einstellung machst du dich in dem Hotel bestimmt sehr beliebt.« Iain zwinkerte ihr zu. »Und jetzt Schluss mit der Trödelei, oder wir verpassen den Zug.«

»Und was ist, wenn ich vielleicht auf einmal gar keine Lust mehr habe?« Haven bemühte sich, ihre Stimme locker klingen zu lassen, aber es schlich sich trotzdem ein kleines Zittern hinein. Als sie vom Balkon ins Wohnzimmer trat, hielt Iain sie fest. Er zog sie in seine Arme, und sie hörte seinen Herzschlag, langsam und gleichmäßig.

»Es wird bestimmt schön«, versprach er und vergrub sein Gesicht in ihrem wirren schwarzen Haar. »Diese Reise wirst du dein Leben lang nicht mehr vergessen.«

Widerstrebend ging Haven in den Flur und öffnete zum ersten Mal seit Monaten die Tür des Wandschranks. Darin befanden sich all die Kleider, mit denen sie nicht ganz zufrieden gewesen war, nachdem sie sie fertig genäht hatte. Deren Stoff verblichen oder ausgefranst war. Und ihre Koffer, die zu ihrem Gepäck gehört hatten, als Iain und sie nach Rom gezogen waren, jeder einzelne mit einer dünnen Staubschicht überzogen. Havens Arme hingen reglos an ihren Seiten herunter. Sie hatte

Angst, einen Zauber zu brechen, wenn sie die Koffer nun berührte. Die Monate in Rom waren *magisch* gewesen – das war das einzige Wort, das ihr dafür passend erschien. Nachdem sie in Snopce City, Tennessee, immer nur eine Außenseiterin gewesen war, hatte sie sich hier endlich das Leben aufgebaut, das sie sich schon immer gewünscht hatte. Mit gerade einmal neunzehn Jahren führte sie eine erfolgreiche Modeboutique an der Via dei Condotti und lebte in einem sonnendurchfluteten Appartement oberhalb einer der schönsten Piazzas der ganzen Stadt.

Seit fast einem Jahr kehrte sie jeden Abend in eine leere Wohnung zurück. Dann öffnete sie als Erstes, egal, wie das Wetter war, die Balkontüren und wartete auf das schönste Geräusch, das sie sich nur vorstellen konnte. Es dauerte nie lange, bis ihre Ohren schließlich die Klänge der Melodie vernahmen, die Iain immer vor sich hin pffte, wenn er die Piazza überquerte. Es war ein altes Lied ohne Namen und seine Art, sie wissen zu lassen, dass sie bald wieder vereint sein würden.

Nur Minuten später kam Iain durch die Tür gestürmt, die Arme voller Tüten mit Leckereien, die er auf den vielen Märkten Roms gekauft hatte. Manchmal ließ er die Sachen einfach zu Boden fallen, wenn Haven auf ihn zukam, um ihn zu begrüßen. Die Eier zerbrachen, und das Abendessen kam nicht vor neun auf den Tisch. Später am Abend, wenn ihr Hunger gestillt war, verließen sie manchmal die Wohnung und spazierten Hand in Hand durch die leeren Straßen, während Iain Haven flüsternd Geschichten aus ihren zahlreichen gemeinsamen Leben erzählte.

Haven hatte gehofft, dass es bis in alle Ewigkeit so weitergehen würde. Jetzt aber machten Iain und sie sich dafür bereit, Rom zu verlassen, und es kam ihr vor, als neigte ihr goldenes Jahr sich nun dem Ende zu. Schon seit über einer Woche hatte Haven das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Angefangen hatte alles mit einer schwarz gekleideten Gestalt auf dem Platz unterhalb ihres Balkons. Sie hatte den Mann nicht gut erkennen können. Es hätte jeder sein können. Und genau das machte ihr Sorgen. Seither kam es ihr vor, als habe die Stadt Geheimnisse vor ihr. Die Tage wurden dunkler, das Wetter kälter. Haven hatte ständig das Gefühl, beobachtet zu werden, und jedes Mal, wenn sie um eine Ecke bog, hielt sie den Atem an, aus Angst, dass dort die schwarz gekleidete Gestalt auf sie wartete.

Am Anfang hatte sie ihre Sorgen für sich behalten. Doch nach der Begegnung mit den drei Mädchen auf der Appia Antica wusste Haven, dass sie und Iain

schnell handeln mussten. Die Gefahr war real, keine Einbildung. Wenn sie in Rom blieben, riskierten sie, entdeckt zu werden. Iain meinte, sie mache sich zu viele Gedanken, schlug aber bereitwillig eine Reise nach Norden vor, in die Toskana. In Florenz gebe es etwas, das Haven sicher gern sehen würde, sagte er.

Haven packte einen der staubigen Koffer beim Griff und zerrte ihn in die Diele. Dabei kippte ein Beutel mit Stoffresten um und sein Inhalt verteilte sich über den Schrankboden. Haven stöhnte und hockte sich hin, um alles wieder einzusammeln. Ihre Finger streiften eine Leinwand auf der Rückseite des Schrankes. Sie hatte ganz vergessen, dass sie dort war. Das Gemälde hatte ihnen eine der wenigen Personen zum Einzug geschenkt, die nicht zu ihrer Familie gehörten und trotzdem wussten, wo Iain und sie zu finden waren. Haven schob einen dicken Mantel zur Seite und spähte zwischen den Stapeln ihrer Habseligkeiten hindurch. Von Nahem sah das Bild aus wie ein einziger wilder Farbstrudel. Erst als sie sich ein Stück zurücklehnte, traten aus dem Chaos Formen hervor.

Das Gemälde war Teil einer riesigen Serie. Ein paar weitere Stücke daraus hingen im dritten Stock eines heruntergekommenen Hauses in der Nähe der Brooklyn Bridge. Die übrigen Arbeiten – mehrere hundert Bilder – moderten in einem Lagerhaus in Queens vor sich hin. Kein Kunstsammler, wie morbide sein Geschmack auch sein mochte, hätte sie je ausgestellt. Jede Leinwand zeigte eine tragische Szene aus der Vergangenheit, die zusammengenommen einen ganzen Katalog großer und kleiner Katastrophen bildeten. Schiffbrüche und Brände, Verrat und gebrochene Herzen – alle verursacht von ein und derselben geheimnisvollen Gestalt, die auf jedem Gemälde in irgendeinem verborgenen Winkel zu finden war. Aber nur, wenn man wusste, wonach man suchte.

An dem Tag, als das Bild geliefert worden war, hatte Haven ungeduldig das Packpapier aufgerissen, um zu sehen, was sich darunter verbarg. Die Künstlerin Marta Vega war eine alte Freundin von Iain. Sie war jahrelang von entsetzlichen Visionen aus der Vergangenheit heimgesucht worden, die ihre Bilder inspiriert und erst aufgehört hatten, nachdem sie aus New York geflohen war und sich in Paris niedergelassen hatte. Dort hatte sie eine neue Serie angefangen, die ihren nun etwas hoffnungsvolleren Blick auf die Zukunft widerspiegelte. Haven hatte damit gerechnet, ein Bild aus dieser Reihe unter dem braunen Papier zu finden. Stattdessen hielt sie ein düsteres Gemälde in den Händen, auf dem ein leuchtend

gelber Haftnotizzettel klebte. *Das hier war das Letzte*, stand darauf. *Ich weiß, dass es für Euch ist*. Iain hatte nur einen kurzen Blick darauf geworfen und das Bild sofort in den Schrank verbannt, verborgen hinter Mänteln und Kleidern. Haven hörte später, wie er mit Marta telefonierte, die Stimme zu einem wütenden Flüstern gesenkt. Er schimpfte, dass sie ihnen das Bild nie hätte schicken dürfen. So etwas sei das Letzte, was Haven im Moment gebrauchen konnte, und er hoffe, dass sie es sich nicht zu genau angesehen hatte. Irgendwann würden sie sich ihren Dämonen stellen müssen, das sei ihm klar, aber im Moment wolle er nicht, dass Haven sich zu sehr sorgte.

Doch Haven hatte das Bild gesehen, und es hatte einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Noch Tage danach hatte sie kaum an etwas anderes denken können. Auf dem Gemälde waren zwei Leute zu sehen – ein junger Mann und eine junge Frau –, umringt von einer wütenden Menschenmenge. Die Gesichter waren unscharf, aber Haven erkannte die schwarze Haarmähne der jungen Frau als ihre eigene. Und sie wusste, dass dies das einzige von Marta Vegas Bildern war, das nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft zeigte.

Nun betrachtete Haven das Gemälde zum ersten Mal seit diesem Tag wieder genauer und suchte nach der winzigen schwarzen Gestalt, die auf jedem von Martas Werken auftauchte. Diesmal fand sie sie nicht, was sie jedoch kein bisschen beruhigte. Vielmehr kam es ihr so vor, als sei die Figur aus der Leinwand heraus- und in ihr Leben getreten. Er war irgendwo dort draußen. Der Mann auf dem Bild – die Gestalt in Schwarz – verfolgte Haven schon seit Jahrhunderten.

»Haven«, hörte sie Iain rufen, und seine Stimme klang ein wenig besorgt. »Was machst du denn da?«

Haven schob das Bild zurück in den Schrank. »Bin in zehn Minuten fertig«, antwortete sie und übergab seine Frage. »Sag dem Fahrer, er soll sobald wie möglich kommen.«

KAPITEL 2

Haven hatte das alles schon einmal gesehen. Als sie am Ufer des Arno entlangspazierten, wurde das Gefühl, dies schon unzählige Male zuvor getan zu haben, beinahe übermächtig. Die meisten Leute hätten es wahrscheinlich mit einem Schulterzucken als Déjà-vu abgetan. Aber Haven wusste es besser. Wenn sie das Gefühl hatte, schon einmal in Florenz gewesen zu sein, dann konnte sie mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass es auch so war. Nur eben nicht in *diesem* Leben.

Havens behandschuhte Finger klammerten sich um Iains Arm. »Ich bin schon einmal hier gewesen.« Ein Stück vor ihnen spannte sich eine Brücke über die schmalste Stelle des Flusses. Auf beiden Seiten entlang der Brücke ragten verwahrlost wirkende Häuschen – orange- und safranfarben – über den Rand hinaus, sodass sie geradezu über dem Arno zu schweben schienen. Um einen der Pfeiler paddelten gerade zwei fette Bisamratten durch das eisige graue Wasser. »Ich habe gesehen, wie der Fluss diese Brücke fortgerissen hat. Ich muss sehr jung gewesen sein, als das passiert ist, aber ich erinnere mich ganz deutlich daran. Und dann habe ich zugeesehen, wie sie wieder aufgebaut wurde.«

Iains Atem blieb als Wolke in der Luft stehen, als er lachte. »Ich hab mich schon gefragt, wann du es wohl merken würdest.« Iain konnte sich sehr viel klarer an die Vergangenheit erinnern als Haven – sehr viel klarer als jeder andere. »Das ist der Ponte Vecchio. Die Brücke wurde im Jahr 1333 von einer Flutwelle zerstört. 1345 haben sie sie wieder aufgebaut.«

»Waren wir hier?«, wollte Haven wissen. »Im Jahr 1345?«

»Du warst hier«, erwiderte Iain. »Ich bin im Jahr zuvor im Alter von sechzehn gestorben.«

Haven zuckte noch immer unmerklich zusammen, wenn Iain erwähnte, wie einer von ihnen gestorben war, auch wenn das alles schon Hunderte von Jahren zurücklag.

»Ich bin auf dem Weg nach Rom vom Pferd gefallen. Hab mir das Genick gebrochen. Aber eine Menge Leute würden wohl behaupten, dass ich ziemliches Glück hatte. Drei Jahre später hat nämlich etwas anderes die halbe Bevölkerung von Florenz dahingerafft – etwas, das viel schlimmer ist, als sich den Hals zu brechen.«

»Was könnte denn schlimmer sein, als sich den Hals zu brechen?«

»Der schwarze Tod.« Iain nahm Havens Hand und zog sie mit sich, weg vom Fluss bis zu den hohen grauen Säulen der Uffiziengalerie. Die Wintersonne verlor langsam ihre Kraft, und auf dem Innenhof des Museums war es eisig kalt. Hier und da schimmerten Eisflächen, die sich blitzschnell über das Pflaster auszubreiten und zu vervielfältigen schienen. Eine spanische Touristengruppe bibberte in ihren Daunenparkas. Die Frauen darunter starrten Iain an, als wäre eine der Statuen aus dem Museum plötzlich zum Leben erwacht. Ein paar von ihnen zeigten auf ihn und tuschelten. Iain merkte nichts davon – das tat er fast nie –, aber Haven lächelte und schmiegte sich noch enger an ihren gut aussehenden Freund.

Als das Paar die Piazza della Signoria erreichte, blieb Haven wie angewurzelt stehen. Der Platz war verlassen, bis auf einen Mann in einer schwarzen Robe, die so lang war, dass sie hinter ihm über den Boden schleifte. Unter einem breitkrempigen Lederhut trug er eine grauenerregende Maske mit einem langen weißen Schnabel. Seine Augen waren hinter einer rotglasigen Brille verborgen. Er sah aus wie ein Ungeheuer aus den Tiefen der Hölle. Aber Haven kannte diesen Aufzug – es war die Schutzkleidung eines mittelalterlichen Pestarztes. Sie sah, wie sich der Mann über einen reglosen Körper auf dem Kopfsteinpflaster beugte und ihn mit seinem Stab anstupste. Dann hob er den Kopf und blickte Haven direkt an. Sein Gesicht war hinter der Maske verborgen, aber sie konnte sein Missfallen spüren. *Sie* war es, die auf diesem Platz nichts verloren hatte. Haven blinzelte, und die Szene verschwand.

»Komm. Ich will dir noch etwas zeigen, bevor es dunkel wird«, drängte Iain, und Haven wurde klar, dass er nichts Ungewöhnliches gesehen hatte.

Achtzehn Monate waren vergangen, seit Haven die Ursache für die seltsamen Visionen erfahren hatte, die sie manchmal überkamen. Es handelte sich dabei nicht um Halluzinationen oder sonstige Einbildungen. Heute wusste sie, dass es Erinnerungen waren – Szenen aus ihren früheren Leben. Der Arzt mit der schreck-

lichen Maske gehörte nicht ins einundzwanzigste Jahrhundert, aber er war einst genauso real gewesen wie der junge Mann, dessen Hand sie hielt.

Die Visionen hatten angefangen, als sie noch ein kleines Kind gewesen war. Über Jahre hinweg war Haven immer wieder in Ohnmacht gefallen und hatte sich in einem anderen Leben wiedergefunden – dem Leben einer schönen jungen Frau namens Constance, die bei einem Feuer umgekommen war. Havens unkontrollierbare »Anfälle« hatten den meisten Menschen um sie herum Angst eingejagt. Sie waren überzeugt, dass das Mädchen krank oder geistesgestört sein musste. Nur Havens Vater hegte den Verdacht, dass seine Tochter jedes Mal, wenn sie bewusstlos wurde, in die Vergangenheit reiste. Als er unerwartet starb, nahm er dieses Geheimnis mit ins Grab, wo es für beinahe zehn Jahre auch geblieben war.

Kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag kehrten Havens Visionen zurück, und erst dann erfuhr sie die Wahrheit darüber. Die Trugbilder von der schönen jungen Frau waren Erinnerungen an eins der vielen Leben, die Haven schon gelebt hatte. Um mehr über Constances frühen Tod zu erfahren, floh Haven aus ihrer Heimatstadt in Tennessee und reiste heimlich nach New York. Dort traf sie schließlich ihre Mörderin, ihre große Liebe und die dunkle Gestalt, die sie seit mehr als zwei Jahrtausenden über alle Ozeane und Kontinente der Welt verfolgte.

Doch auch nachdem das Rätsel um Constances Tod gelöst war, hatten die Visionen nicht aufgehört. Haven wurde zwar nur noch selten ohnmächtig, aber wenn sie schlief, reiste sie immer noch oft an ferne Orte und in die entlegensten Länder. In der Dunkelheit wirkten ihre Träume real, doch wenn der Morgen graute, verblassten sie fast immer. An den meisten Tagen, im hellen Sonnenschein, blieb Haven von ihren Erinnerungen an frühere Leben verschont. Aber schon ein vertrauter Geruch, der Klang eines lang vergessenen Namens, das Gefühl von Iains Atem auf ihrer Haut konnte dazu führen, dass Havens Vergangenheiten mit der Gegenwart verschmolzen. Dann war sie plötzlich verrückt vor Liebe zu einem Mann, dessen leicht schiefes Lächeln so sehr Iains glich. Oder überwältigt von einer machtvollen Mischung aus alten Ängsten und Begierden, die sie noch immer nicht recht verstand.

»Erinnert dich dieser Palazzo an irgendetwas?« Iain ließ Havens Hand los und deutete auf eine Villa am anderen Ende eines kleinen, engen Platzes. Haven

blickte ihn an, bevor sie seinem ausgestreckten Finger folgte. Noch immer verspürte sie jedes Mal ein Kribbeln, wenn sie ihm in die Augen sah. Selbst jetzt, das wellige braune Haar unter einer Wollmütze versteckt, die Nase von der bitteren Kälte gerötet, wirkte er beinahe zu schön für einen Sterblichen. Einen Moment lang hätte ihr früheres Leben in Florenz ihr nicht gleichgültiger sein können. Wenn sie es nicht mit Iain hatte teilen können, konnte es kein gutes gewesen sein.

Widerstrebend wandte sie sich dem Gebäude zu, auf das er deutete. Es wirkte mehr wie eine Festung als eine Villa. Das unterste Stockwerk war aus riesigen Steinquadern gebaut, und unter drei voneinander getrennten Torbögen befand sich je eine hohe Eisentür, so groß, dass ein Riese hätte hindurchgehen können. Alle drei waren fest verriegelt, doch Haven wusste, dass sich dahinter ein Innenhof verbarg. Und sie wusste, dass die Treppe, die zu den Wohnräumen im zweiten und dritten Stock hinaufführte, hochgezogen werden konnte, für den Fall, dass das Haus angegriffen wurde. Das Gebäude war in gefährlichen Zeiten errichtet worden, und die wohlhabenderen Menschen hatten sich einiges einfallen lassen, um ihr Hab und Gut zu schützen.

Havens Lider flatterten. Sie spürte, wie ihre Beine sich bewegten und gegen den schweren Stoff der Röcke ankämpften, die sie umgaben. Die Wände rings um sie waren in leuchtenden Rot- und Goldtönen gestrichen. Die hölzernen Bodendielen quietschten protestierend, als sie zum offenen Fenster rannte. Sie war nicht groß genug, um hinauszusehen, darum stemmte sie sich auf das Fensterbrett und blickte auf den Platz hinunter, während ihr zierlicher Körper gefährlich weit über den Sims hing.

Ein Junge rannte vom Hof. Seine blaue Tunika und die roten Strümpfe sahen aus, als wären sie zwei Nummern zu groß für ihn. »Lauf! Lauf!«, schrie sie dem Jungen nach und lachte dabei so heftig, dass ihr die Tränen in die Augen traten. »Lass dich nicht von ihnen erwischen!« Die Worte klangen fremd in Havens Ohren, dennoch hatte sie keine Schwierigkeiten, die Sprache zu verstehen.

»Beatrice!« Hinter ihr ertönte eine scharfe Frauenstimme. »Komm sofort da runter! Was hat dein Bruder denn nun wieder angestellt?«

»Ich habe hier gewohnt«, murmelte Haven, nachdem vor ihren Augen wieder das einundzwanzigste Jahrhundert Form angenommen hatte. »Mein Name war Beatrice und ich hatte einen Bruder.«

»Dann hast du ihn gesehen?«, fragte Iain mit einem erwartungsvollen Lächeln. »Hast du ihn erkannt?«

»Erkannt? Ich konnte ihn nicht genau sehen. Nur, wie er weggerannt ist.« Haven hielt inne. »Moment mal, soll das etwa heißen ...«

Iain verschränkte die Arme vor der Brust wie ein aufgeblasener Professor und begann mit einem Vortrag, der sich gut in jeder Geschichtsstunde gemacht hätte. »Der Palazzo, den Sie hier sehen, wurde 1329 von Gherardo Vettori, einem wohlhabenden Weinhändler, gekauft. Wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit nun bitte auf das Wappen der Vettori-Familie über der Tür richten würden. Die drei eher unheilvoll wirkenden Delfine darauf tragen Trauben im Maul ...«

»Lass den Quatsch und hör auf mich zu ärgern!«, schimpfte Haven, denn sie wusste, dass sie ihn nur ermutigen würde, auf diese Weise weiterzureden, wenn sie jetzt lachte. »Willst du mir etwa erzählen, dass mein Bruder in diesem Leben ...« Sie konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

»Trotz beeindruckender Manneskraft und einer Schwäche für schöne Frauen setzte Gherardo Vettori nur zwei Kinder in die Welt. Eins von ihnen warst du. Dein Freund Beau das andere. Sein Name war damals Piero Vettori und er war ein Strolch, wie er im Buche steht.«

Einen Moment lang fand Haven keine Worte. Sie hatte schon vor einiger Zeit erfahren, dass Beau Decker, ihr bester Freund aus Tennessee, in einem früheren Leben einmal ihr Bruder gewesen war. Aber sie hatte nicht erwartet, eines Tages vor dem Haus zu stehen, in dem sie siebenhundert Jahre zuvor gestritten, gespielt und einander getröstet hatten.

»Ich wollte dich schon hierherbringen, seit wir in Italien sind«, erklärte Iain. »Es sollte eine Überraschung sein.«

»Dann kanntest du Beatrices Bruder?«

»Ich war mit Piero befreundet, bevor ich starb. Und ich war unsterblich in seine kleine Schwester verliebt. Darüber war er nicht besonders glücklich.«

Haven dachte an den Jungen in der viel zu großen Tunika und an die Liebe, die seine jüngere Schwester zu ihm verspürt hatte. Beatrice Vettori hatte Piero vergöt-

tert. In Havens Vision konnte er nicht älter als dreizehn Jahre gewesen sein, aber seine Schwester hätte vor jedem, der bereit war zuzuhören, damit geprahlt, wie tapfer und klug er war. Sie wusste noch andere Dinge über ihren Bruder, Geheimnisse, die nur sie beide miteinander teilten.

»Ich wünschte, ich hätte mehr sehen können«, sagte Haven traurig. »Ich wünschte, ich hätte *dich* sehen können. Warum müssen meine Visionen immer so willkürlich sein?«

»Eines Tages wirst du vielleicht alles sehen, wer weiß?«, tröstete Iain sie. »Und dann bist du diejenige, die *mir* Geschichten erzählt.«

»Vielleicht«, erwiderte Haven, obwohl sie nicht daran glaubte, dass so etwas je passieren würde. Nur mit viel Mühe konnte sie sich ein paar vereinzelte Bruchstücke aus den vielen Leben ins Gedächtnis rufen, doch die meisten Erinnerungen schwebten noch immer verloren durch die Zeit. Sie hätte sich noch mehr anstrengen können, um sie heraufzubeschwören, aber sie hatte den Verdacht, dass es Dinge gab, an die sie sich lieber nicht erinnern wollte. Iains Erinnerungen dagegen waren perfekt erhalten. Von allen Menschen, die wieder und wieder auf die Erde zurückkehrten, war Iain der einzige, der sich an jedes einzelne seiner früheren Leben erinnern konnte. Und diese Fähigkeit machte ihn zu einer Bedrohung für alle, die Böses im Schilde führten – ganz besonders für den Mann in Schwarz.

»Ich sollte ein Foto von dem Palazzo machen, für Beau«, sagte Haven.

»Ja, gleich. Aber zuerst muss ich noch etwas erledigen. Dieses vergangene Leben ist der Grund, warum ich Florenz vorgeschlagen habe, als du gesagt hast, dass du Rom für eine Weile verlassen willst. Jetzt kann ich endlich nachholen, was ich damals nicht mehr geschafft habe, bevor ich von diesem verdammten Gaul gefallen bin.«

»Was denn?«, fragte Haven.

Iain zog seine Handschuhe aus und steckte sie sich in die Manteltaschen. Dann nahm er behutsam Havens Gesicht in seine Hände. Ihre Augen schlossen sich wie von selbst, und sie spürte seinen warmen Atem auf der Haut. Als seine Lippen ihre berührten, schien die Zeit stillzustehen. Sie schob ihre Hand zwischen den Knöpfen seines Mantels hindurch, bis ihre Finger auf seiner Brust lagen. Das tat sie hin und wieder – einfach, um sich davon zu überzeugen, dass er real war.

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie so dastanden, in einer Umarmung, die siebenhundert Jahre zuvor hätte stattfinden sollen. Doch als Haven die Augen wieder öffnete, lag Florenz im Dunkeln.

KAPITEL 3

Im Restaurant wurden Haven und Iain von einer attraktiven Empfangsdame begrüßt, die ein Kleid trug, dessen Anblick wohl so manchem Gast noch stärker das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ als das Essen, das hier serviert wurde. Haven warf einen Blick auf die operierte Brust der Frau und die künstlichen Haarverlängerungen, die für ihre Löwenmähne sorgten, und grinste. Sie wusste, was als Nächstes kommen würde. Und wie erwartet schenkte die Empfangsdame ihr keinerlei Beachtung, sondern wandte sich mit einem strahlenden Lächeln an Havens gut aussehenden Begleiter. Haven hatte dieses Lächeln schon bei unzähligen Frauen beobachtet, wenn sie Iain zum ersten Mal begegneten, und es besagte in den seltensten Fällen einfach nur »Hallo«.

»Guten Abend, *Signore*«, gurrte die Dame auf Englisch mit einem entzückenden Akzent. »Haben Sie eine Reservierung?«

Iain zwinkerte Haven kurz zu, bevor er der Frau ein verwegenes Lächeln schenkte. »*Buona sera, Signorina*. Brauche ich denn eine?«

Das verführerische Lächeln der jungen Frau verwandelte sich in etwas regelrecht Unanständiges. »Heute Abend nicht«, flüsterte sie, als wäre das ein Geheimnis, das sie nur mit ihm teilen würde.

Der kurze Austausch strotzte nur so vor billigen Zweideutigkeiten. Haven biss die Zähne zusammen und versuchte, ein Kichern zu unterdrücken. Das Kolosseum selbst wäre nicht groß genug gewesen, um all die Frauen aufzunehmen, die sich Iain jede Woche zu Füßen warfen. Wenn Haven ihn in einem Geschäft kurz allein ließ, war er kurze Zeit später von Verkäuferinnen umringt, die ihn anschnauzten wie ein Rudel läufiger Hündinnen. Sogar eine Polizistin hatte Iain einmal heimlich ihre Telefonnummer zugesteckt, während sie Haven einen Strafzettel wegen Falschparkens ausstellte. Kellnerinnen überhäuften ihn mit Gratisgetränken und Extradesserts. Haven neckte Iain wegen seiner »Fans«, und noch vor einem Jahr wäre sie angesichts der Dreistigkeit dieser Empfangsdame wahrscheinlich fuchsteufelswild geworden. Heute aber, da sie wusste, was Iain durchgemacht

hatte, um sie zu finden, kam es ihr vollkommen lächerlich vor, eifersüchtig zu sein. Was war schließlich so schlimm daran, wenn diese armen Dinger mit ihm flirteten? Haven wusste, dass sein Herz nur ihr gehörte.

»Darf ich Ihnen die Mäntel abnehmen?«, fragte die Frau, die Iain mit ihren Augen regelrecht begripschte.

»Sie dürfen«, entgegnete Haven lächelnd und trat zwischen die beiden, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Als sie ihre Handschuhe abstreifte und die Mütze abnahm, hatte Haven das Gefühl, taxiert zu werden wie eine Skulptur in einem Auktionshaus. Zum Glück war das Kleid, das sie unter ihrem Mantel trug, einer ihrer eigenen Entwürfe. Es war schlicht und aus roter Seide und so gut geschnitten, dass es jeden Makel verdeckte und die Vorzüge ihrer Figur perfekt zur Geltung brachte. Zwei Männer drehten sich an ihrem Tisch in der Nähe des Eingangs um und gafften sie unverhohlen an, als sie und Iain zu ihrem Platz geführt wurden. Die Tische in dem Restaurant standen sehr eng, und während Haven sich dazwischen hindurchquetschte, wanderten unzählige Augenpaare von ihrem Kleid über ihr Gesicht bis hoch zu ihrer wilden schwarzen Mähne, bevor sie sich zurück auf die Teller vor ihnen senkten. Nur ein Mann starrte Haven weiter auf die Brust, was ihm einen diskreten, aber unmissverständlichen Stoß von Iains Ellbogen einbrachte, als sie an seinem Tisch vorbeikamen.

Es war nicht das erste Mal, dass plötzlich alle Blicke auf Haven gerichtet waren. In ihrer Kindheit und Jugend im winzigen Snope City in Tennessee war ihr immer unangenehm bewusst gewesen, dass die ganze Stadt sie beobachtete. Doch damals hatten die Leute Angst vor ihr gehabt. Einem kleinen Mädchen, das Visionen von fremden Orten hatte, konnte man nicht trauen – zumal seine eigene Großmutter unermüdlich verkündete, dass es der Teufel selbst sei, der ihr diese Visionen schicke. Jetzt aber lagen fünftausend Meilen und ein ganzes Jahr zwischen ihr und Snope City. Haven war ein völlig anderer Mensch geworden, und zum ersten Mal in ihrem Leben begann sie, die Aufmerksamkeit anderer zu genießen, wenn sie ihr zuteil wurde. Es gefiel ihr, wie die Leute sie ansahen, mit einer Mischung aus Bewunderung und Neid. Gegen solche Blicke hatte sie rein gar nichts einzuwenden, und oft wählte sie ihre Kleidung so aus, dass sie sich ihrer sicher sein konnte. Auch wenn Iain und sie eigentlich unentdeckt bleiben wollten.

»Tut mir leid, dass der Laden so überfüllt ist«, flüsterte Iain Haven zu, als sie schließlich saßen. »Meine Mutter hat immer gesagt, das Essen hier ist besser als die Atmosphäre.«

»Abgesehen von deinem Fanclub finde ich die Atmosphäre gar nicht so schlecht«, entgegnete Haven und beendete ihr Blickduell mit einem Mädchen am anderen Ende des Raums, das offensichtlich von Amors Pfeil getroffen worden war. »Und ich kann mir nicht vorstellen, dass es in ganz Italien einen Koch gibt, der etwas zustande bringt, das mit deinen Omeletts mithalten kann. So, und nun Schluss mit dem Smalltalk, Mr Morrow. Kommen wir zum Geschäftlichen. Du hast mich ganze drei Stunden schmoren lassen. Jetzt erzähl mir endlich mehr über Piero und Beatrice. Wie hast du sie kennengelernt? Wie waren sie?«

»Wild. Piero habe ich an meinem fünfzehnten Geburtstag kennengelernt. Da wollte er mir mit einem Stein den Schädel einschlagen.«

»Entzückend«, sagte Haven lachend. Sie liebte Beau über alles, aber jeder, der ihn kannte, wusste, dass er alles andere als ein Pazifist war.

»Ja. Piero war ein netter Kerl, aber so jähzornig, wie man sich nur vorstellen kann. Damals hat er mich beschuldigt, sein Pferd stehlen zu wollen. Er hatte es nicht angebunden, und ich bin zufällig vorbeigekommen, nachdem es dem Wagen eines Gemüsehändlers hinterhergetrottet war. Wir hatten uns schon grün und blau geprügelt, als das Pferd auf einmal wieder auftauchte, auf der Suche nach seinem Besitzer. Piero entschuldigte sich, also schlossen wir Waffenstillstand und entschieden uns, in Zukunft auf derselben Seite zu kämpfen. Ein paar Tage später lud er mich zu sich nach Hause ein, wo ich zum ersten Mal seine kleine Schwester sah, die sich mit einem Kleid für die Mutter der beiden abmühte. Wenn ich mich recht erinnere, war das die Strafe dafür, dass sie sich in der Nacht zuvor aus dem Haus geschlichen hatte. Beatrice steckte so gut wie immer in Schwierigkeiten, genauso wie Piero. Sie stachelten einander immer wieder an. Und, wie du ja mittlerweile weißt, manche Dinge ändern sich einfach nie.«

»Also war es Liebe auf den ersten Blick, als du Beatrice gesehen hast?«

Haven hatte ihn nur necken wollen, aber Iains Antwort war ernst.

»Das ist es immer. Ich musste noch nicht mal mit ihr reden. Ich wusste im selben Moment, als ich Beatrice mit der Nadel in der Hand sah, dass du es warst. Die nächsten paar Wochen über habe ich mich ständig vor dem Haus der Vettori

herumgedrückt, in der Hoffnung, einen Blick auf sie zu erhaschen. Piero hat das wahnsinnig gemacht. Er war schon immer schrecklich überfürsorglich.«

»Wie war damals dein Name?«, wollte Haven wissen.

»Ettore«, sagte Iain.

»Ettore«, wiederholte Haven und genoss das Gefühl, wie der Name ihr Herz ein winziges bisschen stolpern ließ. Haven liebte nichts mehr, als sich Geschichten über ihre vergangenen Romanzen erzählen zu lassen. Jede hatte ihren ganz besonderen Hergang und ihre einzigartigen Umstände. Und jedes Mal, wenn sie glaubte, nun alle gehört zu haben, entführte Iain sie in ein weiteres Leben in irgendeinem fernen Land. Doch die Reisen in ihre gemeinsame Vergangenheit waren nicht immer nur schön. So viele Leben sie auch glücklich miteinander verbracht hatten, es gab auch jede Menge, die für einen von ihnen zu früh geendet hatten oder in denen sie einander vergeblich gesucht hatten. Haven konnte sich an diese finsternen Zeiten nicht erinnern, und Iain sprach nur selten davon, aber sie wusste, dass die Erinnerungen daran ihm lebhaft im Gedächtnis geblieben waren.

»Hast du je die Gelegenheit bekommen, mit Beatrice zu sprechen?«, fragte Haven nun behutsamer. »Hast du ihr gesagt, was du für sie empfindest?«

»Ja, aber das war nicht ganz einfach. Beatrices Eltern waren nicht gerade die angenehmsten Menschen. Sie machten ihr das Leben schwer – und zu Piero waren sie unglaublich grausam. Du hättest Schläge bekommen, wenn sie uns zusammen gesehen hätten, darum flüsterten wir nur manchmal durch die Hecken im Hof miteinander. Beatrice hatte furchtbare Angst, dass ihr Vater sie zwingen würde, einen seiner Geschäftspartner zu heiraten. Ich versprach ihr, dass ich das nicht zulassen würde. Aber wie du weißt, habe ich nicht lange genug gelebt, um mein Versprechen zu halten.«

»Und wie ging es dann weiter mit Beatrice?«

»Ich bin nicht ganz sicher«, gab Iain zu.

Haven lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, als der Kellner sich näherte. Iain warf einen Blick in die Karte und bestellte für sie beide in fließendem Italienisch. Haven lag die ganze Zeit eine Frage auf der Zunge.

»Du bist nicht ganz sicher?«, fragte sie, als der Kellner wieder verschwunden war. Sie hatte nicht zum ersten Mal den Verdacht, dass Iain sie vielleicht vor irgendeiner unschönen Wahrheit beschützen wollte.

»Wahrscheinlich ist Beatrice an der Pest gestorben«, antwortete Iain. »So wie die meisten Einwohner von Florenz. Ich weiß nur, dass die Vettori-Familie das Haus, das wir vorhin gesehen haben, verlassen hat. Nach dem, was ich gelesen habe, hat sich dann ein Grüppchen abtrünniger Ärzte dort eingenistet, die keine Lust mehr hatten, anderen zu helfen, sondern lieber sich selbst retten wollten. Sie versteckten sich in der Villa, tranken den gesamten Wein der Vettori und aßen ihre Vorräte auf, bevor schließlich auch sie von der Pest dahingerafft wurden. Einer dieser Ärzte hat bis zu seinem Todestag ein Tagebuch geführt, aber auch er scheint nicht gewusst zu haben, was aus den Vettori geworden ist, nachdem sie Florenz verlassen hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Familie in den Massengräbern draußen vor der Stadt gelandet.«

»Das ist ja eine schreckliche Geschichte«, sagte Haven, die es plötzlich bereute, überhaupt gefragt zu haben.

»Ja«, stimmte Iain ihr zu. »Aber mach dir nicht zu viele Gedanken darüber. Wir hatten auch so viele Happy Ends. In unserem darauf folgenden Leben waren wir Bauern in Kathmandu. Wir heirateten, als wir siebzehn waren, und lebten mehr als vierzig Jahre lang glücklich zusammen.«

»Hatten wir Kinder?«, fragte Haven ein bisschen zu laut, und ein Mann am Nebentisch warf ihr einen verwirrten Blick zu. »Hatten wir?«

»Nein, aber dafür drei ganz zauberhafte Yaks«, entgegnete Iain, als der Kellner zwei Gläser Wasser vor sie auf den Tisch stellte. »Und sechsunddreißig Nichten und Neffen.«

»Sechsunddreißig?« Haven bekam schon Kopfschmerzen, wenn sie nur daran dachte. »War das nur in unserer Familie so, oder besprangen sich damals alle wie die Karnickel?«

Iain verschluckte sich an seinem Wasser und konnte gerade noch verhindern, dass er alles über den Tisch spuckte. »Wie immer ganz die wohlerzogene Südstaatenlady.« Er lachte mit der Serviette vor dem Mund. »Im Nepal des vierzehnten Jahrhunderts gab es nun mal nicht viel anderes zu tun. Manchmal konnte es ziemlich langweilig werden, aber für mich ist es bis heute eins unserer besten gemeinsamen Leben. Manchmal wache ich immer noch morgens auf und habe plötzlich Lust auf einen Becher Yakbuttertee.« Zufrieden sah er zu, wie Haven das Gesicht verzog. »Du mochtest den auch«, behauptete er. »Irgendwann

fahre ich noch mal mit dir nach Nepal, damit du dich wieder an den Geschmack gewöhnen kannst.«

»Solange ich dann keine Yaks melken muss«, witzelte Haven. »Ich halte mich nicht unbedingt für ein Prinzesschen, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass ich in diesem Leben noch innige Freundschaft mit Nutztieren schließen werde.«

»Meinst du nicht?«, zog Iain sie auf. »Ich glaube, du wärst überrascht, wenn du wüsstest, wozu du in der Lage bist.«

»Na, dann lass mal hören«, forderte Haven ihn heraus.

»Lass mich kurz nachdenken ...« Iain tippte sich an die Schläfe und hob eine Augenbraue. »Mir fällt bestimmt was richtig Gruseliges ein.«

Während Haven wartete, richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf eine Frau, die im hinteren Teil des Restaurants aufgestanden war. Sie ging gerade auf den Ausgang zu, in einen Pelzmantel gehüllt, den sie der Empfangsdame offenbar nicht hatte anvertrauen wollen. Haven konnte nicht erkennen, welche bedauernswerte Kreatur es gewesen war, die im Namen der Mode ihr Leben hatte lassen müssen. Der Pelz war ebenso exotisch wie die Frau selbst, die aus irgendeinem Grund nicht ganz menschlich wirkte. Als die Dame an ihnen vorbeikam, streifte der Ärmel ihres Mantels den Tisch, und Haven hielt schnell ihr Glas fest, damit es nicht umfiel. Die Frau, die über Havens abrupte Bewegung erschrak, raffte ihren Pelz vor der Brust zusammen, bevor die Berührung einer Fremden ihn entehren konnte. Ein schlichter Platinring zierte einen ihrer Finger an den eleganten Händen. Er hatte die Form einer Schlange, die sich in den eigenen Schwanz biss. Ein Ouroboros.

»Haven, ist alles in Ordnung?« Haven hörte Iains Stimme kaum über dem Hämmern ihres Herzens. Sie ließ den Blick durch das Restaurant schweifen und musterte die Gesichter der Gäste. An einem Tisch an der gegenüberliegenden Wand, unter einem Gemälde mit zwei Adligen aus der Renaissance, saßen zwei Männer in Anzügen. Sie waren zu schlicht gekleidet, um Italiener zu sein. Möglicherweise waren es Geschäftsreisende. Oder Totengräber auf Urlaub. Oder Männer, die auf der Suche nach ihr waren.

Haven winkte den Kellner heran und verlangte die Rechnung, gerade als ihr erster Gang serviert wurde.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte der Kellner.

»Haven?«, schloss Iain sich ihm an.

»Ich fühle mich nicht wohl«, brachte Haven heraus, während sie in ihrer Handtasche wühlte und eine Kreditkarte zum Vorschein brachte. Als der Kellner wieder weg war, beugte sie sich über den Tisch zu Iain hinüber. Ihn zu beschützen war das Allerwichtigste. »Du musst hier raus«, flüsterte sie ihm zu. »Vielleicht haben sie noch nicht herausgefunden, wer du bist.«

»Wer denn?«, wollte Iain wissen. Haven nickte in Richtung des Tisches mit den zwei Anzugmännern.

Iain warf einen kurzen Blick hinüber und lachte dann erleichtert auf. »Die Typen da? Die sind nicht von der Ouroboros-Gesellschaft, Haven. Das sind Vertreter für Fotokopierer. Aus Cleveland. Ich habe sie reden hören, als wir an ihrem Tisch vorbeigekommen sind.«

»Bist du sicher?«, entgegnete Haven. »Aber es *war* jemand von der Gesellschaft hier. Die Frau mit dem Pelzmantel – sie hatte einen Ring am Finger. Einen Ouroboros-Ring. Ich hab's genau gesehen.«

»Haven, mach dir nicht so viele Sorgen. Das war nur ein Zufall. Warum bleiben wir nicht einfach hier und genießen unser Essen? Es gibt da etwas, das ...«, begann Iain.

»Nein, wir sind hier nicht sicher!«, meinte Haven beharrlich. »Ich habe es schon in Rom gespürt, und jetzt spüre ich es hier auch. Er sucht nach mir, Iain.«

»*Signora*, es tut mir sehr leid.« Der Kellner war wieder neben ihrem Tisch aufgetaucht. »Aber Ihre Kreditkarte wurde nicht akzeptiert.«

»Das ist unmöglich«, fauchte Haven.

»Nein, *Signora*«, erwiderte der Kellner, der nun von Sekunde zu Sekunde hochnäsiger klang. »Ist es nicht. Vielleicht hätte der *Gentleman* ja eine Karte?«

Natürlich hat er das nicht, hätte Haven am liebsten geantwortet. *Dieser Gentleman wird nämlich für tot gehalten.*

»Ich zahle dann bar«, sagte Iain zu ihm.

KAPITEL 4

Die Straßen von Florenz waren verlassen. Schneeflocken tanzten durch die Luft, als wollten sie einfach nicht landen, aus Angst vor der eisigen Berührung des Bodens. Der Abend war still, und die Lichter des Restaurants reichten nicht weit in der Dunkelheit. Haven sah sich um und erkannte nichts. Sie konnte sich noch nicht einmal erinnern, welchen Weg sie vom Hotel genommen hatten.

»Ich habe dem Kellner mein gesamtes Bargeld gegeben«, sagte Iain. »Für ein Taxi habe ich nichts mehr übrig.« Haven stellte zu ihrer Überraschung fest, dass er kein bisschen besorgt wirkte. Er grinste sogar, als er sich den Schal fester um den Hals zog und die Enden in den Kragen seines Mantels stopfte. »Hättest du Lust auf einen kleinen Spaziergang?«

»Ob ich *Lust* hätte? Iain, jetzt hör mir mal zu«, flehte Haven, deren Zähne schon zu klappern angefangen hatten. »Er muss hier irgendwo sein.« Sie rechnete jeden Moment damit, die schwarz gekleidete Gestalt um eine Ecke oder hinter einem Auto hervorkommen zu sehen. Es gab keine Nische, in der er nicht hätte lauern können. »Er ist uns von Rom aus hierher gefolgt. Wir können nicht länger hierbleiben.«

»Haven, ich *verspreche* es dir. Er ist nicht in Florenz. Wenn er es wäre, dann wüsste ich das. Und das mit dem Spaziergang war sowieso eine rhetorische Frage. Wenn du nicht gerade vorhast zu trampen, bleibt uns nichts anderes übrig, als zu laufen.«

»Na, dann beeilen wir uns besser.« Haven stürmte auf ihren Acht-Zentimeter-Absätzen voran.

»Haven!«, rief Iain ihr hinterher. Sie drehte sich um und sah, dass er in die entgegengesetzte Richtung zeigte. »Zu unserem Hotel geht es da lang.«

Haven biss sich hinter ihrem Kaschmirschal auf die Lippe, bis sie Blut schmeckte. Sie war nicht verrückt. Sie wusste, was sie gesehen hatte. Der Ring der Frau – die Platinschlange, die sich in den eigenen Schwanz biss – hatte sie als Mitglied der Ouroboros-Gesellschaft zu erkennen gegeben. Der geheimen Organ-

isation, die der Mann in Schwarz leitete. Adam Rosier. Und wo Adam die Finger im Spiel hatte, gab es keine Zufälle. Wie hatte sie nur so dumm sein können zu glauben, dass sie ihn täuschen könnte.

Viele Monate waren vergangen, seit Haven das Hauptquartier der Ouroboros-Gesellschaft zum letzten Mal betreten hatte. Doch auch wenn die Organisation nun am anderen Ende des Atlantiks lag, war sie in Havens Gedanken allgegenwärtig. Die Gesellschaft, deren Sitz ein imposantes, efeuüberwuchertes Herrenhaus am Rand des Gramercy Parks in Manhattan war, hatte sich einst der wissenschaftlichen Erforschung der Reinkarnation gewidmet. Ihr wohlmeinender Gründer war der Ansicht gewesen, dass Menschen, die mit dem Wissen aus früheren Leben geboren wurden – Menschen wie Iain Morrow und Haven Moore –, sich dem Ziel verschreiben sollten, die Welt zu verbessern. Adam Rosier hatte das alles geändert. Nachdem er die Leitung der OG übernommen hatte, hatte sie sich in eine Art fragwürdigen Club verwandelt. Noch immer strömten Menschen aus der ganzen Welt mit außergewöhnlichen Erinnerungen in das Gebäude am Gramercy Park, in der Hoffnung, dort mehr über die Leben zu erfahren, die sie einst geführt hatten. Viele von ihnen besaßen besondere Fähigkeiten, die sie sich im Laufe zahlreicher Leben angeeignet hatten. Unter ihnen waren medizinische Gelehrte und Mathematikgenies. Künstler und Schauspieler. Politiker, die das Volk zum Jubeln oder Weinen bringen konnten. Pianisten, die ihr Publikum mit ihren Fingerspitzen in den siebten Himmel versetzten.

Wer sie waren oder was ihre Fähigkeiten gewesen sein mochten, war nicht wichtig. Sobald sie in die Gesellschaft eintraten, machten sie sich zu Sklaven des dort herrschenden Systems. Alle Ewigen (wie sie sich selbst nannten) bekamen ein Konto und wurden angewiesen, wertvolle »Punkte« zu sammeln, indem sie einander halfen. Dieses System wirkte so lange völlig harmlos, bis die Mitglieder herausfanden, dass sich mit OG-Punkten alles kaufen ließ, was sie im tiefsten Innern beehrten – Ruhm, Reichtum, Drogen oder Sex. Früher oder später wurden Macht und Punkte für jedes der Mitglieder zur Besessenheit. Diejenigen, die sich weigerten, dieses Spiel mitzuspielen, bekamen Besuch von Adams »Grauen« – und wurden danach oft nie wieder gesehen. Aber nur wenige weigerten sich, und so wurde die Welt mit jedem neuen Mitglied, das die Gesellschaft anwarb, ein kleines bisschen dunkler.

Ganz nach Adam Rosiers Plan. Er war das Hauptmotiv von Marta Vegas unheimlichen Gemälden – die finstere Gestalt, die all die Tragödien auslöste. Die Frage, *was* er war, konnten einem wohl nur Gelehrte, Schamanen oder Priester beantworten. Tausende von Jahren war er ziellos durch die Welt gestreift und hatte dabei Verwüstung hinterlassen, Lügen verbreitet und Chaos gesät, wo immer er konnte. Doch im Jahr 1925 hatte er sich dann in Manhattan niedergelassen. Dank der Ouroboros-Gesellschaft konnte er seine finsternen Geschäfte fortführen, während er darauf wartete, dass das einzige Mädchen, das er je geliebt hatte, den Weg nach New York fand und sich das Schicksal erfüllte, das er für sie vorgesehen hatte.

Adam mochte an die niedersten Begierden der menschlichen Seele appellieren, aber er hatte selbst eine Schwäche. Haven Moore. Vor zweitausend Jahren waren die beiden einmal verheiratet gewesen, aber Adams Furcht, sie zu verlieren, hatte ihn dazu getrieben, sie einzusperren. Mithilfe eines Dieners, in dem sie ihren Seelenverwandten finden sollte, entkam sie schließlich aus der Gefangenschaft, aber Adam hatte sich geweigert, sie kampflos aufzugeben. Stattdessen war er Haven durch unzählige Leben gefolgt, und es gab nur wenige Verbrechen, die er nicht ihretwegen begangen hatte.

In diesem Leben hatte Adam Haven ausfindig gemacht, als sie noch zu jung war, um vor ihm zu fliehen. Er hatte sie seit ihrem neunten Lebensjahr beobachtet, hatte sie geschützt und geduldig gewartet, dass sie volljährig wurde. Doch trotz all seiner Mühen hatten Haven und Iain auch diesmal zueinandergefunden. Um in Frieden miteinander leben zu können, hatten sie den Mann in Schwarz austricksen müssen. Haven hatte Adam davon überzeugt, dass sie ihren Seelenverwandten nicht mehr liebte, und Iain hatte seinen eigenen Tod inszeniert. In dem Glauben, er habe seinen Widersacher besiegt, versprach Adam Haven ein Leben in Freiheit. Er würde geduldig abwarten, bis sie wiedergeboren wurde, und sie dann wieder zu seiner Frau nehmen.

Dieses Versprechen hatte Adam ihr nur gegeben, weil er seinen Rivalen für tot hielt – und weil er glaubte, dass die Liebe, die Haven und Iain wieder und wieder zueinandergeführt hatte, endlich zerstört sei. Wenn Adam nun herausfand, dass Iain noch am Leben war – wenn er herausfand, dass sie sich noch immer liebten und gemeinsam in Italien lebten –, wären die Folgen unabsehbar. Vor Iains »Tod« hatte Adam ihm den Mord an einem Musiker namens Jeremy Johns an-

gehängt. Ein Anruf bei der Polizei und Iain würde sich vielleicht lebenslänglich hinter Gittern wiederfinden. Aber wenn Adam Rosier sich wirklich in Florenz aufhielt, war eine Verhaftung ihre geringste Sorge. Falls Iain jedoch sterben sollte, konnte niemand sagen, wie lange es dauern würde, bis er und Haven sich wiederfänden. Schon ein Jahr ohne ihn wäre furchtbar. Ein ganzes Jahrhundert wäre eine Tortur.

Darum war Haven überrascht darüber, Iain reden zu hören, als wäre Adam keine Bedrohung mehr für sie. Als könnte ein Ozean ihn von ihr fernhalten. Haven wusste, dass sie ihm nicht endgültig entkommen waren. Adam selbst mochte zwar in New York geblieben sein, aber ein Teil von ihm folgte Haven, wohin auch immer sie ging. Oft erschien er in ihren Träumen von der Vergangenheit. Haven konnte sich selten an Einzelheiten erinnern, doch eine schreckliche Tatsache konnte sie nicht verdrängen. Es waren nicht immer böse Träume.

Die Angst hatte ihre Sinne geschärft, und so hörte Haven das Motorengeräusch der Vespa lange, bevor der Scheinwerfer zu sehen war. Der Roller tauchte an der Kreuzung ein Stück vor ihnen auf und blieb ein bisschen zu lange vor dem Stoppschild stehen, ehe er schließlich in ihre Richtung kam. Haven und Iain blinzelten in dem grellen Licht und blieben stehen, um das Fahrzeug vorbeizulassen. Als die Vespa vorbeiknatterte, konnte Haven nur mit Mühe einen Fluchtimpuls unterdrücken. Das letzte Mal, als Iain und sie dem Tod ins Auge geblickt hatten, war er in Form von zwei OG-Mitgliedern auf einem Motorrad herangerast gekommen. Aber die Person auf der Vespa war keiner von Adams Grauen – es war ein junges Mädchen mit einem langen braunen Mantel und Motorradstiefeln. Sie trug keinen Helm oder irgendeine andere Kopfbedeckung, und die Schneeflocken funkelten in ihrem blonden Haar wie Diamantenstaub. Die Vespa wurde langsamer, und das Mädchen warf Haven einen langen Blick zu. Für Iain schien sie sich nicht zu interessieren. Selbst in dieser Finsternis kam Haven irgendetwas an dem Mädchen bekannt vor. Sie wusste, dass sie sich irgendwann in der Vergangenheit begegnet sein mussten, und das Grinsen im Gesicht der anderen verhiess, dass auch sie sich dessen bewusst war.

Ein paar Straßen weiter konnten sie den Motor der Vespa noch immer hören. Das Knattern brachte Haven dazu weiterzulaufen, obwohl sie vor Kälte kein Gefühl mehr in den Füßen hatte. Sie stellte sich vor, wie das Mädchen auf dem

Roller irgendwo in der Nähe um die Häuserblocks kreiste, wie ein Raubtier, das den richtigen Moment abwartet, um sich auf seine Beute zu stürzen. Nicht einmal als im Schneegestöber vor ihnen endlich die Lichter ihres Hotels auftauchten, gestattete Haven es sich, Erleichterung zu verspüren. Es bestand immer noch die Chance, dass sie es trotzdem nicht bis in die Lobby schaffen würde – dass sie wie ein Kaninchen kurz vor dem sicheren Bau geschnappt werden würde. Das Mädchen auf dem Roller verfolgte sie. Da war Haven sich sicher.

Als sie endlich in der Lobby angekommen waren, fuhr Haven herum und spähte nach draußen, die Nase fast an die Glastür gepresst.

»Ist da draußen irgendwas?« Iain, der sich allmählich auch Sorgen zu machen schien, legte ihr die Hand auf die Schulter und blickte hinaus in die Dunkelheit.

»Pssst«, machte Haven. Die Straßen waren verlassen und nichts bewegte sich in den Schatten. Ein paar Häuserblocks weiter flackerte ein winziges Licht auf. Zuerst dachte sie, es sei vielleicht die Vespa, die sie noch immer verfolgte, aber als das Licht sich über eine Minute lang nicht bewegte, atmete sie auf. Havens Angst ließ ein wenig nach und verwandelte sich in das Verlangen nach einer langen, heißen Dusche. Sie ließ zu, dass Iain sie bei der Hand nahm, und sie machten sich auf den Weg durch die Lobby.

»Entschuldigen Sie, Miss Moore.« Eine streng aussehende Rezeptionistin trat ihnen in den Weg, kurz bevor sie die Aufzüge erreicht hatten. Trotz ihrer geringen Größe bildete sie ein unüberwindbares Hindernis. »Könnte ich Sie kurz sprechen?«

»Wir sind ein bisschen in Eile«, erwiderte Haven müde, doch als sie versuchte, einen Schritt an der Frau vorbeizumachen, musste sie feststellen, dass ihr Weg schon wieder versperrt war.

»Es dauert nur einen Moment.« Die Frau deutete auf eine offene Bürotür. Widerwillig folgten Haven und Iain ihr hinein.

»Ja?«, fragte Haven, die sich wie ein unartiges Kind vorkam, das ins Büro des Schuldirektors gerufen worden war.

»Es gibt ein Problem mit Ihrer Kreditkarte. Das Hotel ist angewiesen worden, keine Abbuchungen mehr vorzunehmen.«

»Angewiesen worden? Von wem?«, wollte Haven wissen. Sie spürte, wie sich dunkelrote Flecken auf ihrem Gesicht und ihrer Brust ausbreiteten.

»Von der Kreditkartengesellschaft. Würden Sie Ihre Rechnung dann lieber bar bezahlen oder möchten Sie früher auschecken?« Die Frau ließ keinen Zweifel daran, welche der beiden Möglichkeiten sie bevorzugte.

»Wir zahlen bar«, sagte Iain zum zweiten Mal an diesem Abend. »Ich hatte einen Umschlag im Hotelsafe platzieren lassen. Wären Sie wohl so nett, ihn zu holen?«

»Selbstverständlich«, erwiderte die Frau knapp.

»Glaubst du mir jetzt endlich?«, fragte Haven, sobald sie und Iain allein im Büro waren. »Irgendjemand hat meine Konten gesperrt. Das muss Adam gewesen sein. Wer sollte uns sonst so was antun?«

»Lass uns keine voreiligen Schlüsse ziehen«, entgegnete Iain, noch immer fest entschlossen, Haven zu beruhigen. »In New York ist es erst halb fünf. Wir haben also genug Zeit, das Problem zu lösen. Check als Erstes mal deine E-Mails. Vielleicht hat das Kreditkarteninstitut dir ja eine Nachricht geschickt. Das ist alles bestimmt nur ein Missverständnis.«

»Ein Missverständnis? Und wie erklärst du dir dann bitte das Mädchen auf der Vespa? Die hat uns beobachtet.«

»Wir sind in Italien, Haven«, sagte Iain. »Hast du eine Ahnung, wie viele Mädchen hier auf Vespas herumfahren?«

»In so einem Schneesturm?«

»Komm schon, Haven. Lies erst mal deine E-Mails.«

Haven kramte in ihrer Handtasche nach ihrem Handy. Und tatsächlich war zwei Stunden zuvor eine E-Mail von ihrem New Yorker Anwalt angekommen. Sie überflog die Nachricht.

»Na, *das* erklärt natürlich einiges«, rief Haven. »Deine Mutter verklagt mich.«

»Sie tut *was*?« Nun begann auch Iains gelassene Fassade zu bröckeln.

»Sie behauptet, ich hätte dein Testament gefälscht.«

»Lies mal vor.«

»Sehr geehrte Miss Moore, ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass alle Ihre Konten vorübergehend gesperrt wurden. Mrs Virginia Morrow, die Mutter Ihres verstorbenen Partners, hat Klage gegen Sie wegen Erbbetrugs erhoben. Sie hat den Verdacht geäußert, dass die Unterschrift auf Iains Testament gefälscht sein könnte. Ein Richter hier in Manhattan hat nun angeordnet, dass das Vermögen der Familie Morrow auf einem Treuhandkonto hinterlegt wird, bis die Angelegenheit

geklärt ist. Außerdem hat er verfügt, dass das von Iain Morrow unterschriebene Originaldokument Mr Harold Tuckerman übermittelt werden soll, einem anerkannten Experten für Fälschungsdelikte. Bitte rufen Sie mich umgehend an. Wir müssen diese Angelegenheit sobald wie möglich persönlich besprechen.«

»Ich fasse es nicht«, murmelte Iain. »Ich habe der Frau in meinem Testament fünf Millionen Dollar vermacht. Ich dachte, es würde mindestens zehn Jahre dauern, bis sie das alles versoffen hat.«

»Tja, sieh es doch mal positiv«, erwiderte Haven, obwohl ihr das selbst nicht gerade leichtfiel. »Immerhin steckt nicht Adam dahinter.«

»Unterschätz meine Mutter nicht«, sagte Iain warnend. »Wenn es hart auf hart kommt, wirkt Adam Rosier neben ihr so harmlos wie der Osterhase.«

Während des vergangenen Jahrs hatte Haven Dutzende von Geschichten über Iains Vater gehört, der gestorben war, kurz bevor Iain und sie sich wiedergefunden hatten. Jerome Morrow war ein schwieriger Mensch gewesen und hatte Iain eine sehr viel kompliziertere Kindheit als nötig beschert, indem er ihn von einem Psychiater zum anderen schleppte, die seinem Sohn immer wieder neue Pillen verschrieben. Trotzdem hätte aber niemand bezweifelt, dass Jerome Morrow seinen Sohn liebte, auch wenn er seiner Liebe auf etwas eigenwillige Weise Ausdruck verlieh. Über seine Mutter sprach Iain hingegen nur selten. Wann immer die Sprache auf sie kam, wechselte er so schnell wie möglich das Thema.

»Jetzt übertreibst du aber«, widersprach Haven sanft.

»Nein.« Iain blieb hartnäckig. »Das tue ich nicht. Sie hat mich einmal so lange in ihrer Villa gefangen gehalten, bis mein Vater einwilligte, ihr mehr Unterhalt zu zahlen. Ich hab damals einen ganzen Monat von meinem sechsten Schuljahr verpasst. Glaub mir, sie würde uns beide verhungern lassen, wenn ihr das auch nur die kleinste Aussicht auf das Morrow-Vermögen verschaffen würde.«

»Na, verhungern werden wir ja wohl nicht so schnell, oder?« Haven lachte nervös. »Wir haben doch bestimmt ein bisschen Geld für Notfälle auf die Seite gelegt.«

»Ein bisschen, ja.« Iain nickte. »Aber das wird nicht für immer reichen.«

»Und dann haben wir immer noch meine Boutique. Von den Einnahmen sollten wir doch eine Zeitlang über die Runden kommen.«

Iain schüttelte den Kopf. »Die werden sie dichtmachen. Der Laden und das gesamte Material sind mit Morrow-Geld bezahlt worden. Du machst dir Sorgen«,

fügte er dann hinzu, als er das Entsetzen in Havens Gesicht sah. »Das musst du nicht. Zur Not nehme ich einfach den nächsten Flieger nach New York. Da habe ich nach wie vor ein paar Kontakte und kann so versuchen, an ein bisschen Geld zu kommen, während wir gegen diese Klage ankämpfen.«

»Kontakte? Seit wann haben tote Menschen denn *Kontakte*?« Haven seufzte und schmiegte ihre Wange an Iains Brust. Sein Herz schlug noch immer langsam und gleichmäßig. Sie fragte sich, was wohl passieren musste, um es so zum Hämmern zu bringen wie ihr eigenes. »Ist ja auch egal. Ich will dich nur hier bei mir haben. Virginia Morrow kann uns von mir aus unser letztes Geld abknöpfen, aber ich lasse nicht zu, dass sie uns auseinanderbringt.«

Sie spürte, wie Iain ihr einen dicken Kuss auf den Hals gab. »Meine Mutter wird unser Geld nicht in die Finger bekommen, Haven. Sie wird uns nur eine Weile das Leben schwer machen. Wir waren schon früher arm. Das werden wir schon überstehen.«

»Ich weiß«, erwiderte Haven, auch wenn ihr der Gedanke, an allen Ecken und Enden sparen zu müssen, nicht sonderlich behagte. Sie überlegte bereits, wie sie ihre verhasste Großmutter in Snope City dazu bringen konnte, ihnen ein Darlehen zu geben.

»Wir müssen einfach eine Weile vorsichtig sein und dürfen fürs Erste keine großen Schecks ausstellen.«

Der letzte Satz ließ Haven zusammenfahren. Sie riss sich von Iain los und taumelte ein paar Schritte zurück. »Oh Gott!«, keuchte sie. »Ich habe einen Scheck losgeschickt, kurz bevor wir Rom verlassen haben. Der ist wahrscheinlich noch nicht mal angekommen.«

»Einen Scheck? Wofür denn?«, fragte Iain.

»Beaus Collegegebühren. Die Zahlung ist nächste Woche fällig.«

KAPITEL 5

Na, wenn das nicht Haven Jane Moore aus dem guten alten Snope City ist? Was verschafft mir dieses seltene Vergnügen?»

Havens Herz machte einen Satz, als sie Beaus gedehnten Südstaatenakzent hörte. In letzter Zeit kommunizierten sie hauptsächlich per E-Mail, und sie hatte ihn seit sechs Monaten nicht mehr gesehen – seit seinem Besuch in Rom im vergangenen Juli. Sie hätte nicht gedacht, dass er ihr dermaßen fehlen würde. Die Trennung von Beau war einer der wenigen Nachteile, die ihr neues Leben in Italien mit sich brachte. Nachdem sie ihn fast zehn Jahre lang jeden Tag gesehen hatte, konnte Haven sich einfach nur schwer daran gewöhnen, dass sie nicht einfach in das Auto ihrer Mutter springen und zu dem alten Farmhaus der Deckers fahren konnte, wann immer sie das Bedürfnis hatte, mit jemandem zu reden.

Beau war seit dem Tag, an dem sie sich kennengelernt hatten, wie ein Bruder für sie, und als Haven erfahren hatte, dass er es in früheren Leben tatsächlich gewesen war, hatte sie das nicht im Mindesten überrascht. Beau kannte jede einzelne von Havens vielen Macken und liebte sie trotzdem – wie es sich für einen Bruder eben gehörte. Und so hatte Havens erste Handlung als Erbin des Morrow-Vermögens nach Iains inszeniertem Tod darin bestanden, einen Dauerauftrag für Beaus Collegegebühren einzurichten. Das war das Mindeste, was sie tun konnte, um sich bei ihm für alles zu bedanken. Ihm jetzt eröffnen zu müssen, dass das Morrow-Geld plötzlich weg war, gehörte zu den schmerzhaftesten Aufgaben in ihrem ganzen bisherigen Leben.

»Ich wünschte, das hier wäre wirklich ein Vergnügen, aber ich hab leider schlechte Neuigkeiten.« Haven bemerkte, wie ihr Tennessee-Akzent zurückkehrte, wie jedes Mal, wenn sie mit Beau sprach. »Mach dich besser auf was gefasst.«

»Oha«, erwiderte Beau. Seine Laune – ob gut oder schlecht – war meistens kaum zu beeinflussen, und so klang er noch immer unverändert fröhlich. Haven konnte hören, wie er sich in seinem Zimmer bewegte. Im Hintergrund klimperten Drahtkleiderbügel. Er packt schon seine Koffer, um wieder nach Hause zu fahren,

dachte sie misstrauisch. »Dafür habe ich *gute* Neuigkeiten«, sagte er dann, »vielleicht gleicht sich ja alles wieder aus. Aber du hast angerufen, also schieß los, damit wir es hinter uns haben.«

»Es geht um deine Collegegebühren.« Haven hielt inne und überlegte verzweifelt, wie sie den Satz zu Ende bringen sollte.

»Ach so, *das*«, schnitt Beau ihr das Wort ab. »Ja, die Verwaltung vom Vanderbilt hat heute Morgen angerufen. Sie meinten, dein Scheck für das nächste Semester wäre nicht gedeckt gewesen. Ich hab denen schon gesagt, dass das ein Missverständnis sein muss ...«

»Ist es aber nicht.«

Die geschäftigen Geräusche am anderen Ende der Leitung brachen abrupt ab. »Wie kann das denn sein? Ich hab dich noch nie irgendwas außer Nähzeug, Cappuccinos und Glättungshaarspray kaufen sehen. Hast du etwa dein ganzes Vermögen für Pailletten auf den Kopf gehauen?« Er klang noch immer nicht sonderlich besorgt.

»Meine Konten sind gesperrt worden«, versuchte Haven zu erklären. »Iains Mutter hat mich wegen Betrugs verklagt.«

»Wegen Betrugs?« Beau verschluckte sich beinahe an dem Wort. »*Dich?*«

»Sie behauptet, ich hätte Iains Testament gefälscht.«

»Was? Wofür hält die dich denn? Die ultimative Superschurkin?«

»Ich weiß, ich weiß. Es ist alles total hirnrissig, aber sie scheint irgendeinen Richter in New York gefunden zu haben, der ihr die Geschichte abkauft. Ich hab bis vor ein paar Minuten noch mit meinem Anwalt telefoniert. Sieht so aus, als könnte Virginia Morrow mich tatsächlich vor Gericht zerren.«

»Das klingt mir eigentlich mehr nach einer Angelegenheit, die von Frau zu Frau geklärt werden müsste.«

»Bist du verrückt?« Nicht einmal im Traum wäre Haven auf diesen Gedanken gekommen. »Die würde sofort auflösen, wenn ich sie anrufe.«

»Ich meine ja auch nicht, dass du sie anrufen sollst. Iains Mom lebt doch in Italien, oder? Warum fährst du nicht einfach mal bei ihr vorbei und versuchst, sie zur Vernunft zu bringen? Und wenn das nicht klappt, kannst du ihr immer noch eine reinhauen. Oder ihr ein dickes Bündel Geld in die Hand drücken. Darauf ist sie doch wahrscheinlich sowieso aus.«

»Vielleicht ist das gar keine so schlechte Idee«, murmelte Haven nachdenklich. Virginia Moore lebte irgendwo in der Toskana, also nicht weit von Florenz entfernt. Haven hatte einmal die Adresse gesehen, als sie nach Iains inszeniertem Tod alle möglichen Papiere hatte unterschreiben müssen.

»Und hast du mal darüber nachgedacht, der guten Ms Morrow zu erzählen, dass ihr Sohn gar nicht tot ist? Das würde ihr doch einen ziemlichen Strich durch die Rechnung machen.«

Genau das hatte Haven Iain als Allererstes vorgeschlagen, aber Iain hatte die Möglichkeit vehement abgelehnt. Seine Mutter war die letzte Person, der er anvertrauen wollte, dass er noch unter den Lebenden weilte.

»Iain hält das für keine gute Idee«, gab Haven diplomatisch zurück, während sie zur anderen Seite des Hotelzimmers hinübersah, wo Iain vor einem aufgeklappten Laptop saß. Er trug noch immer denselben schicken marineblauen Anzug wie im Restaurant und ging die Dokumente durch, die Havens Anwalt geschickt hatte, auf der Suche nach einer Lösung. Normalerweise ließ sie sich nur zu gern von Iains Optimismus anstecken, aber dieses Mal hatte Haven das Gefühl, dass die Angelegenheit nicht so leicht zu klären sein würde. »Aber keine Sorge, Beau. Wir finden schon einen Weg, und dann zahlen wir auch das Geld an dein College. Es könnte nur noch ein bisschen dauern. Im Moment kann ich leider nicht viel tun.«

»Mach dir keine Gedanken. Ist schon alles in Ordnung so«, versicherte Beau ihr. »Ich hatte sowieso vor, eine kleine Auszeit zu nehmen.«

»Eine Auszeit?«, wiederholte Haven. »Wozu das denn?«

»Tja, womit wir wohl bei *meiner* Neuigkeit wären: Ich habe jemanden kennengelernt«, verkündete Beau.

»Das ist ja toll«, erwiderte Haven mit so viel Begeisterung, wie sie aufbringen konnte. Als einziger offizieller Schwuler Snope Citys hatte Beau in den gesamten vier Highschooljahren kein einziges Date gehabt. Diese Durststrecke hatte ein vorläufiges Ende gefunden, als er aufs College gegangen war, wo es genug Jungs gab, die einen Südstaatengentleman mit dem Aussehen eines nordischen Gotts zu schätzen wussten. Beau aber hatte ziemlich bald herausgefunden, dass der ganze Dating-Zirkus ein knallhartes Geschäft war. Im zweiten Semester war ihm fürchterlich das Herz gebrochen worden, und Haven hatte gehofft, dass er fortan ein bisschen vorsichtiger sein würde.

»Nein, *so* ist das nicht«, wehrte Beau ab, bevor Haven ihre Zweifel äußern konnte. »Diesmal ist es wirklich was Ernstes.«

»Das hast du bei Stephen auch gesagt«, bemerkte Haven.

»Ja, aber das hier ist was anderes. Er sagt, er kennt uns.«

Haven schnaubte. »Das heißt, er ist mal in Snope City gewesen? Das spricht aber nicht gerade für ihn, wenn du mich fragst.«

»Nein. Viel besser.« Haven konnte an Beaus Stimme hören, wie aufgeregt er war. »Er sagt, er kannte uns schon vor Snope City. *Lange* vor Snope City. In einem früheren Leben. Als du und ich Geschwister waren.«

Haven, der auf einmal ganz schwindelig wurde, setzte sich auf die Bettkante. »Was genau hat er denn gesagt?«

»Das wird dich umhauen, glaub mir. Er hat gesagt, mein Name wäre Piero gewesen. Er hieß Naddo. Und du Beatrice. Wir haben damals alle in Florenz gelebt, Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Beatrice und Piero waren wohl ziemlich reich und wohnten in so einem Palazzo mit drei riesigen Türen. Piero und Naddo haben sich kennengelernt, als sie beide sechzehn waren, und heimlich eine Affäre angefangen. Das alles hört sich unheimlich romantisch an, wenn er davon erzählt. Kniehosen und Tuniken und pompöse Villen. Treffen bei Kerzenschein ...«

»Jetzt mal ganz langsam, Romeo«, unterbrach Haven ihn. »Woher weiß der Typ denn, dass *ich* Beatrice war? Woher will er mich überhaupt kennen?« Am anderen Ende des Zimmers sah Iain von seinem Bildschirm auf und hörte zu.

»Tut er ja gar nicht«, antwortete Beau gereizt. »Ich hab die Verbindung selbst gezogen. Er hat nur gesagt, dass Piero eine Schwester gehabt hat, die er vergötterte, obwohl alle anderen sie für eine ziemliche Nervensäge hielten. Wer bitte soll das denn sonst gewesen sein, wenn nicht du?«

Beau redete weiter, während Haven sich den Telefonhörer gegen die Brust presste. Iain blickte sie fragend an. »Sagt dir der Name *Naddo* irgendwas?«, flüsterte sie ihm zu.

Ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Ich hab ihn nie kennengelernt«, sagte er. »Aber Piero hat andauernd von ihm geredet.«

»Hey, ich hab genau gehört, dass du gerade mit Iain geredet hast«, rief Beau, als Haven den Hörer wieder ans Ohr hob. »Was hat er gesagt? War er in dem Leben damals etwa auch dabei? Kann ich dich denn nie für mich allein haben?«

»Rate mal, wo ich gerade bin«, sagte Haven, ohne auf seine Fragen einzugehen.

»Was?«

»Rate mal, wo ich gerade bin«, wiederholte sie.

»Woher soll ich das wissen?«, schnauzte Beau. »Können wir jetzt bitte mal bei meiner Geschichte bleiben?«

»Ich bin in Florenz.«

»Du bist in *Florenz*?«

»Ich bin in Florenz. Und rate mal, was Iain mir heute gezeigt hat.«

Sie konnte hören, wie Beaus Atem am anderen Ende der Leitung sich beschleunigte. »Nein!«, flüsterte er schließlich.

»Doch. Eine Villa mit drei riesigen Toren. Genau da, wo wir beide als Bruder und Schwester gelebt haben.«

»Die steht noch?«

»Ja. Und ich habe gerade Iain gefragt, ob er sich an irgendwen namens Naddo erinnert.«

»Und?«

»Seinem Grinsen nach zu urteilen, könnte ich mir vorstellen, dass dieser Naddo-Typ jemand ist, den zu finden dir vorherbestimmt war«, erwiderte Haven.

»Oh mein Gott«, sagte Beau. Einen Augenblick schwiegen sie beide, um die Neuigkeit sacken zu lassen. »Kann das denn so einfach sein?«

»Ich weiß nicht«, gab Haven zu. »Wie bist du dem Typen eigentlich begegnet? Geht er auch auf die Vanderbilt?«

»Nein, er lebt in New York. Und er hat mich gefunden. Er hat mein Foto bei Facebook gesehen und sofort gewusst, dass ich derjenige bin, den er die ganze Zeit gesucht hat.«

»Und du? Hast du irgendwas gespürt, als du sein Foto gesehen hast?«

»Nein. Nicht so richtig«, gestand Beau. »Aber glaub mir, der Junge ist ziemlich knackig. Und du wusstest doch auch nicht, dass Iain der Richtige ist, bevor du ihn persönlich getroffen hast, und darum fliege ich morgen nach New York, um mir diesen Typen mal etwas genauer anzuschauen.«

»Ach, und wann genau hattest du vor, mir davon zu erzählen?«, fragte Haven, die ein bisschen gekränkt war. Sie selbst machte schließlich kaum einen Schritt, ohne ihren besten Freund zumindest per Mail darüber zu informieren.

»Sobald ich sicher gewesen wäre, dass er der Richtige ist«, erklärte Beau. »Ich wollte nicht unnötig die Pferde scheu machen.«

»Musst du ihn denn ausgerechnet in New York treffen?«, fragte Haven. Vielleicht litt sie ja bereits unter Verfolgungswahn, aber irgendetwas kam ihr an der Sache faul vor. »Du weißt doch, wie gefährlich das ist. Wenn Adam dich dort sieht ...«

»Adam? Ich dachte, El Diablo wollte uns für die nächsten sechs oder sieben Jahrzehnte in Frieden lassen.«

»Er wollte *mich* in Frieden lassen. Was dich betrifft, hat er gar nichts versprochen. Und nachdem du damit gedroht hast, die Mitgliederliste der Ouroboros-Gesellschaft an die *New York Times* weiterzugeben ...«

»Okay, okay, Haven. Ich hab's kapiert. Aber in New York leben acht Millionen Menschen. Und Roy geht auf die Columbia. Er wohnt in Morningside Heights, verdammt noch mal«, versuchte Beau sie zu überzeugen. »Ich werde also gar nicht erst in die Nähe des Gramercy Park und der Ouroboros-Gesellschaft kommen.«

»Sein Name ist heute also Roy?« Endlich breitete sich ein Lächeln auf Havens Gesicht aus.

»Roy Bradford«, erwiderte Beau. »Hört sich an wie ein Filmstar, findest du nicht?«

»Stimmt.« Havens Lächeln war schon wieder wie weggewischt. »Du bist doch vorsichtig, oder? Ich will nicht, dass du zu enttäuscht bist, falls sich herausstellt, dass er doch nur irgendein Psychotyp ist.«

Die meisten Leute hätten wohl nicht das Gefühl gehabt, einen eins neunzig großen launischen Footballspieler derart beschützen zu müssen, aber Haven wusste, wie verletzlich Beau war. Nachdem Haven den Menschen gefunden hatte, der für sie bestimmt war, hatte er selbst ernsthaft mit der Suche nach seinem Seelenverwandten begonnen. Das einzige Problem dabei war, dass er ihn in der Hälfte aller Männer zu sehen glaubte, mit denen er sich traf. So sehr Haven sich auch das Gegenteil wünschte, sie wurde das Gefühl nicht los, dass sich Roy Bradford bloß als ein weiterer Fehlgriff entpuppen würde.

»Diesmal passe ich auf, dass meine Fantasie nicht mit mir durchgeht«, versprach Beau, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Und du sei gefälligst auch vorsichtig. Lass dich nicht von irgendwelchen alten Frauen beklauen. Geh zu dieser Virginia Morrow und zeig ihr, mit wem sie es zu tun hat.«

»Ich werde drüber nachdenken«, sagte Haven. Doch sie hatte ihren Entschluss längst gefasst.

KAPITEL 6

Die Villa thronte auf einem kleinen, dicht bewachsenen Hügel inmitten der smaragdgrünen Felder der Toskana. Von der Straße aus konnte Haven nichts als die tönernen Dachschildeln erkennen, die aussahen, als müssten sie dringend repariert werden. Als sie in die Auffahrt bog, bemerkte sie, dass eine Ecke des Hauses fast komplett unter einer ausladenden Zypresse verschwand und die Wände von Wein überwuchert waren, dessen Ranken wohl das einzige waren, was die letzten Stückchen des bröckelnden Putzes an den Ziegelsteinen darunter hielt.

Haven parkte so nah wie möglich beim Haus. Sie hatte eigentlich gehofft, diesen Besuch so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, um vor Sonnenuntergang wieder in Florenz zu sein. Iain hatte sie erzählt, dass sie einen Schaufensterbummel machen wolle, und wenn sie nicht länger als drei Stunden unterwegs wäre, würde er hoffentlich keinen Verdacht schöpfen. Jetzt aber schien es keinen Grund mehr zur Eile zu geben, denn die Villa schien unbewohnt zu sein. Haven fragte sich, wie lange Virginia Morrow wohl schon nicht mehr hier lebte. Trotzdem beschloss sie, sich durch die Weinranken einen Weg bis zur Haustür zu bahnen. Ein kalter Wind fuhr durch all das Grün, und Haven schlug ein schwacher Gestank nach verrottenem Fleisch entgegen. Sie blickte hinunter und sah, dass sie am Rand eines Swimmingpools stand. In dem eisigen, algenverseuchten Regenwasser, das sich darin gesammelt hatte, trieb ein toter Vogel. Erschrocken wäre Haven beinahe direkt zurück zum Auto gelaufen, dann aber zwang sie sich dazu, Ruhe zu bewahren. Es wäre lächerlich, den ganzen Weg bis hierher gefahren zu sein und dann nicht einmal anzuklopfen.

Als Haven schließlich vor der Haustür der Villa stand, kroch eine Katze unter einem Busch hervor und strich um ihre Knöchel. Haven beugte sich hinunter und kraulte sie hinter den Ohren. Die Rippen des armen Tiers, das hier draußen so verlassen auf einem einsamen Hügel mitten in der Toskana lebte, stachen hervor wie bei einem hungernden Schiffbrüchigen. Haven fragte sich, ob sie es mit zurück in die Stadt nehmen sollte, wo es wenigstens eine kleine Überlebenschance hätte.

»Wer ist da?«, blaffte plötzlich eine Stimme aus dem Inneren des Hauses.

Haven zuckte zusammen, und die Katze verschwand lautlos wieder im Gebüsch. »Mrs Morrow?«, fragte Haven.

»Mit Reportern rede ich nicht.«

»Ich bin keine Reporterin, aber ich würde Sie trotzdem gern kurz sprechen. Mein Name ist Haven Moore.«

Haven meinte, ein heiseres Lachen zu hören. »Ich bin beschäftigt. Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, wenden Sie sich an meinen Anwalt.«

»Ich hatte gehofft, dass das nicht nötig sein würde. Ich würde diese Angelegenheit wenn möglich gern außergerichtlich klären. Ich möchte Ihnen ein Angebot machen.«

Die Frau lachte jetzt ganz offensichtlich. »Was denn für ein Angebot?«

»Das erkläre ich Ihnen, wenn Sie mich kurz reinlassen«, entgegnete Haven.

»Na, von mir aus.« Die Tür ging auf. »Dürfte unterhaltsam werden.«

Es war halb drei Uhr nachmittags, aber die Frau, die nun vor Haven stand, war noch immer im Nachthemd. Mit der rechten Hand umklammerte sie ein Kristallglas, das zur Hälfte mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit gefüllt war. Scotch, schätzte Haven, dem Geruch nach zu urteilen, den der Wind zu ihr herüberwehte.

In Rom war sie eines Nachts, als sie nicht schlafen konnte und durch die Fernsehprogramme zappte, bei einer Folge von Virginias alter Kochsendung *Kochen mit Raffinesse* gelandet. Um Iain nicht zu wecken, hatte Haven den Ton leise gestellt und zugehört, wie seine Mutter durch ein Fernsehstudio geisterte, das im Stil einer bescheidenen toskanischen Küche eingerichtet war. Aus der Kleidung der Gastgeberin schloss Haven, dass die Folge irgendwann in den späten Neunzigerjahren gedreht worden war, nicht lange vor Virginias spektakulärem Akt der Selbsterstörung. Schon jetzt ließen sich Anzeichen für die nahende Katastrophe erkennen. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, und ihr Rouge war einen Tick zu grell. Sie sah aus wie eine perfekt geschminkte Leiche – als wäre sie von den Toten auferstanden, um schreckliche Rache an den Lebenden zu nehmen.

Neben Virginia Morrows schlummerndem Sohn ins Bett gekuschelt, hatte Haven sich die Sendung angesehen und überlegt, wie viele Folgen sie damals wohl noch von derjenigen entfernt war, die sich zu einem YouTube-Klassiker entwickeln sollte. Ein Kameramann, der die Launen seiner Chefin endgültig satt war, hatte

der Presse Filmmaterial zugespielt, das die Fernsehköchin zeigte, wie sie – äußerst kultiviert – rohe Eier, Schweinelenden und unflätige Ausdrücke in ihr Studiopublikum schleuderte. Eine Frau war von einem Parmaschinken vorübergehend bewusstlos geschlagen worden. Wenig später, nachdem das Video es sogar in die Abendnachrichten geschafft hatte, war Virginia Morrow aus den USA geflohen. Die Leute spekulierten noch heute über die Ursache ihres öffentlichen Zusammenbruchs, und von Zeit zu Zeit versuchte immer mal wieder ein tapferer Journalist, ihr das Geheimnis zu entlocken. Am Ende aber blieb es eins der wenigen Geheimnisse im goldenen Zeitalter der Klatschpresse. Nur Haven und Iain kannten die unschöne Wahrheit. Virginia war von der Liebe ihres Lebens zerstört worden – einer Liebe, die sie auf dem Grund einer Flasche gefunden zu haben glaubte.

Und nun stand sie Haven höchstpersönlich gegenüber. Sie sah älter aus, natürlich, aber das stand ihr eigentlich recht gut. Ihre rasiermesserscharfen Züge waren ein wenig weicher geworden, und das bisschen zusätzliche Gewicht verlieh ihr hübsche Kurven. Es bestand kein Zweifel daran, dass ihr Sohn sein großartiges Aussehen ihr zu verdanken hatte. Ihr Haar war vorzeitig weiß geworden, aber es fiel ihr in eleganten Wellen über die Schultern. Mit ihrem weißen Nachthemd und der unnatürlichen Blässe wirkte sie wie ein außerordentlich glamouröses Gespenst. Wenn auch kein besonders freundliches.

»Sie sehen jünger aus, als ich gedacht hatte«, bemerkte Virginia, bevor sie ihrem Gast abrupt den Rücken zuwandte und den Flur hinunterschritt. »Kommen Sie.«

Haven hatte die Aufforderung zwar gehört, doch sie blieb wie angewurzelt in der Tür stehen. Als Virginia ihr nicht mehr die Sicht versperrte, konnte sie sehen, dass das Haus nicht viel mehr als eine Ruine war – innen genauso heruntergekommen wie außen. Und die Luft drinnen fühlte sich sogar noch kälter an. Die Villa musste mindestens zweihundert Jahre alt sein, dachte Haven. Aber nicht einmal zwei Jahrhunderte der Vernachlässigung konnten für all die Schäden verantwortlich sein, die das Haus erlitten hatte. Ihr Blick fiel auf ein Fleischbeil, das in der Wand der Eingangshalle steckte, und nun war sie sich sicher, dass zumindest ein Teil der Zerstörung durch Menschenhand entstanden war.

»Sehen Sie, wie ich hier leben muss?«, fragte Virginia Morrow vorwurfsvoll, ohne sich zu ihrem Gast umzudrehen. »Das ist der Dank dafür, dass ich meine Jugend an Jerome Morrow verschwendet habe. Kommen Sie nun oder nicht?«

»Ja, natürlich«, sagte Haven schnell und beeilte sich, ihr zu folgen.

Sie betraten einen Raum voller staubiger Antiquitäten – das erste Anzeichen von Mobiliar, das Haven in diesem Haus sah. Die Zimmer, in die sie auf dem Weg hierher einen Blick hatte werfen können, waren allesamt leer gewesen. Hier hingegen lagen zerschlissene Teppiche auf den morschen Bodendielen, und im Kamin züngelten ein paar klägliche Flammen um ein kaputtes Stuhlbein, das dort hingeworfen worden war. Haven wartete darauf, dass Virginia Morrow ihr einen Platz anbot, aber die Frau schien gar nicht daran zu denken. Stattdessen füllte sie ihr Glas aus einer billig aussehenden Flasche wieder auf und stützte sich dann mit einem Ellbogen auf den Kaminsims.

»Also, was für ein Angebot wollten Sie mir machen?«, fragte Virginia scheinheilig. »Hoch genug, um dieses Haus wieder auf Vordermann zu bringen, hoffe ich?«

»Ich habe mir sagen lassen, Iain hätte Ihnen fünf Millionen Dollar hinterlassen«, begann Haven, die sich noch nicht weiter vorwagte.

»Und jetzt fragen Sie sich, wo das Geld geblieben ist, stimmt's?«, führte Virginia Havens Gedanken zu Ende. »Steuern und Schulden, meine Liebe. Die Schulden von zwanzig Jahren. Nach Iains Tod haben die Steuerbehörden und so ungefähr jedes Kreditkarteninstitut der Welt bei mir angeklopft. Sie haben alles bekommen.«

»Nun ja, ich bin sicher, dass ich Ihnen genug Geld anbieten könnte, um ...« Haven hielt inne. Die Frau vor ihr schüttelte langsam den Kopf, wie um sie zu warnen, dass ihre Mühe vergebens war. In dem Moment wurde Haven klar, dass Virginia sich mit keinem Cent weniger als dem gesamten Vermögen der Familie Morrow zufriedengeben würde.

»Wie lange waren Sie und Iain zusammen, bevor er gestorben ist?«, fragte die Frau. »In *diesem* Leben, meine ich.«

»Sie wissen Bescheid?« Damit hatte Haven nicht gerechnet.

»Wie lange?«, wiederholte Virginia mit einem boshaften Lächeln.

»Lange genug.« Haven vergrub ihre kalten Hände in den Taschen. Trotz des Feuerchens im Kamin war es eisig kalt im Haus. Wie konnte Virginia Morrow bloß mit nichts als einem dünnen Nachthemd durch diese heruntergekommenen Zimmer wandeln?

»Ich war fünfundzwanzig, als ich Iains Vater kennenlernte, und siebenunddreißig, als wir uns scheiden ließen. Als er mit mir fertig war, war nicht mehr viel übrig. Das sind also wie viele Jahre meines Lebens? Zwölf? Ich glaube, ich habe mehr verdient als das, was er mir vermacht hat. Meinen Sie nicht auch?«

»Dazu kann ich nichts sagen«, gab Haven zurück. »Es war die Entscheidung Ihres Sohns, mich zu seiner Haupterbin zu machen. Ich hätte gedacht, dass Sie seine Wünsche respektieren. Aber ...«

»*Meines Sohns?*« Die Bezeichnung schien Virginia Morrow zu amüsieren. »Iain Morrow war niemals mein Sohn. Ich weiß bis heute nicht, was er überhaupt war. Können Sie sich das auch nur im Entferntesten vorstellen? Ihren Körper und Ihre Freiheit zu opfern, um ein Kind zu bekommen, nur um dann, kaum dass es zu sprechen anfängt, feststellen zu müssen, dass es gar nicht wirklich *Ihres* ist? Ein Kind, das sagt, es hätte schon andere Mütter gehabt – Dutzende. Und als es älter wird, erklärt es Ihnen, dass Sie die schlechteste von allen sind. Und Sie nennen ihn meinen Sohn? Der Junge war ein Wechselbalg. Irgendjemand hat mir mein Baby gestohlen und diese Kreatur an seiner Stelle zurückgelassen.« Als sie ihre Tirade beendet hatte, war Virginias Mund vor Bitterkeit verzogen.

»Ich weiß nicht, wie Sie so etwas sagen können. Iain muss sie geliebt haben. Sie waren seine *Mutter*.«

»Sie verwechseln da wohl *lieben* und *brauchen*. Das sind zwei völlig unterschiedliche Dinge, Haven. Und wie ich schon sagte, er ist nie wirklich mein Sohn gewesen.«

»Natürlich ist er Ihr Sohn! Er sieht ja sogar aus wie Sie, wenn schon sonst nichts zählt.« Die Worte waren kaum aus ihrem Mund, als Haven klar wurde, dass sie einen Fehler gemacht hatte.

»Er *sieht* aus wie ich?« Virginia trank einen Schluck aus ihrem Glas, und ihr Gesicht verfiel wieder in seine vorherige Starre. Haven fragte sich, wie viel Scotch wohl nötig war, um die Dämonen in ihrem Inneren zu bändigen. »Interessante Tempuswahl. Und jetzt sehen Sie mich nicht so angewidert an, Miss Moore. Sie mögen mich für ein Ungeheuer halten, aber Sie sind selbst kein Stück besser als ich. Sie werden Iain noch mehr wehtun, als ich es getan habe.«

»Sie kennen mich doch überhaupt nicht!« Jetzt hatte die Frau Haven endgültig zur Weißglut gebracht.

»Oh doch. Ich kenne Sie sogar besser, als Sie es sich je vorstellen könnten. Sie hatten schon viele Namen. Constance. Cecile. Bao. Beatrice. Aber Sie sind immer dieselbe.«

»Woher ...«

»Glauben Sie, ich habe meinen kleinen Wechselbalg vernachlässigt? Glauben Sie, ich habe ihm nicht zugehört, als er anfang, seine Geschichten zu erzählen? Schon mit drei Jahren war Iain ein eigenartiger Junge. Egal, wo wir mit ihm hingen, er versuchte jedes Mal auszureißen. Irgendwann haben wir dann den Grund dafür herausgefunden. Er erzählte meinem Mann, dass er nach jemandem suche, den er aus seinen früheren Leben kenne. Wie Sie sich vorstellen können, hat Jerome ihn gleich am nächsten Tag zum Psychiater geschleift. Es hat ein paar Sitzungen gedauert, aber nach einer Weile hat Iain dem Arzt alles erzählt. Von einem Mädchen, dass er unbedingt finden müsse. Er behauptete, dass noch jemand nach ihr suche. Und dass er sie dringend finden müsse, bevor sein Rivale die Gelegenheit bekäme, sie für sich zu gewinnen.«

»Gewinnen?« Haven hoffte, dass ihr Lachen ihr Entsetzen überspielte. Hatte Iain Adam Rosier wirklich als seinen Rivalen angesehen? »Ich bin doch keine Trophäe.«

Virginia schien zu ahnen, dass sie Havens wunden Punkt getroffen hatte. »Vielleicht waren das nicht Iains genaue Worte. Aber er schien davon überzeugt zu sein, dass es noch einen anderen gab. Einen Mann, für den Sie sich an seiner Stelle entscheiden könnten. Er hatte furchtbare Angst, dass Sie ihm eines Tages das Herz brechen würden.«

»Das ist ja das Lächerlichste, was ich je gehört habe«, schnaubte Haven, doch der Gedanke begann sich schon tief in ihr Bewusstsein zu graben. »Ich könnte Iain nie das Herz brechen.«

»Lächerlich, meinen Sie?«, fragte Virginia. »Die meisten Menschen kennen ihren Postboten besser als sich selbst. Sie haben keine Ahnung, wozu sie fähig wären. Glauben Sie etwa, viele Menschen denken von sich, sie könnten einen Mord begehen? Oder das Herz ihres Ehepartners brechen? Oder ihre Karriere mithilfe einer Palette Eier und einem Schinken zerstören? Selbstverständlich nicht. Wir alle halten uns für absolut vorbildlich. Wir haben keine Ahnung, was wir tun würden, sollten sich die Götter eines Tages gegen uns wenden. Aber diejenigen von uns, die schon die schlimmsten Seiten ihrer selbst zu sehen bekom-

men haben – sagen wir einfach, wir erkennen ein solches Potenzial auch in anderen. Und Sie, meine Liebe, bersten nahezu davor.«

Virginia kippte den Rest ihres Drinks hinunter und stellte dann mit boshafem Grinsen ihr Glas klirrend auf dem Kaminsims ab. Ein Windzug wehte durch den Kamin herein und brachte das Feuer zum Qualmen, sodass die Hausherrin plötzlich in dichten Rauch gehüllt war. Diese Frau ist gemeingefährlich, dachte Haven.

»Ich werde niemals so werden wie Sie.«

»Tja, Sie werden die Gelegenheit bekommen, mich davon zu überzeugen.« Virginia Morrow sprach nun immer undeutlicher. »Sieht ja ganz so aus, als hätten Sie sich bereits dran gewöhnt, mein Geld auszugeben. Allein das Kleid da muss ja ein Vermögen gekostet haben.«

»Das Kleid habe ich selbst gemacht«, zischte Haven.

Virginia griff sich ein Stück von Havens Ärmel und rieb das Gewebe zwischen den Fingern. »Naja, aber der Stoff war ja wohl kaum umsonst. Sie scheinen einen erlesenen Geschmack zu haben. Wollen wir doch mal sehen, was passiert, wenn das ganze Geld auf einmal futsch ist. Haben Sie Lust darauf, einfach wieder zu derselben Hinterwäldlerin zu werden, die Sie vorher waren? Was, glauben Sie, würden Sie tun, um das zu verhindern? In wessen Arme werden sie flüchten, wenn Iain Ihnen das alles nicht mehr bieten kann?«

»Dazu hat *er* sie angestiftet, stimmt's?«

»Er?«, fragte Virginia Morrow. »Und wer sollte das sein?«

»Adam. Adam Rosier.«

»Keine Ahnung, wer das sein soll. Wie kommen Sie darauf, dass ich mich von einem *Mann* zu irgendetwas anstiften lasse? Meine Motive sind doch wohl offensichtlich. Ich will mein Leben zurück. Ich will in einem Haus ohne Mäuse wohnen. Ich will wieder schöne Kleider tragen. Ich will, dass die Leute höflich zu mir sind, ob es ihnen passt oder nicht. Ich will alles, was ich verloren habe, und bald werde ich es mir einfach zurückkaufen können. Mein Anwalt ist überzeugt, dass wir gewinnen können, und er weiß, dass ihm ein schöner, dicker Scheck winkt, wenn uns das gelingt.«

»Glauben Sie bloß nicht, dass ich mich einfach kampflos geschlagen gebe«, entgegnete Haven.

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück«, sagte Virginia. »Was meinen Sie, wer von uns beiden hat wohl am meisten zu verlieren?«

KAPITEL 7

Zurück im Hotelzimmer in Florenz, war alles still. Draußen wurde die Welt langsam dunkler. Das letzte Nachmittagslicht sickerte durch die dünnen Gardinen und färbte die Wände blasssilbern. Haven dachte an das kleine Haus in New York, in dem sie ihre erste Nacht mit Iain verbracht hatte. Oben in ihrem Schlafzimmer, unter dem Dachfenster, wenn die Wolken am Himmel vorüberzogen, war das Licht genauso gewesen. Manchmal war es schwer vorstellbar, dass es ihr Haus nicht mehr gab, dass es von einem Feuer zerstört worden war, in dem sie beide um ein Haar ums Leben gekommen wären. Haven blieb stehen, um ihre Umgebung in sich aufzunehmen und das Gefühl in ihrem Gedächtnis zu speichern. Sie wusste, es gab keine Garantie dafür, dass ihr diese Welt erhalten bleiben würde. Sie begann bereits auseinanderzubrechen.

Iain lag angezogen auf dem Bett, den Zeigefinger zwischen den Seiten eines Buchs. Er war eingeschlafen, während er auf ihre Rückkehr gewartet hatte. Sie beugte sich über ihn, und ihr Blick blieb an der winzigen Narbe auf seiner Stirn hängen. Er war nicht unversehrt aus dem Feuer entkommen. Haven ertappte sich oft dabei, wie sie mit dem Finger darüberstreichen wollte. Sie wusste, die Narbe war eine Warnung. Sie sollte sie daran erinnern, dass Iain sterblich war. Egal, wie mutig oder unverwundlich er wirkte, er war nicht unbesiegbar.

Ein Bild schoss ihr durch den Kopf – Iains schöne Mutter inmitten der Ruinen ihres Lebens, das sie durch ihre Alkoholsucht zerstört hatte. Die Wut, die auf diese Erinnerung folgte, ließ Havens Körper steif werden, und sie biss die Zähne zusammen. Auf der Fahrt zurück nach Florenz hatte sie bei der Vorstellung, dass Iain von diesem Ungeheuer großgezogen worden war, so heftig zu weinen angefangen, dass sie am Straßenrand halten müssen. Sie verstand besser als jeder andere, wie einsam er als kleiner Junge gewesen sein musste. Haven war selbst mit acht Jahren zu einer Art Waisenkind geworden – als ihr Vater starb und ihre Mutter seelisch labil wurde. Sie war bei ihrer Großmutter aufgewachsen und wusste, was es hieß, einem verbitterten Menschen ausgeliefert zu sein. Aber Haven hatte immer Beau

gehabt. Sie dachte an sie beide immer noch wie an ein Geschwisterpaar aus einem Märchen, das durch einen tiefen, finsternen Wald irren musste, mit nichts als ein paar Brotkrumen, um sich nicht zu verlaufen. Gemeinsam hatten sie es geschafft. Allein wären sie jämmerlich zugrunde gegangen, daran hatte sie keinerlei Zweifel.

Haven kickte ihre Schuhe von den Füßen und kroch ins Bett. Sie schlang einen Arm um Iains Taille und kuschelte sich an seinen warmen Rücken. Dann schmiegte sie das Gesicht in seinen Nacken und atmete tief ein. Er roch nach zu Hause. Wann immer sie unglücklich war oder Angst hatte, brauchte sie nur den Duft seiner Haut einzuatmen und schon wurde ihr Bewusstsein von Tausenden schönen Erinnerungen durchflutet. Manchmal ging sie sie nacheinander durch und suchte sich eine besonders klare heraus, um sie ausgiebig zu genießen. Meistens aber schwelgte Haven in Erinnerungen an glückliche Wiedersehen, erste Küsse und lang ersehnte Berührungen. Näher konnte ein Mensch dem Himmel nicht kommen. Und genau das war der Grund, warum Virginia Morrows Worte keine Bedeutung für sie hatten. Haven könnte nie jemand anderen als Iain lieben. Sie würde ihr Paradies niemals aufs Spiel setzen.

Oder?

Abrupt schlug Haven die Augen auf. Sie hatte Iain nichts von ihrem Besuch bei seiner Mutter erzählt. Stattdessen hatte sie ihn angelogen, sein Vertrauen missbraucht. Und wofür das alles? Für ein Vermögen, das ihr sowieso nicht gehörte? Haven spürte ihre Kehle eng werden vor Angst. Einen Moment lang konnte sie kaum noch atmen. Hatte Virginia Morrow recht gehabt? War dies der erste Hinweis auf die schrecklichen Dinge, die Haven ihrer Ansicht nach tun würde?

Iain drehte sich zu Haven um. »Da bist du ja endlich wieder«, sagte er. »Ich hab mir schon Sorgen gemacht.« Er zog sie näher an sich und küsste sie. In diesem Moment hätte die Welt untergehen können und Haven hätte es nicht einmal mitbekommen. Schließlich jedoch löste sie sich von ihm.

»Ich war bei deiner Mutter«, gestand sie. »Ich hab ein Auto gemietet und bin heute Morgen zu ihr gefahren.«

»Ich weiß«, erwiderte Iain. »Die Autovermietung hat angerufen, um die Reservierung zu bestätigen.«

»Du wusstest Bescheid? Und du hast nicht versucht, mich aufzuhalten?«

Bei der Vorstellung musste Iain grinsen. »Haven, ich liebe dich jetzt seit zweitausend Jahren. Ich hab schon vor einer ganzen Weile kapiert, dass dich nichts

und niemand davon abhalten kann, wenn du dir einmal was in den Kopf gesetzt hast. Außerdem dachte ich, es wäre vielleicht gar nicht so schlecht, wenn du mein liebes Mütterlein mal kennenlernen würdest. Jetzt weißt du, auf was für einen Kampf wir uns einstellen dürfen.«

Die Tatsache, dass Iain von ihrem kleinen Ausflug gewusst hatte, machte Haven nur ein noch schlechteres Gewissen. »Du hattest absolut recht, Iain. Die Frau ist ein Ungeheuer. Ich weiß nicht, wie du es mit so einer Mutter überhaupt ausgehalten hast.«

Iain stemmte sich auf einen Ellbogen hoch und blickte zu Haven hinunter. »Das weißt du nicht? Also, ich schon«, sagte er, als wäre das ganz offensichtlich. »Ich wusste, dass du irgendwo da draußen bist, und ich hatte so ein Gefühl, dass ich dich dieses Mal wirklich finden würde. Das hat mich durch die ersten neunzehn Jahre meines Lebens gebracht. Ganz einfach.«

»Trotzdem«, entgegnete Haven. »Sie hätte es dir nicht so schwer machen dürfen. Eine Mutter sollte ihr Kind lieben, egal, wie viele Leben es schon gelebt hat.«

»Das ist ja nun vorbei. Du bist jetzt meine Familie, mehr brauche ich nicht. Dabei fällt mir ein«, fügte er hinzu und sprang plötzlich aus dem Bett. »Ich wollte dir gestern Abend eigentlich noch etwas geben, bevor du mich so plötzlich aus dem Restaurant geschleift hast.«

Er ging zum Schrank und wühlte in den Taschen der Jacke, die er am Abend zuvor getragen hatte. Dann kam er mit einem kleinen Holzkästchen in der Hand zurück.

»Ich habe damals etwas gekauft, bevor wir den Hof verloren.«

Wortlos öffnete Haven das Kästchen. Darin lag ein schlichter breiter Goldring mit einem Stein in der Mitte.

»Der ist aus Glas«, erklärte Iain nervös, als Haven im Schein der Nachtlampe die goldenen Sprenkel im Inneren des blassblauen Steins betrachtete. »Genau wie der letzte. Ich meine, der erste. Der erste Ring, den ich dir jemals geschenkt habe.«

»Als wir vor zweitausend Jahren zusammen nach Rom geflohen sind?«, wollte Haven wissen.

»Ja. Ich hab damals mein letztes Geld für diesen Ring ausgegeben, obwohl ich wirklich arm wie eine Kirchenmaus war. Darum ist der Stein auch nur aus Glas und nicht aus etwas Teurerem. Aber inzwischen ist er ja antik und ...«

»Er ist wundervoll«, sagte Haven nur.

»Gut.« Iain atmete erleichtert auf. »Ich hab ihn in einem Laden gefunden, kurz bevor wir Rom verlassen haben, und da ...«

»Hat er eine Bedeutung?«, fragte Haven.

Iain setzte sich neben sie und strich ihr eine Locke hinters Ohr, die ihr ins Gesicht gefallen war. »Er ist ein Symbol dafür, dass wir zusammengehören, und dass das auch immer so bleiben wird. Und er ist ein Versprechen, dass wir das, wenn du irgendwann dazu bereit bist, auch vor dem Gesetz offiziell machen können. Oder wir leben einfach für die nächsten sechzig Jahre weiter in wilder Ehe zusammen. Er bedeutet, was immer du willst, Haven.«

»Danke.« Der Kloß in Havens Hals hielt sie davon ab, noch mehr zu sagen. Sie hatte sich nie für die Art von Mädchen gehalten, die beim Anblick eines Schmuckstücks in Tränen ausbrach. Und Iains Gefühle für sie waren ihr auch nicht neu. Aus irgendeinem Grund aber fühlte Haven sich anders mit dem alten römischen Ring an ihrem Finger. Es lag eine Kraft darin, mit der sie nicht gerechnet hatte. Sie wusste, dass ihre Mutter sagen würde, Haven sei zu jung für so etwas. Mae Moore betete noch immer, dass ihre neunzehnjährige Tochter eines Tages nach Tennessee zurückkehren würde. Sie schien nicht zu begreifen, dass Haven ihr Zuhause anderswo gefunden hatte.

»Gern geschehen«, erwiderte Iain und beendete ihr Gespräch mit einem Kuss.

Später, als sie neben Iain im Bett lag, in nicht viel mehr als eine dünne Decke gehüllt, träumte Haven von dem florentinischen Mädchen, das sie vor siebenhundert Jahren gewesen war. Beatrice stand in einem leeren Zimmer und betrachtete ein Fresko. Das Mobiliar des Hauses war verschwunden, auf Wagen gepackt, die die Stadt am Tag zuvor verlassen hatten. Bald würden die Plünderer kommen und nichts übrig lassen als die bunten Malereien an den Wänden. Das Bild, vor dem Beatrice stand, zeigte den Kindermord in Bethlehem – die von König Herodes befohlene Hinrichtung aller männlichen Nachkommen der Stadt. Verzweifelte Frauen rannten durch die Straßen und versuchten, ihre Kinder vor den Schwertern der römischen Soldaten zu schützen. In der oberen linken Ecke des Freskos stand eine reglose Gestalt hinter einem Fenster und beobachtete das grausame Treiben.

Das Mädchen in Havens Traum war gerade einen Schritt näher an das Gemälde herangetreten, als es plötzlich Schritte hinter sich hörte. Es drehte sich um und sah

eine Gruppe Frauen in den Raum kommen, einige davon jung, andere alt. Ein paar von ihnen waren Bäuerinnen, andere wiederum die Töchter oder Ehefrauen wohlhabender Männer. Eine der Frauen war sogar als Soldat verkleidet. Ganz vorne stand ein Mädchen, das nicht älter als elf Jahre alt sein konnte. Sein Gesicht war schmutzig und seine Kleider zerrissen, doch es sprach mit überraschender Autorität.

»Du hast deine Meinung also geändert?«, verlangte es zu wissen.

»Ja«, hörte Haven sich antworten.

Dann riss das Klingeln ihres Handys sie aus dem Schlaf.

KAPITEL 8

Mom?«, stöhnte Haven in den Hörer. Es war stockdunkel im Zimmer, und Haven sah nichts außer dem schwachen Leuchten ihres Handydisplays. »Du weißt schon, dass wir euch sechs Stunden voraus sind, oder? Hier ist es erst drei Uhr morgens.«

»Tut mir leid, dass ich dich wecke, Liebes«, sagte Mae Moore. »Aber Ben Decker hat mich gebeten, dich anzurufen. Ich fürchte, es ist dringend.«

Haven setzte sich auf. »Ist irgendwas mit Beau?«, fragte sie, und im nächsten Moment schossen ihr tausend unterschiedliche Horrorszenarien durch den Kopf.

»Tja, also, das ist ja das Problem. Wir wissen es nicht. Und wir hatten gehofft, dass du vielleicht weißt ...«

»Dass ich *was* weiß, Mama?« Während des größten Teils von Havens Leben hatte ihre Mutter alles getan, um der Realität zu entfliehen. Nach den verheerenden Gerüchten um den Tod ihres Mannes hatte Mae Moore sich vollkommen in sich zurückgezogen. Ihre Stimme war selten mehr als ein Flüstern gewesen, und sie konnte niemandem in die Augen sehen. Doch im letzten Jahr, nachdem die Wahrheit ans Licht gekommen und der Name ihres Mannes reingewaschen worden war, hatte sie erhebliche Fortschritte gemacht. Sie war nun fast wieder die fröhliche, herzliche Frau, die sie einmal gewesen war. Allerdings hatte sie immer noch Schwierigkeiten damit, Dinge auf den Punkt zu bringen.

»Wir hatten gehofft, du wüsstest vielleicht, wo Beau ist.«

Haven ließ sich zurück in die Kissen sinken. Das war ja mal wieder typisch Beau – einfach die Stadt zu verlassen, ohne jemanden zu sagen, wo er hinwollte. »Er ist nach New York geflogen«, erklärte Haven. »Alles andere erzähle ich dir morgen. Und jetzt lass mich weiterschlafen.«

»Von den Reiseplänen weiß Ben ja«, sagte Mae schnell, bevor Haven auflegen konnte. »Beau hätte ihn gestern Abend anrufen sollen, nachdem er angekommen ist. Sein Flugzeug ist um zehn gelandet, aber er hat sich nicht gemeldet. Du hast auch nichts von ihm gehört, oder?«

»Nein.« Haven wurde plötzlich kalt.

»Oh.« Maes Stimme klang zaghaft.

»Macht Mr Decker sich Sorgen?« Beaus Vater war zwanzig Jahre lang bei der Army gewesen. Er ließ sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen.

»Langsam schon«, erwiderte Mae. »Ich glaube, er war sowieso nicht besonders glücklich über Beaus Trip nach New York, aber er konnte natürlich nicht viel dagegen tun. Und jetzt, wo er ihn nicht erreicht, ist er etwas unruhig. Ben sagt, dass Beau normalerweise sehr zuverlässig ist, wenn es darum geht, sich zu melden. Im Gegensatz zu manch anderen Leuten.«

Haven ließ den Seitenhieb kommentarlos an sich abprallen. »Es geht ihm bestimmt gut«, entgegnete sie, mehr um sich selbst zu beruhigen als ihre Mutter.

»Dann kennst du diesen Mann, den er dort treffen wollte?«

»Nicht persönlich, aber ich weiß seinen Namen. Roy Bradford.«

»Den hat Beau seinem Vater auch genannt. Er meinte, er hätte diesen Roy auf irgend so einer Internetseite kennengelernt. Aber als Ben dort gestern nach diesem Namen gesucht hat, hat er niemanden gefunden.«

»Sag Mr Decker, er soll mal in der Columbia University anrufen«, schlug Haven vor. »Beau hat mir erzählt, dass der Typ da studiert.«

»Das hat Ben auch schon versucht. Dort ist kein Student namens Roy Bradford eingeschrieben.«

»Hat er im Telefonbuch nachgesehen?«, fragte Haven.

»Ja. Es gibt drei Leute in Manhattan mit diesem Namen. Keiner von denen hat je etwas von Beau gehört.«

Haven durchforstete ihr Gehirn nach einer weiteren Möglichkeit, doch ihr fiel nichts ein.

»Haven?« Die Stimme ihrer Mutter riss sie aus ihren Gedanken. »Ich weiß, du bist jetzt volljährig und so. Und ich weiß auch, dass du dein eigenes Geld verdienst, aber meinst du nicht, du solltest vielleicht nach Hause kommen? Es würde Ben sicher helfen, wenn du hier wärst.«

»Beau geht es bestimmt gut«, wiederholte Haven. Diesmal glaubte sie selbst nicht daran. »Er ruft ganz sicher bald einen von uns an.«

Mae seufzte. »Wenn er dich anruft, sagst du ihm dann, dass er sich bei seinem Vater melden soll?«

»Natürlich«, versprach Haven.

»Na, dann schlaf jetzt weiter, Liebes«, sagte Mae. »Tut mir leid, dass ich dich wecken musste.«

Nach dieser Nachricht wieder einzuschlafen war unmöglich. Nachdem Haven aufgelegt hatte, saß sie einfach bloß da und hielt noch immer den Telefonhörer umklammert.

»Was ist denn los?«, wollte Iain wissen, der während des Telefonats wach geworden war. »Was ist passiert? War das deine Mom?«

»Beau ist verschwunden.« Das Leuchten ihres Handydisplays erlosch, und Haven starrte in die Dunkelheit. Am Telefon hatte sie versucht, gelassen zu klingen, jetzt aber drohte die Angst sie zu verschlingen. »Er hat sich gestern auf den Weg nach New York gemacht, und seither hat niemand mehr etwas von ihm gehört. Beaus Dad hat versucht, Roy Bradford ausfindig zu machen, aber der Typ scheint gar nicht zu existieren.«

Iains warme Hand umschloss ihre Schulter. »Könnte es vielleicht sein, dass Beau dir eine Mail geschrieben hat?«

Hoffnung durchströmte Haven. Sie war den ganzen Tag unterwegs gewesen und hatte keine Gelegenheit gehabt, ihre E-Mails zu checken. »Vielleicht«, sagte sie und tippte auch schon das Passwort ihres E-Mail-Accounts ein. »Ja!«, rief sie aufgeregt, als sie den ungeöffneten Briefumschlag neben Beaus Namen sah. Sie klickte das Symbol an, und die Nachricht erschien.

PAN-PAN, PAN-PAN, war alles, was darin stand. Das Handy rutschte Haven aus den Fingern, als sie die Worte las. Das Entsetzen, das sie erfüllte, schien ihr die Kontrolle über ihre Muskeln zu nehmen.

»Haven, ist alles in Ordnung?« Iain hob das Handy auf und las selbst die Nachricht. »Was heißt ›pan-pan‹?«

»Das haben Beau und ich immer gesagt, als wir noch klein waren«, erklärte Haven, als sie wieder sprechen konnte. »Das heißt, er steckt in Schwierigkeiten. Beau hat die Nachricht ein paar Stunden, nachdem sein Flugzeug gelandet ist, geschickt. Irgendwas muss in New York passiert sein, aber er hat niemanden angerufen oder um Hilfe gebeten. Was vermutlich bedeutet, dass er es nicht *kann*! Entweder ist er verletzt oder er wird irgendwo gegen seinen Willen festgehalten. Verdammt! Ich hätte gleich wissen müssen, dass die Sache mit Roy Bradford zu schön ist, um wahr zu sein! Nur weil er Beau aus einem früheren Leben kennt, heißt das noch lange nicht, dass sie füreinander bestimmt sind. Was, wenn Naddo

ein Psychopath war? Was, wenn Piero ihm das Herz gebrochen hat und Naddo siebenhundert Jahre gewartet hat, um sich an ihm zu rächen? Was, wenn ...«

Es gab zu viele schreckliche Möglichkeiten. Als Beau ihr von seinen Plänen erzählt hatte, hatte Haven einfach das Beste für ihn gehofft. Dabei hätte sie mit dem Schlimmsten rechnen müssen. Sie wusste besser als jeder andere, dass blutige Rache genauso sehr eine Folge der Reinkarnation war wie ewige Liebe.

»Okay, dann muss es wohl sein«, verkündete Iain. Haven merkte, wie er aus dem Bett kletterte.

»Was?« Durch den Tränenschleier vor ihren Augen konnte sie nichts sehen und folgte dem Klang von Iains Stimme durch den Raum. »Was muss sein?«

»Ich buche sofort einen Flug nach New York. Sobald ich da bin, kratze ich so viel Geld wie möglich zusammen und heuere einen Detektiv an, der Roy Bradford aufspüren soll. Ich kannte mal ...«

»Wir brauchen keinen Detektiv, Iain. Wir müssen die Polizei verständigen. Ich muss Beaus Dad anrufen und ihm sagen, dass er sich an die New Yorker Polizei wenden soll.«

Sie hörte das Klicken eines Lichtschalters, und eine Lampe erhellte den Raum. Als Haven ihre Tränen abwischte, sah sie Sorge in Iains Gesicht. »Die würden aber vielleicht nicht sofort anfangen zu suchen, Haven. Beau ist erwachsen, und er wird noch nicht mal vierundzwanzig Stunden vermisst.«

»Aber sie dürfen nicht warten! Was, wenn Beau etwas passiert ist?« Bei dem Gedanken ballte sie die Fäuste. Wenn sie doch nur die Zeit zurückdrehen könnte, dann würde sie Naddo eigenhändig umbringen, bevor er die Chance hätte, Beau etwas anzutun. Sie fühlte seine Kehle unter ihren Fingern, aber ein Gesicht konnte sie ihm noch immer nicht zuordnen. »Warte mal! Was weißt du noch über Naddo? War an ihm damals vielleicht irgendwas Ungewöhnliches? War er wie wir, also hatte er irgendwelche besonderen Begabungen, die ihn von anderen unterschieden? Haben nicht die meisten Leute, die wiedergeboren werden, irgendwelche außergewöhnlichen Talente?«

»Lass mich kurz überlegen.« Iain schloss die Augen. »Ich erinnere mich, dass Piero mir erzählt hat, Naddo sei sehr wortgewandt. Er arbeitete für einen der Männer, die damals Florenz regierten. Aber um Naddo in diesem Leben zu finden, hilft uns das nicht weiter. Ich wünschte, ich hätte den Typen damals noch kennengelernt, bevor ich gestorben bin.«

In Havens Kopf nahm eine Idee Gestalt an. »Meinst du, *ich* habe ihn vielleicht kennengelernt?«

»Das ist gut möglich, würde ich sagen. Piero und Beatrice standen einander sehr nahe. Er hätte bestimmt gewollt, dass seine Schwester seinen Geliebten kennenlernt.«

»Vielleicht weiß ich dann ja irgendwas.« Haven blickte zu Iain auf. »Glaubst du, ich weiß vielleicht irgendwas über Naddo, das uns bei der Suche nach ihm weiterhelfen könnte?«

Iain setzte sich auf einen Stuhl am Fenster und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Das ist eher unwahrscheinlich, Haven.«

»Bist du sicher?« Diese Idee war Havens einzige Hoffnung, und sie klammerte sich daran. »Ich hatte heute schon eine Vision aus genau diesem Leben. Wenn wir noch einmal zu dem Palazzo gehen, vielleicht bekomme ich dann ja noch eine!«

»Warte, Haven. Lass uns mal kurz überlegen. Angenommen, du findest heraus, dass Naddo tatsächlich irgendeine Begabung hat. Vielleicht war er ja der beste Lautenspieler von ganz Italien. Oder ein begnadeter Reiter. Aber was willst du dann der Polizei erzählen? Wenn du denen mit Wiedergeburt kommst, halten die uns doch für übergeschnappt. Wir müssen jemanden finden, der uns ernst nimmt. Darum ...«

»Iain, ich hab's!«, rief Haven, die den Geistesblitz, der ihr gerade ins Gehirn gefahren war, nicht für sich behalten konnte. »Wenn Naddo jetzt in New York lebt und weiß, dass er wiedergeboren wurde, dann wette ich, dass er irgendwann mal Kontakt zur Ouroboros-Gesellschaft hatte. Selbst wenn er kein Mitglied sein sollte, haben die bestimmt eine Akte über ihn – und das heißt, die wissen ganz sicher auch, wie man ihn erreichen kann!«

Sie hatte erwartet, dass Iain sich über ihren genialen Einfall freuen würde. Stattdessen aber starrte er sie bloß ungläubig an.

»Ist dir eigentlich klar, was du da gerade gesagt hast?«, fragte er. »Wir können uns nicht an die Ouroboros-Gesellschaft wenden, Haven.«

»Es muss einen Weg geben«, beharrte Haven. »Hier geht es um *Beau*, Iain. Das bin ich ihm einfach schuldig.«

KAPITEL 9

An einem Freitagmorgen, als sie in die siebte Klasse ging, hatte Haven in ihrem Klassenzimmer eine kitschige rosa Karte auf ihrem Pult gefunden. Es war eine Einladung zu einer Übernachtungsparty, die bei Morgan Murphy stattfinden sollte, dem beliebtesten Mädchen in ihrer Jahrgangsstufe. Sie und Haven waren beste Freundinnen gewesen, bis Havens Visionen alle außer Beau vergrault hatten. Jetzt sah Haven ihre Chance gekommen, sich den Platz an Morgans Seite zurückzuerobern.

An diesem Tag saß sie mittags in der Schulkantine neben Morgan und plauderte mit Mädchen, die seit drei Jahren nicht mehr mit ihr geredet hatten, während Beau allein draußen aß. Nach der Schule war Haven aufgeregt nach Hause gelaufen, um ihrer Großmutter die Neuigkeit zu erzählen, die die Einladung als Zeichen dafür sah, dass die Familienschande nun endlich ein Ende haben würde.

Am nächsten Abend, einem Samstag, fuhr Mae Moore sie zum Haus der Murphys. Haven schleppte ihren Schlafsack zur Haustür und klingelte. Es dauerte ein paar Minuten, bis sie begriff, dass niemand zu Hause war. Die Murphys waren nicht da. Es gab gar keine Party.

Haven hätte ihre Mutter anrufen müssen, damit sie sie wieder abholte, aber das tat sie nicht. Es begann bereits zu dämmern, und sie hielt nach einem Plätzchen Ausschau, an dem sie ihren Schlafsack ausrollen konnte. Der Gedanke, allein im Garten der Murphys zu übernachten, jagte ihr furchtbare Angst ein. Aber sie konnte niemandem von der Demütigung erzählen. Das Letzte, was sie wollte, war, ihrer Großmutter gegenüber zugeben zu müssen, dass man ihr einen grausamen Streich gespielt hatte.

In dem Moment tauchte Beau auf. Er sagte nicht viel; er nahm bloß Havens Schlafsack und legte ihr den Arm um die Schultern.

»Das nächste Mal, wenn du mich brauchst, schreib mir einfach *pan-pan*«, erklärte er ihr. »P-A-N, P-A-N. Mehr musst du nicht sagen.«

»Pan-pan?«, hatte Haven gefragt. »Was bedeutet das denn?«

»Mein Dad hat mir erzählt, dass sie das in der Army sagen. Ich glaube, das ist französisch oder so. Es bedeutet, dass du Hilfe brauchst.«

»Warum sagen sie dann nicht einfach ›Hilfe‹? Warum müssen sie mit so was Kompliziertem wie Französisch anfangen?«

»Woher soll ich das wissen? Und jetzt hör auf, Fragen zu stellen, und lass uns gehen. Ich hab Hunger bis unter die Arme. Hast du Lust auf Hot Dogs?«

»Au ja«, erwiderte Haven. Sie hatte seit Stunden nichts gegessen, und ihr lief schon das Wasser im Mund zusammen.

Zusammen liefen sie die eine Meile bis zum Haus der Deckers. In dieser Nacht kampierten sie dort im Garten. Beaus Vater hatte ein Lagerfeuer für sie angezündet, und sie blieben lange auf und rösteten Marshmallows. Niemand erwähnte mehr die Party. Es war einer der schönsten Abende in Havens ganzem Leben.

Haven ging in Gedanken ihre Kindheitserinnerungen durch und stieß auf Dutzende ähnlicher Szenen. Beau war immer für sie da gewesen – selbst als Haven seine Freundschaft gar nicht verdient gehabt hatte. Jetzt hatte sie die Chance, sich dafür zu revanchieren. Was auch immer dafür nötig sein würde, sie würde ihn nicht hängen lassen. Wo auch immer er war, sie würde ihn finden und wieder nach Hause bringen.

Zwei Tage vergingen, ohne dass Beau wieder auftauchte – genug Zeit, um als offiziell vermisst zu gelten. Ben Decker hatte die New Yorker Polizei verständigt, die nun nach seinem Sohn suchte, aber die Ergebnisse waren mehr als dürftig. Es gab einfach keine Spuren. Keinerlei Hinweise. Es schien, als wäre Beau am LaGuardia-Flughafen aus dem Flugzeug gestiegen und im nächsten Moment spurlos verschwunden. Die Polizisten rieten Beaus Vater, sich auf das Schlimmste gefasst zu machen. Aber Haven war sich sicher, dass es noch nicht zu spät war, um ihren besten Freund zu retten. Und dieses unbestimmte Gefühl, das jeder Grundlage entbehrte, sorgte dafür, dass sie nicht verrückt wurde.

An zwei Tagen in Folge quälte sie sich morgens noch vor Einbruch der Dämmerung aus dem Bett und ging allein zu dem Palazzo, den Iain ihr gezeigt hatte. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang stand sie wie erstarrt auf dem Platz, in der Hoffnung, mehr Visionen über ihre Vergangenheit heraufzubeschwören. Sie bemerkte weder die Touristen, die Fotos von ihr schossen, noch die Einheimischen, die tuschelten und sich über sie lustig machten. Iain bot an, ihr Gesellschaft

zu leisten, aber Haven wollte durch nichts abgelenkt werden. Sie musste mehr über das Leben erfahren, das Beatrice und ihr Bruder in diesem Haus geführt hatten. Und vor allem musste sie Naddo sehen.

Doch die Vision, auf die Haven so sehr hoffte, blieb aus. Ein paarmal flackerten bruchstückhafte Szenen aus dem mittelalterlichen Florenz auf – ein Seil, das aus einem Fenster im dritten Stock geworfen wurde. Piero, der daran an dem Gebäude hinabkletterte, und Beatrice, die das Seil anschließend wieder hochzog. Beatrice, die sich in einem Schrank versteckte, während ihre Mutter wütend das Haus nach ihr absuchte. Aber Haven sah nichts, was ihr dabei helfen würde, Beau zu finden. Trotzdem wartete sie. Und je länger sie vor der Villa stand, desto düsterer wurden die Visionen. Sie sah, wie der Familienbesitz der Vettorisi auf Karren geladen und eilig abtransportiert wurde. Die Fahrer mussten dabei einen Bogen um die Leichen machen, die auf der Straße lagen. Später sah sie die Pestärzte, die sich wie eine Horde Aasgeier auf das Haus stürzten. Jeder von ihnen trug einen langen schwarzen Umhang und eine grausige, vogelartige Maske. Ihre Gelage dauerten bis spät in die Nacht.

Als Haven am dritten Tag vor der Villa Wache stand, war Iain gerade mit dem Zug nach Rom unterwegs, um Geld zu holen, das sie dringend benötigten, und Kleidung zum Wechseln. Am Abend zuvor hatten sie ihr Gepäck aus dem Nobelhotel in eine heruntergekommene Jugendherberge am Stadtrand verfrachtet. Ihre neue Unterkunft roch nach Marihuana und Insektenspray. Nebenan feierten vier britische Studentinnen eine Party mit einer einheimischen Fußballmannschaft, während Haven und Iain sich auf ihrer durchgelegenen Matratze zusammekuschelten, die Arme fest umeinander geschlungen. Haven, die nicht schlafen konnte, sah auf den goldenen Ring an ihrem Finger und wünschte, er könnte sie zurück in ihre Wohnung in Rom zaubern. Im Morgengrauen standen sie auf und machten sich zu Fuß auf den langen Weg ins Zentrum von Florenz. Als sie vor der Villa ankamen, steckte Iain fürsorglich Havens Schal in ihren Kragen und füllte ihre Taschen mit kleinen Snacks, die er auf dem Weg gekauft hatte. Haven sagte ihm nicht, dass sie sowieso nichts davon essen würde. Sie war einfach zu angespannt, um an Essen zu denken.

Stunden später war Havens Magen noch immer leer, aber ihr Kopf dagegen voller schrecklicher Gedanken. Die Kirchenglocken läuteten gerade vierzehn Uhr,

als plötzlich ihr Handy klingelte. Überzeugt, dass es Iain sein musste, der aus dem Zug anrief, nahm sie das Gespräch an, ohne auf die Nummer zu achten.

»Haven Moore? Bist du's?« Haven erkannte Leah Frizzells schleppenden Akzent sofort. Sie und Leah waren zusammen in East Tennessee aufgewachsen. Im winzigen Snope City waren sie beide Außenseiter gewesen, wobei Leah in jeder Stadt aufgefallen wäre. Sie war in einer Familie von Pfingstlern aufgewachsen, die in ihren Gottesdiensten mit Schlangen hantierten, und außerdem konnte sie hellsehen. Genau wie Haven wusste sie, was es bedeutete, über Fähigkeiten zu verfügen, die anderen Menschen Angst einjagten. Sie hätten von Anfang an Freundinnen sein können – oder eigentlich müssen. Doch Haven hatte in dem dürrer rothaarigen Mädchen, das altmodische Sommerkleider zu Armeestiefeln trug, ebenso einen Freak gesehen wie alle anderen auch. Jahrelang war es ihr nicht in den Sinn gekommen, herauszufinden, was hinter Leahs exzentrischer Fassade steckte. Das war ein Fehler gewesen, den sie noch heute bereute.

Als Haven schließlich Adam Rosier begegnete und die Ouroboros-Gesellschaft kennenlernte, hatte sie in der Außenseiterin aus Snope City eine wertvolle Verbündete gefunden, und inzwischen waren die beiden Mädchen gute Freundinnen geworden. Leah gehörte zu den drei Menschen, denen Haven ihre Geheimnisse anvertraute – und zu den sechs Menschen, die wussten, dass Iain Morrow noch am Leben war. Leah war etwas Besonderes – mehr noch, als Haven zunächst angenommen hatte. In den letzten Monaten hatte Haven erfahren, dass es noch andere Menschen gab, die wie sie selbst in die Vergangenheit blicken konnten. Leah aber war noch immer die einzige ihr bekannte Person, die in die Zukunft sehen konnte.

»Leah, Gott sei Dank, dass du anrufst! Beau ist verschwunden!«, sprudelte es aus Haven hervor.

»Ich weiß.« Haven hatte Leah nie als Menschen mit Sinn für schöne Worte oder gar Small Talk kennengelernt. Sie kam immer direkt zur Sache und sagte klipp und klar, was sie dachte – nicht mehr und nicht weniger. Das war eine Eigenschaft, an die man sich erst einmal gewöhnen musste.

»Hast du irgendwas gesehen? Wo hab ich bloß meinen Kopf? Ich hätte dich schon vor Tagen an der Duke anrufen sollen!«, rief Haven, entschlossen, nach jedem Strohalm zu greifen. Ihre Verzweiflung war so offensichtlich, dass zwei Passanten ihr mitleidige Blicke zuwarfen. »Weißt du, wo Beau ist? Meldest du dich, um mir mitzuteilen, wie ich ihn finden kann?«

»Beruhig dich erst mal, Haven«, erwiderte Leah. »Mama hat mich gerade angerufen und mir erzählt, dass Beau vermisst wird. Blöd, dass sie so selten in die Stadt kommt – die Nachricht ist ja schon seit Tagen *das* Thema in Snope City. Aber sonst scheint niemand irgendwas zu wissen. Ich dachte, du könntest mir vielleicht mehr darüber sagen.«

Haven öffnete den Mund, aber alles, was herauskam, war ein Schluchzen.

»Haven? Alles in Ordnung?«

»Er hat jemanden im Internet kennengelernt«, erklärte Haven unter Tränen. »Einen Typen, der behauptet hat, sein Name sei Roy Bradford. Er meinte, er kennt Beau aus einem früheren Leben und hat ihn zu sich nach New York eingeladen. Ich hätte ihm ausreden sollen, dorthin zu fliegen, aber ich hab es noch nicht mal versucht.«

»Beau ist nach New York geflogen, um einen Mann zu treffen, den er im *Internet* kennengelernt hat? Und du hast nicht versucht, ihn davon abzubringen?«

»Ich weiß, das war dumm! Aber er hat Beau im vierzehnten Jahrhundert in Florenz gekannt. Damals, als sie sich zum ersten Mal begegnet sind, war ich Beaus Schwester. Ich hab selbst schon ein paar Visionen aus diesem Leben gehabt, darum weiß ich, dass er teilweise die Wahrheit gesagt hat. Beau dachte, dieser Roy Bradford wäre vielleicht sein Seelenverwandter. Ich hätte wissen müssen, dass der Typ gefährlich sein könnte.«

»Das heißt also, du glaubst, Roy Bradford schon mal in einem deiner früheren Leben begegnet zu sein?«

»Sein Name war damals Naddo. Kann sein, dass ich ihm begegnet bin, aber ich erinnere mich einfach nicht!«

»Okay, Haven. Jetzt werd nicht hysterisch«, beschwichtigte Leah sie. »Ich glaube, wir haben da vielleicht was. Gestern Nacht hatte ich eine Vision von dir, und ich glaube, ich hab gerade kapiert, was sie bedeuten sollte. Ich bin mir ziemlich sicher, dass du versuchen solltest, mehr über dieses Leben rauszufinden, in dem du und Beau Geschwister wart. Ich hab das Gefühl, dass es in deinen Erinnerungen vielleicht einen wichtigen Hinweis geben könnte.«

»Ich *weiß*. Darum bin ich ja auch immer noch in Florenz.«

»Du bist in Florenz?«, wiederholte Leah, als ergäbe das für sie überhaupt keinen Sinn. »In *Italien*?«

»Ich stehe gerade vor dem Haus, in dem Beau und ich gelebt haben, und versuche, eine Vision über Naddo heraufzubeschwören. Vielleicht hatte er damals ja irgendwas Außergewöhnliches an sich – eine Fähigkeit oder eine besondere Begabung –, irgendwas, das helfen könnte, ihn heute ausfindig zu machen. Aber ich habe noch nichts Brauchbares gesehen.«

»Ich glaube nicht, dass du in Italien sein solltest«, sagte Leah. »Du musst zurück nach New York. Dort ist jemand, der dir helfen kann.«

»Was soll das heißen?«, fragte Haven schniefend.

»In meiner Vision hab ich gesehen, wie du mit einer alten Frau sprichst. Das klingt jetzt vielleicht abgedreht, aber sie hatte ein Handtuch auf dem Kopf, wie einen Turban. Und um sie herum war lauter Rauch.«

»Rauch?«

»Ja, versteh ich auch nicht. Aber diese Frau ist wichtig. Ich vermute, sie hilft Leuten dabei, in ihre vergangenen Leben zu sehen.«

»Ist das denn möglich?«, wollte Haven wissen. »Ich hab noch nie gehört, das jemand so was kann.«

»Alles ist möglich«, entgegnete Leah. »Aber du solltest mal Iain fragen. Er kennt die alte Frau. Wundert mich, dass er dir noch nicht von ihr erzählt hat.«

»Iain kennt diese Frau im Rauch?«

»Ich kann es nicht ganz sicher sagen, doch ich habe sie in meiner Vision von ihm sprechen hören. Sie hat ihn Mr Morrow genannt.«

»Und du sagst, die Frau lebt in New York?«

»Genau. Meinst du, du kannst noch mal da hin?«

»Ich nehme den ersten Flug, den ich kriegen kann«, versprach Haven. Und wenn es sie ihren letzten Cent kosten würde, morgen früh würde sie in Manhattan sein.

»Gut. Vielleicht sehen wir uns dann da«, sagte Leah. »Ich plane nämlich eine kleine Reise in den Frühjahrsferien.«

»Du willst nach New York?« Leah Frizzell und New York passten irgendwie nicht einmal im selben Satz zusammen.

»Ich wollte dich schon seit Tagen anrufen. Ich habe immer wieder Visionen, die sich in New York abzuspielen scheinen. Meistens sehe ich so einen dünnen Mann mit Spazierstock, der durch einen Garten läuft. Um ihn rum ist alles voller Blumen und Bäume. Erst dachte ich, er wäre in einem Wald. Aber dann habe ich

weiter hinten einen überdachten U-Bahn-Zugang gesehen. Der ist geformt wie ein kleiner Tempel. Egal, ich bin jedenfalls ziemlich sicher, dass der Mann irgendwo in Manhattan ist und dass ich ihn finden soll. Hast du eine Idee, wo ich anfangen könnte?»

»Ein Mann mit Spazierstock ...« Haven schnappte nach Luft. »Moment mal. Wie sieht er genau aus?«

»Keine Sorge, er ist es nicht«, versuchte Leah sie zu beruhigen. »Es ist nicht Adam Rosier.«

»Bist du sicher?«, hakte Haven nach.

»Du hast doch gesagt, Adam ist immer gleich alt, oder? Dass er nicht älter wird. Also, der Mann aus meinen Visionen ist jedenfalls bestimmt um die sechzig. Und hat eine Glatze. Aber kommt dir der Rest irgendwie bekannt vor? Blumen und Bäume und ein U-Bahn-Zugang, der wie ein Tempel aussieht?«

»In New York gibt es eine ganze Menge Parks und U-Bahn-Zugänge«, erwiderte Haven. »Erinnerst du dich sonst noch an was?«

»Da war ein Vogel. Sah ein bisschen aus wie ein Habicht.«

»Das hilft leider nicht viel«, sagte Haven. An solche seltsamen Details konnte sich auch nur Leah erinnern. »Aber ich werde die Augen nach U-Bahn-Eingängen offen halten, wenn ich da bin. Und Iain frage ich auch. Vielleicht weiß er ja, wer dein Mann sein könnte.«

»Nein, erzähl Iain bitte nichts davon«, bat Leah. »Mir wär's lieber, wenn das unter uns bleiben könnte, okay?«

»Wieso?«

»Weil die Zukunft sich immer mal wieder ändern kann. Dir erzähle ich nur davon, weil ich das Gefühl habe, dass der Mann mit dem Stock und die Frau im Rauch irgendwie miteinander verbunden sein könnten, darum überleg ich, ob du da vielleicht auch mit drinhängst. Aber je mehr Leute von meiner Vision erfahren, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Zukunft doch noch ändert und dass der Mann gar nicht mehr da ist, wenn ich endlich rausgefunden habe, wo er ist.«

»Was meinst du denn, was er dir sagen will?«, fragte Haven.

Leah schnaubte. »Wenn ich das wüsste, würde ich ja wohl kaum Geld für ein Flugticket ausgeben, oder? Aber ich vermute mal, dass er mich warnen will. Ich hab so ein Gefühl, dass irgendwas Schlimmes passieren wird.«

»Wie schlimm?« Haven war nicht sicher, ob sie das wirklich wissen wollte.

»Ziemlich schlimm.«

»Und ich hänge da mit drin?«

»Keine Ahnung«, antwortete Leah. »Vielleicht.«

Bitte lass mich erst Beau retten, betete Haven lautlos. Bevor Leah Frizzell versucht, die Welt zu retten.

Als Iain zurück in die Jugendherberge kam, saß Haven auf dem Bett und wartete auf ihn. Sie trug ihren Mantel, und ihre Koffer waren gepackt.

»Was ist denn hier los?«, fragte er, als er sich zu ihr herunterbeugte und ihr einen Kuss auf die Wange gab.

»Ich reise heute ab«, erklärte Haven.

»Das sehe ich«, erwiderte Iain mit einem Nicken in Richtung ihres Gepäcks.

»Und wo soll's hingehen?«

»Warum hast du mir nicht erzählt, dass du jemanden in New York kennst, der mir helfen könnte, Beau zu finden?«

»Ist das so?«

»Ich habe mit Leah Frizzell gesprochen. Sie hat eine Vision von einer alten Frau gehabt, die in die früheren Leben der Menschen blicken kann. Leah hat gesagt, die Frau wäre von Rauch umgeben. Und sie glaubt, dass du sie kennst.«

Iain schwieg. Haven wünschte, sie hätte seinen Kopf aufklappen und sehen können, was darin vor sich ging.

»Das ist kein Rauch«, sagte er schließlich. »Sondern Dampf.«

»Also stimmt es?«, fragte Haven. »Du kennst sie?«

»Der Name der Frau ist Phoebe«, erklärte Iain. »Ich bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass du dich für sie interessieren könntest. Sie arbeitet für die Ouroboros-Gesellschaft. Sie nennen sie die Pythia.«

»Aber sie könnte mir helfen, mehr über das Leben zu erfahren, das ich in Florenz geführt habe?«

»Vielleicht könnte sie das, ja«, gab Iain widerstrebend zu.

Haven stand auf und griff nach dem größten Koffer. »Dann auf zum Flughafen. Wir dürfen keine Zeit mehr in Italien verschwenden, wenn die Frau, die mir helfen kann, in New York ist.«

Iain nahm ihr den Koffer ab und stellte ihn zurück auf den Boden. »Warte mal kurz, Haven. Das ist alles nicht so einfach, wie du denkst.«

»Nein? Mir kommt es ziemlich einfach vor«, erwiderte Haven.

»Ist es aber nicht. Niemand weiß genau, wie viel von dem, was die Pythia sagt, überhaupt wahr ist. Sie arbeitet nur mit den hochrangigsten Mitgliedern der OG zusammen. Sie behauptet, sie würde ihnen helfen, sich besser an ihre früheren Leben zu erinnern. Aber es gibt auffällig viele Leute in der Gesellschaft, die behaupten, berühmt gewesen zu sein oder zu einem königlichen Geschlecht gehört zu haben – und kaum welche, die meinen, Bauern oder Dienstmädchen gewesen zu sein. Das ist einfach nicht besonders glaubhaft. Wir sind *alle* irgendwann mal Bauern gewesen. Und darum bin ich der Ansicht, dass die Pythia sich ziemlich viel ausdenkt.«

»Aber wenn wir ihr erzählen, dass es bei dieser Sache um Leben und Tod geht, dann würde sie doch bestimmt nicht lügen, oder?«

»Da können wir uns nicht sicher sein«, entgegnete Iain. »Und da ist noch etwas anderes, das du wissen solltest.«

»Was?«

»Die Pythia ist eine der wenigen Personen, die die Wahrheit über Adam kennt. Sie stehen in regelmäßigem Kontakt.«

Er wartete darauf, dass Haven antwortete, aber diesmal blieben ihre Lippen versiegelt. Als ihre Mutter angerufen hatte, um ihr zu sagen, dass Beau vermisst wurde, hatte Haven einen geheimen Pakt mit den Göttern geschlossen. Sie hatte ihnen jedes nur erdenkliche Opfer versprochen, wenn sie nur Beau Deckers Leben verschonen würden. Jetzt aber wurde Havens Entschluss hart auf die Probe gestellt. Wie weit war sie tatsächlich bereit zu gehen?

»Wenn du zur Pythia gehst, begibst du dich selbst in Gefahr. Wir wissen beide, dass wir uns eines Tages wieder Adam und der OG werden stellen müssen. Und wir sind nach Italien gegangen, um zumindest ein paar Jahre vor ihm Ruhe zu haben. Dann haben wir Rom verlassen, weil du meinstest, er wäre uns dorthin gefolgt. Und jetzt willst du ausgerechnet nach New York, zurück in seine Arme?«

»*In seine Arme?*« Nach Havens Gespräch mit Iains Mutter fühlten sich seine Worte an wie ein Schlag ins Gesicht. »Wann hast du mich jemals in Adam Rosiers Armen gesehen? Gibt es vielleicht irgendetwas, das du mir sagen willst?«

»Er ist von dir besessen, Haven ...«

»Dafür kann ich doch nichts. Und dir werfen sich schließlich jeden Tag irgendwelche Frauen zu Füßen. Aber *ich* vertraue dir.«

»Ich vertraue dir auch, Haven. Es ist nur ...«

»Ich muss dort hin, Iain. Hier geht es um Beau. Weißt du, wie oft ich ihn schon im Stich gelassen habe?« Panik stieg in ihr auf und ihre Stimme klang schrill. »Das werde ich nicht noch einmal tun.«

»Du brauchst Phoebes Hilfe nicht. Wir finden einen anderen Weg, wie wir Beau retten. Ich kann nicht zulassen, dass du ein solches Risiko eingehst, Haven. Beau würde das auch nicht wollen. Einmal haben wir es geschafft, Adam auszutricksen, aber ich glaube nicht, dass es uns noch ein zweites Mal gelingen wird. Und dieses Mal bin ich vielleicht nicht da, um dich zu retten.«

»Um *mich* zu retten?« Haven wurde immer wütender. »Soweit ich mich erinnere, habe ich das letzte Mal, als wir in Schwierigkeiten waren, *dich* gerettet. Ich bin verdammt noch mal keine Jungfrau in Nöten. Du kannst mitkommen oder hierbleiben, ganz wie du willst. Ich fliege jedenfalls noch heute Abend nach New York.«

Endlich schien Iain zu begreifen, dass Havens Entschluss feststand. »Na gut«, gab er schließlich nach. »Dann komme ich mit. Aber nur unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Ich bringe dich zur Pythia. Du sammelst so viele Informationen, wie du von ihr bekommen kannst, und gehst dann auf direktem Weg zur Polizei. Und dann verlassen wir New York wieder. *Sofort*. Einverstanden?«

»Einverstanden«, bestätigte Haven. Ihre Wut begann langsam abzuklingen und wich stattdessen dem Wunsch, Iain in den Arm zu nehmen. Sie wusste, was sie von ihm verlangte. Und trotzdem hatte er sich ihr kaum in den Weg gestellt. Als Wiedergutmachung dafür leistete Haven im Stillen einen weiteren Eid. Sie würde alles opfern, um Beau zu retten. Aber sie würde nicht zulassen, dass sie bei dem Versuch, ihren besten Freund zu retten, den Mann verlor, den sie liebte.

»Es tut mir leid, Haven«, sagte Iain. »Ich hätte an die Pythia denken müssen. Ich würde wirklich alles tun, um Beau zu finden. Ich fliege mit dir ans andere Ende der Welt. Ich gebe jeden Cent aus, den wir noch haben. Meinetwegen durchkämmen ich ganz New York City zu Fuß. Aber ich werde nicht riskieren, dich zu verlieren. Tut mir leid, wenn das egoistisch klingt.«

Jetzt konnte Haven sich nicht mehr zurückhalten.

Haven öffnete die Augen, als sie spürte, wie das Flugzeug zurück Richtung Erde sank. Die Kabinenlampen waren aus, und die meisten ihrer Mitreisenden schlummerten in ihren Sitzen. Über dem Dröhnen der Motoren hörte sie Maschinengewehre und wütende Stimmen. Der kleine Junge links von ihr spielte, schon seit sie in Florenz gestartet waren, dasselbe Ballerspiel. Sie fragte sich, wie viele feindliche Soldaten er während ihres achtstündigen Flugs wohl vernichtet hatte.

Iain wachte nicht auf, als sie ihn zudeckte, aber er murmelte etwas im Schlaf vor sich hin, während sie sich über ihn beugte, um das Rollo vor dem Fenster hochzuziehen. So nah bei ihm konnte Haven dem Drang, ihn zu küssen, nicht widerstehen. Ihre Lippen verharrten einen Moment auf seiner Wange, und sie betete, dass er sich nicht zu viele Gedanken um die falschen Dinge machte. Ja, Adam Rosier war gefährlich. Sie begaben sich beide in Lebensgefahr, so viel stand fest. Aber Haven fragte sich, ob es wirklich das war, was Iain am meisten Sorgen bereitete. Im Eifer des Gefechts hatte er Haven vorgeworfen, sie wolle sich Adam in die Arme werfen. Was genau hatte er damit gemeint? Hatte seine Mutter womöglich doch die Wahrheit gesagt? Sah er wirklich einen Rivalen in Adam? Wusste Iain denn nicht, dass nichts auf dieser Welt Haven von ihm trennen konnte?

Wie immer nutzte Beau Decker die Gelegenheit, einen Kurzauftritt in Havens Gedanken hinzulegen. »Ich glaube, er hat diese Eifersuchtsgeschichte nur vorgeschoben, weil er ein schlechtes Gewissen hat. Wie mein Großvater immer zu sagen pflegte: *Die mit der größten Klappe haben meistens was zu verbergen.*«

Es war ein Fetzen aus einem Gespräch, das sie vor Monaten geführt hatten, und Beau hatte damals nicht Iain gemeint, sondern Stephen, den Jungen, der ihm das Herz gebrochen hatte. Er hatte sich geschmeichelt gefühlt, als Stephen ihn für sich allein haben wollte. War amüsiert gewesen, als der Junge anfang, jedes andere männliche Wesen auf dem Campus als potenziellen Rivalen im Kampf um Beaus Zuneigung zu sehen. Und dann hatte er mit Entsetzen feststellen müssen, dass er

den ersten Mann, dem er sein Herz geschenkt hatte, schon die ganze Zeit mit halb Nashville teilte.

Das Flugzeug sank tiefer, bis es knapp über den Dächern von Manhattan dahinflog und sich für die Landung in Queens auf der anderen Seite des Flusses bereit machte. Haven löste ihren Blick von Iain und sah aus dem Fenster. Die Dächer der Wolkenkratzer, die in der Innenstadt aufragten, schienen so nah, dass Haven sich kurz fragte, ob der Pilot vorhatte, direkt durch die Straßenschluchten zu fliegen. Eine mehrspurige Hauptverkehrsader erstrahlte plötzlich in rotem Licht, als die Fahrer sämtlicher Autos vor einer Ampel auf die Bremse traten.

Ihr bester Freund auf der ganzen Welt war irgendwo dort unten. Haven konnte es spüren. Aber die Stadt war riesig – selbst von oben war kein Ende zu erkennen. *Armer Beau*, dachte Haven. *Er ist den ganzen Weg hierhergekommen, um seinen Iain zu finden.*

»Kann ich auch mal?«, fragte eine Stimme. Der zehnjährige Junge auf dem Platz auf dem Gang hatte sein Videospiel hingelegt und kniete nun auf seinem Sitz, um auch etwas sehen zu können.

»Klar.« Haven lehnte sich zurück, während er sich über sie beugte.

»Genau wie in meiner Erinnerung«, sagte der Junge ernst.

»Warst du schon mal in New York?«, wollte Haven wissen.

»Mmm-hmm. Ist aber lange her.«

»War er *nicht*«, schaltete sich die Mutter des Jungen auf der anderen Seite des Gangs ein. Haven hatte gar nicht bemerkt, dass sie aufgewacht war. »Er hat nur eine rege Fantasie. Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du nicht solche Lügen erzählen sollst, Jordan?«

»Das ist nicht gelogen«, verteidigte sich der Junge. »Ich bin mit einem riesigen Ballon hierhergefliegen.«

»Sehen Sie, was ich meine?«, wandte sich die Frau an Haven und suchte in ihren Augen nach Mitgefühl. »Ich weiß wirklich nicht, woher er das hat.«

»Was war das für ein riesiger Ballon?«, fragte Haven den Jungen leise, als seine Mutter nicht mehr hinhörte. »Meinst du vielleicht einen Zeppelin? Bist du in einem Zeppelin hergekommen?«

»Ach, vergessen Sie's«, erwiderte Jordan schmallend.

Dreißig Minuten später, als Haven und Iain sich in der Warteschlange am Taxistand hinter ihm und seiner Familie wiederfanden, war der Junge immer noch

übelster Laune. Ein eisiger Wind umwehte sie, kroch Havens Ärmel hinauf und schlängelte sich durch die Knopflöcher ihres Mantels.

»Brr, ich glaube, so sehr gefroren hab ich noch nie. Du?«, fragte sie, um das niedergeschlagene Kind mit ein bisschen Small Talk aufzuheitern. Der Junge zog jedoch bloß mit einem verächtlichen Schnauben seine Spielkonsole aus der Tasche und beachtete Haven gar nicht.

»Jordan!«, wies seine Mutter ihn zurecht. »Sei nicht so unhöflich!«

»Lass mich in Ruhe«, nörgelte er zurück.

»Schon in Ordnung«, versicherte Iain der Mutter. »Es ist spät, und wir sind alle erschöpft.«

Als sie schließlich zu einem Taxi gewinkt wurden, kuschelte Haven sich neben Iain auf den Rücksitz und versuchte gegen die Angst anzukämpfen, die an ihr nagte. Während der Wagen auf Manhattan zuraste, beobachtete sie, wie die Gebäude auf der anderen Seite des East River langsam größer wurden, bis sie direkt neben dem Taxi aufragten, monströse Schatten, verziert mit glitzernden Lichtern. Die Stadt war wunderschön, aber sie waren hier nicht sicher. Haven hatte das Gefühl, dass ihnen unzählige Blicke folgten, während sie die Stadt durchquerten. Auf der Straße durch den verlassen, winterlichen Central Park rechnete sie sogar fast mit einem Hinterhalt. Ein Hindernis würde die Straße versperren. Der Taxifahrer würde in die Bremsen gehen, und dunkel gekleidete Gestalten würden hinter den schneebedeckten Bäumen hervorstürmen. Sie umklammerte Iains Hand und vergrub ihr Gesicht an seiner kaschmirumhüllten Schulter. Doch es passierte nichts. Sie erreichten sicher ihr Ziel auf der Westseite des Central Parks – ein riesiges Gebäude mit Türmen, die einem Paar Hörnern glichen. Iain und sie eilten in die Lobby der Andorra Apartments. Haven hatte den Kragen ihres Mantels hochgeschlagen, und Iain trug eine Baseballkappe, die er sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Im siebzehnten Stock klopfen sie an eine Tür.

»Kommt rein, kommt rein!« Frances Whitman strahlte sie an. Die fröhliche blonde Frau in den Dreißigern hatte in einem ausgeleierten Flanellpyjama die Tür ihrer opulenten Wohnung geöffnet. Sie wirkte ein bisschen wie ein einfacher Bauer, der einen Palast geerbt hatte. »Ich freue mich so, dass ihr da seid! Ohne Gesellschaft kann es in dieser riesigen Wohnung ganz schön einsam werden.«

»Iain, ich möchte dir Frances vorstellen, meine ...« Haven hielt inne. »Was, würdest du sagen, sind wir eigentlich, Frances?«

»Cousinen dritten Grades, um ein Leben verschoben.« Frances zwinkerte Iain zu. Haven und sie hatten sich achtzehn Monate zuvor kennengelernt, als Haven mehr über ihr früheres Leben als Constance Whitman herausfinden wollte. Zu ihrem Erstaunen hatte sie erfahren, dass eine entfernte Verwandte von Constance noch immer in Manhattan lebte – und dann, zu ihrem noch größeren Erstaunen, dass Frances sogar die Wohnung geerbt hatte, in der einst Constances Eltern gelebt hatten. Das letzte Mal hatte Haven bei Iains Beerdigung in Manhattan mit Frances gesprochen, aber als Haven sie nun aus heiterem Himmel angerufen hatte, war Frances' Reaktion so herzlich gewesen, als wäre Haven tatsächlich eine Verwandte, die sie sehr lange nicht mehr gesehen hatte.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen«, sagte Iain und nahm seine Kappe ab.

»Oho, der sieht ja zum Anbeißen gut aus!«, informierte Frances Haven in vernehmlichem Flüstern. »Kein Wunder, dass du in jedem deiner Leben aufs Neue nach ihm suchst. So was würde ich mir auch nicht durch die Lappen gehen lassen.« Sie wandte sich wieder Iain zu und streckte ihm die Hand hin. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich war, als ich erfahren habe, dass du bei dem Brand doch nicht gestorben bist. Es wäre auch wirklich eine Schande gewesen, wenn uns die Möglichkeit genommen worden wäre, dieses Gesicht zu bewundern.«

»Vielen Dank, Ms Whitman«, erwiderte Iain und drückte einen Kuss auf ihre Fingerknöchel. Frances' Augen weiteten sich vor Staunen. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass Iain mitspielen würde.

»Entzückend!«, formte sie in Havens Richtung mit den Lippen. »Aber bitte, Iain, nenn mich doch Frances. Haven hat mir erzählt, was passiert ist. Das klingt ja alles wie aus einem kitschigen Liebesroman. Und das meine ich absolut positiv. Ich hoffe, es stört euch nicht, wenn ich noch ein bisschen darin weiterschwelge.«

Iain lachte. »Kein bisschen«, erwiderte er.

»Vielen, vielen Dank, dass wir bei dir unterkommen können«, fügte Haven hinzu. »Du bist die einzige Person in ganz New York, von der ich weiß, dass wir ihr trauen können.«

»Ganz abgesehen davon, dass es schwierig werden könnte, ein Hotelzimmer zu buchen, wenn einer von euch offiziell gar nicht mehr am Leben ist«, bemerkte Frances.

»Und noch schwieriger, wenn man auch noch pleite ist«, entgegnete Haven.

»Pfft«, machte Frances und wischte jeden Gedanken an Geld mit einem Schwingung ihres Handgelenks fort. »Ihr habt ja keine Ahnung, was ich dafür geben würde, noch einmal jung und arm und verliebt zu sein. Alles, was mein Geld mir bisher beschert hat, sind Anwälte und falsche Freunde. Ihr solltet eure Armut genießen, solange ihr noch könnt.«

»Davon versuche ich Haven auch schon die ganze Zeit zu überzeugen«, stimmte Iain ihr zu.

»Dann scheinst du in den letzten hundert Leben ja das eine oder andere gelernt zu haben«, gab Frances kokett zurück.

Iain warf Haven einen Blick zu. *Was hast du ihr denn bloß für Sachen erzählt?*, schienen seine Augen zu fragen.

Havens Lächeln war unmissverständlich. *Nicht alles*, signalisierte es. Haven hatte Frances ein paar der romantischen Details verraten, die sie so gern hörte, mehr aber auch nicht.

Irgendwo schlug eine Uhr, und Frances sprang auf. »Ach Gott, wo sind denn meine Manieren? Für euch ist es ja inzwischen quasi zwei Uhr nachts. Kommt mit, ich zeige euch euer Zimmer. Wir können morgen beim Frühstück weiterreden.«

Haven und Iain folgten Frances, die in ihren Pantoffeln durch den Flur huschte. Die Wände des Korridors waren mit Kunstwerken behängt, die Generationen von Sammlern aus der Whitman-Familie gekauft hatten, und Haven erkannte die meisten davon wieder. Ihr Blick streifte gerade ein kleines Aquarell, das Constance Whitmans Mutter 1924 während ihrer Reise nach Rom gekauft hatte, als sich plötzlich in einem der angrenzenden Zimmer Geschrei erhob. Zuerst dachte sie, irgendwo würde ein Fernseher laufen. Doch dann erkannte sie die drei Stimmen. Constance und ihre Eltern waren wieder einmal aneinandergeraten, und der Grund für ihren Streit schien ein junger Mann namens Ethan zu sein. Haven griff nach Iains Hand, und die Geräusche verklangen immer mehr, bis die Vision ganz verschwunden war. Es war besser, die Vergangenheit nicht mit der Gegenwart zu vermischen.

»Da sind wir schon. Hier könnt ihr beide schlafen.« Frances, die offenbar demonstrieren wollte, wie modern sie war, indem sie zwei jungen Leuten erlaubte, im selben Bett zu schlafen, öffnete eine Tür und trat zur Seite. »Ich habe es erst vor Kurzem renovieren lassen.«

»Das ist ja Constances Zimmer«, keuchte Haven. Obwohl die Einrichtung eine völlig andere war, kam ihr der Ausblick sofort bekannt vor. Sie dachte daran, wie oft sie vor genau diesem Fenster gestanden und sich weit weg gewünscht hatte – egal, wohin.

»Ach herrje. Ich dachte, du würdest dich vielleicht freuen. Ist das ein Problem?«, fragte Frances, ganz offensichtlich entsetzt, einen solchen Fauxpas begangen zu haben. »Wollt ihr lieber in einem anderen Zimmer übernachten? Es würde nur eine Minute dauern, eins herzurichten.«

»Nein, nein, das hier ist schon in Ordnung«, versicherte Haven ihr schnell, auch wenn ihr ein wenig mulmig zumute war.

Aber nichts war in Ordnung. Selbst mit Iains warmem Körper neben sich wälzte Haven sich die ganze Nacht hin und her, bis sie irgendwo zwischen Erschöpfung und Delirium vor sich hin döste. Auf einmal fand sie sich in einem Restaurant wieder. Sie trug ein unbequemes weißes Kleid, das aus tausenden Lagen von Rüschen zu bestehen schien. Sie war wieder Constance, und heute war ihr sechzehnter Geburtstag. Es würde noch Jahre dauern, bis sie endlich die Liebe ihres Lebens treffen würde. Sie war mit ihrer Mutter zum Mittagessen hergekommen, doch die hatte ihre Tochter vorübergehend allein gelassen, um mit einer Freundin, die am anderen Ende des Raums saß, den neuesten Klatsch und Tratsch auszutauschen. Constance wartete und zupfte gelangweilt Blütenblätter von den Rosen, die auf dem Tisch standen. Eine Kellnerin erschien und stellte einen riesigen Eisbecher vor ihr auf den Tisch. Es war nicht dieselbe Frau, die ihre Bestellung aufgenommen hatte.

»Den habe ich nicht bestellt«, sagte Constance. Sie hätte ihn trotzdem genommen, aber sie konnte sehen, wie ihre Mutter ihr von der gegenüberliegenden Seite des Raums strenge Blicke zuwarf. Elizabeth Whitman, die als junges Mädchen selbst etwas mollig gewesen war, achtete peinlich genau auf die Figur ihrer Tochter.

»Nein?«, fragte die Kellnerin mit einem etwas zu vertraulichen Lächeln. Sie war nicht viel älter als Constance – vielleicht achtzehn oder neunzehn. »Dann nehme ich ihn wieder mit.«

Die Kellnerin hob den Eisbecher wieder hoch und stellte ihn zurück auf ihr Tablett. Zurück blieb ein Umschlag, auf dem *Constance Whitman* stand. Constance

blickte auf, aber die Kellnerin war schon durch die Tür zur Küche verschwunden. Sie verbarg den Umschlag auf ihrem Schoß und öffnete ihn so unauffällig, wie sie konnte.

Als Haven erwachte, war sie völlig desorientiert. Es dauerte eine Weile, bis ihr wieder einfiel, wer und wo sie war. Schließlich stahl sie sich aus dem Bett und ließ Iain weiterschlafen. Sie ging ins Wohnzimmer, wo Frances auf dem Sofa saß. Hinter ihr umrahmte ein großes Fenster ein Stück Himmel. Haven hatte das Gefühl zu schweben.

»Setz dich, setz dich«, sagte Frances, ohne den Blick von den morgendlichen Schlagzeilen zu nehmen. Dann faltete sie die Zeitung zusammen und machte Haven auf dem Sofa Platz. »Möchtest du Kaffee und Toast?«

»Ja, gern«, erwiderte Haven mit noch kratziger Stimme.

»Schläft Iain noch?«, wollte Frances wissen. Sie hatte ganz offensichtlich etwas auf dem Herzen.

»Ja«, bestätigte Haven.

»Würdest du mir dann vielleicht verraten, was du wieder hier in New York machst?«, fragte Frances, während sie Haven eine Tasse Kaffee eingoss. »Am Telefon klangst du ja ziemlich geheimnisvoll.«

»Mein bester Freund Beau ist verschwunden.«

»Der hübsche große Kerl, mit dem du auf Iains Beerdigung warst?«

»Genau der. Er ist vor ein paar Tagen nach New York geflogen, um einen Typen zu treffen, der behauptet hat, sein Seelenverwandter zu sein. Seitdem hat niemand mehr etwas von ihm gehört.«

»Das tut mir leid«, sagte Frances.

»Muss es nicht.« Haven biss von ihrem Toast ab und spülte ihn mit schwarzem Kaffee hinunter. Jetzt, da sie endlich in derselben Stadt war wie Beau, fühlte sie sich schon viel zuversichtlicher. »Er ist am Leben, und ich werde ihn finden.«

Frances blickte Haven fragend an. Sie schien zu spüren, dass das nicht die ganze Geschichte war.

»Du wirst ihn finden?«

»Ich muss.«

»Nicht die Polizei?«

»Die sucht auch. Aber nicht so gründlich wie ich.«

»Ich muss dich wohl nicht daran erinnern, dass du eigentlich noch ein Kind bist?«

Beinahe hätte Haven gelacht. Sie war nie wirklich ein Kind gewesen. »Tu dir keinen Zwang an. Aber es wird nichts nützen.«

Frances verschränkte die Arme, und zum ersten Mal, seit Haven sie kannte, hätte die zierliche Blondine als Erwachsene durchgehen können. »Tja, du gehst jedenfalls mit deiner Rückkehr nach New York ein ziemlich hohes Risiko ein. Wenn irgendjemand hier deinen Freund erkennt, fliegt euer ganzes Versteckspiel im Nu auf. Hat er sich schon überlegt, wie er der Welt erklären will, warum er seit über einem Jahr den toten Mann spielt?«

»Wir hoffen, dass niemand herausfindet, dass er noch am Leben ist«, erwiderte Haven.

»Das hoffe ich auch. War nicht die Polizei hinter ihm her, bevor er angeblich in dem Feuer gestorben ist? War er nicht der Hauptverdächtige bei dem Mord an diesem Musiker? Wie hieß der noch gleich? Jeremy ...«

»Johns. Iain hatte nichts damit zu tun.«

»Das glaube ich dir. Aber die Polizei möglicherweise nicht.«

Haven wünschte, Frances würde endlich von ihr ablassen. Sie war sich bewusst, was für ein Risiko Iain und sie da eingingen. Aber jetzt, wo sie bereits in New York waren, brachte es auch nichts, das Ganze immer wieder von vorne durchzukauen. »Du hast recht, Frances. Ich hätte allein herkommen sollen, aber Iain hätte mich niemals gelassen. Ich weiß auch gar nicht, was er jetzt eigentlich vorhat. Wahrscheinlich wird er am Ende die meiste Zeit hier mit dir verbringen. Es ist zu gefährlich für ihn, mich zu begleiten.«

Frances nippte an ihrem Kaffee. Als sie die Tasse wieder sinken ließ, lag der Hauch eines Lächelns auf ihren Lippen. »Das hier mag zwar mein erster Auftritt auf diesem Planeten sein, aber ich weiß trotzdem das eine oder andere über Männer. Glaubst du wirklich, dieser hinreißende Junge hat vor, seine Zeit an der Upper West Side totzuschlagen, mit einer Frau, die alt genug ist, um seine Tante zu sein?«

»Was soll er denn sonst machen?«, fragte Haven.

»Oh, da wird ihm bestimmt was einfallen.« Frances hielt inne, um einen weiteren Schluck Kaffee zu trinken. »Aber im Moment interessiert mich eher, was *du*

vorhast. Was geht dir durch den Kopf? Hast du eine Idee, wo dein Freund sein könnte?»

»Nein, aber ich weiß schon, wo ich anfangen werde zu suchen«, gab Haven zurück. »Der Typ, den Beau hier treffen wollte, scheint ziemlich gut über ein Leben Bescheid zu wissen, dass wir alle im vierzehnten Jahrhundert in Florenz geführt haben. Vielleicht kann ich rausfinden, wer der Typ ist, der Beau entführt hat, wenn ich mehr über dieses Leben damals in Italien erfahre.«

»Und wie willst du das anstellen?»

Haven zögerte. Wenn sie Frances erzählte, was sie über die Ouroboros-Gesellschaft wusste, würde sie sie damit in schreckliche Gefahr bringen. »Es gibt eine Frau, die behauptet, in die früheren Leben anderer Menschen blicken zu können. Der werde ich heute mal einen Besuch abstatten.«

»Klingt, als könnte das interessant werden«, sagte Frances.

»Ja, aber das Beste kommt erst noch«, entgegnete Haven. »Wie es aussieht, arbeitet die Frau nämlich in einem Spa.«

»In einem Spa?»

»Das sagt zumindest Iain. Sie empfängt die meisten ihrer Kunden in irgendeinem schicken Wellness-Studio, das sich nur die Superreichen leisten können.«

»Du meinst aber nicht das in der Morton Street, oder?»

»Doch, genau das!«, rief Haven. »Woher weißt du das?»

»Na ja, ich bin ja eher selten knapp bei Kasse«, antwortete Frances mit einem bescheidenen Kichern. »Ich war zu Collegezeiten ein paarmal da. Ist aber schon lange her. Die Leute dort scheinen lieber unter sich zu bleiben. Aber ich begleite dich gern, wenn du ein bisschen Gesellschaft möchtest.«

»Danke«, erwiderte Haven unsicher. »Das ist wirklich nicht nötig.«

»Das siehst du vielleicht anders, wenn du erst mal da bist«, beharrte Frances. »Der Laden hat irgendetwas an sich. Du wirst schon sehen, was ich meine. Er ist irgendwie ... *ungewöhnlich*.«

»Warum sollte mich das stören? Mein ganzes Leben ist ungewöhnlich«, schnaubte Haven.

Frances lachte. »Da hast du allerdings recht, du Glückspilz. Ach, da fällt mir ein, ich habe ja noch was für dich!« Sie sprang von der Couch auf. »Ich hätte es dir gestern schon gegeben, aber Iain war dabei, und ich dachte, du würdest viel-

leicht lieber erst mal allein einen Blick darauf werfen.« Haven sah zu, wie Frances in einer Schublade des Schreibtischs kramte, der in einer Ecke des Zimmers stand. Kurz darauf hielt sie triumphierend einen kleinen Zettel hoch. »Das hier hat ein Handwerker gefunden, als sie Constances Zimmer renoviert haben. Es war unter einer Bodendiele versteckt.«

Obwohl das dicke weiße Papier mittlerweile ziemlich vergilbt war, erkannte Haven die Nachricht sofort wieder.

Behalte diesen Zettel zur Erinnerung. Du bist nicht, wer Du zu sein glaubst. Wenn er Dich findet, komm zu uns. Trau niemandem, besonders nicht dir selbst. Telefon: LE 4-8987.

»Merkwürdig, oder?«, sagte Frances. »Kannst du damit etwas anfangen?«

»Ich hab letzte Nacht von der Nachricht geträumt. Ich sah, wie ein Mädchen sie Constance zugesteckt hat.«

»Meinst du, die Warnung bezieht sich auf Ethan?« Frances hatte ein gutes Näschen, wenn es um Skandale ging.

»Keine Ahnung«, erwiderte Haven und nahm eine unbenutzte Tasse vom Tisch. »Ich bringe Iain Kaffee und frage ihn, ob er was darüber weiß. Vielleicht hat Constance ihm ja davon erzählt.«

»Guten Morgen, meine Schöne«, sagte Iain, als Haven die Tür zu ihrem Zimmer öffnete. Sie hatte gehofft, dass er noch im Bett sein würde, das Haar verwuschelt und das Pyjamahemd nur halb zugeknöpft. Doch er war schon fertig angezogen und checkte gerade mit dem Handy seine E-Mails.

»Ich wollte dir Frühstück ans Bett bringen«, begrüßte Haven ihn und stellte das mit Toast, Bagels, Kaffee und Marmelade beladene Tablett ab. »Hast du was vor?«

»Ja.« Iain griff nach einem Sesambagel und riss sich ein Stück davon ab. »Danke, Haven. Du glaubst gar nicht, wie sehr ich diese Dinger vermisst habe.«

»Wo willst du denn hin?« Sie wartete, bis er seinen Bissen Brot hinuntergeschluckt hatte.

»Sehen, was ich tun kann, damit wir Beau finden.«

»Aber ...« Sie wollte widersprechen, dass sie doch eigentlich etwas anderes ausgemacht hatten. Aber Iains Blick sagte ihr, dass ihm mit Vernunft nicht beizukommen war.

»Du kannst nicht erwarten, dass ich hier in New York rumsitze und Däumchen drehe, Haven. Ich weiß, dass ich dich nicht davon abbringen kann, dich mit der Pythia zu treffen, also versuch *du* bitte auch nicht, mich davon abzubringen, bei der Suche zu helfen.«

»Aber ...«

»Kein Aber. Komm her.«

Sie machte einen Schritt auf ihn zu, und er griff nach ihrem Arm und zog sie auf seinen Schoß. »Wir werden einfach beide vorsichtig sein«, sagte er, bevor seine Lippen ihre berührten. Als sie sich schließlich voneinander lösten, hatte Haven ihre Sorgen vergessen, genauso wie das, was sie ihn hatte fragen wollen.

»Und, was hast du mir da noch mitgebracht?«, fragte Iain und schnappte Haven den kleinen vergilbten Zettel aus der Hand.

»Ach ja! Genau! Mensch, das hätte ich beinahe vergessen. Den Zettel hier hat Frances gefunden. Ich bin ziemlich sicher, dass er Constance gehört hat. Hat sie Ethan gegenüber jemals so was erwähnt?«

Iain schien sich die Nachricht drei- oder viermal durchzulesen, bevor er sie schließlich wieder ansah. »Nein, ich kann mich nicht erinnern, dass sie etwas darüber gesagt hat. Weißt du, von wem Constance die Nachricht hatte?«

»Eine Kellnerin in einem Restaurant hat sie ihr zugesteckt. Ich glaube, ich hab heute Nacht davon geträumt. Was soll das wohl heißen, ›Du bist nicht, wer Du zu sein glaubst‹?«

Iain schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Iain, verschweigst du mir irgendwas?«

»Was denn zum Beispiel?«, fragte er in geheimnisvollem Tonfall.

»Wenn ich das wüsste, würde ich nicht fragen!«

»Okay, okay, jetzt lass nicht gleich wieder dein ganzes Südstaatentemperament an mir aus. Ich glaube, diese Nachricht bedeutet, dass du sehr, sehr vorsichtig sein solltest, solange wir hier sind.«

»Ich kapiert das immer noch nicht. Warum wollen diese Leute, dass ich sie anrufe, sobald ich dich treffe?«

Iain runzelte die Stirn und gab Haven den Zettel zurück. »Du glaubst, da ist die Rede von *mir*?«

»Von wem denn sonst?«

»Begreifst du es denn nicht, Haven? Mit dieser Nachricht muss *Adam* gemeint sein.«

Der Eingang zum Badehaus war ziemlich unscheinbar. Alles, was Frances und Haven fanden, war eine Tür in verblichenem Blau mit einem handgeschriebenen Adressschild. Dahinter führte eine Treppe nach unten. Mit jeder Stufe, die sie hinabstiegen, wurde die Luft wärmer und feuchter. Unten angekommen, tief unter den Straßen New Yorks, gelangten sie in eine winzige weiße Kammer, in der eine Rezeptionistin hinter einem Schreibtisch saß. Sie war unglaublich hübsch, auch wenn sie ihr Bestes getan hatte, um diese Tatsache zu verbergen. Ihr Haar war zu einem straffen Pferdeschwanz gebunden, und der weiße Kittel, den sie trug, war so weit, dass sie darin eigentlich unförmig hätte aussehen müssen.

Ein Schild an der Wand informierte die Besucher darüber, dass der Zutritt unter achtzehn Jahren nicht gestattet war. Nachdem Haven ihren Ausweis gezeigt hatte, reichte Frances der Empfangsdame ihre Kreditkarte, ohne darauf zu warten, dass man ihr eine Rechnung präsentierte. Keiner, der wusste, wo das Spa zu finden war, interessierte sich für die Kosten, hatte Frances Haven im Taxi auf dem Weg in die Innenstadt erklärt. Als der Zahlungsvorgang abgeschlossen war, stand die Frau auf und führte sie in einen Umkleideraum.

Haven hatte eine luxuriöse Ausstattung erwartet, mit makellos weißen Fliesen und vergoldeten Armaturen. Stattdessen fanden sie sich in einem höhlenartigen Raum wieder, der wirkte, als sei er direkt aus dem Grundgestein Manhattans geschlagen worden. Das einzige Mobiliar bestand aus Bänken, die jedoch kaum mehr als schlichte Granitplatten waren. Die Frau im Kittel stellte zwei Drahtkörbe auf eine der Bänke. In jedem lag ein einfacher weißer Bademantel.

»Bitte legen Sie alle Ihre persönlichen Dinge in die Körbe«, wies die Frau sie an. »Ich nehme sie dann an mich, wenn Sie sich umgezogen haben. In die Therme gelangen Sie durch die Tür zu Ihrer Rechten.« Nach dieser kurzen Einführung ließ die Rezeptionistin Haven und Frances allein, damit sie sich umziehen konnten.

In ihrem knappen Bademantel, der erheblich weniger bedeckte, als sie erwartet hatte, öffnete Haven die Tür zu den Bädern und wurde sofort von einer Wolke aus

heißem Dampf eingehüllt. Frances und sie gingen durch einen langen Flur, bis sie ein Becken erreichten, das von hohen Marmorsäulen und hölzernen Liegestühlen gesäumt war. Von dem grünlich trüben Wasser stieg Dampf auf, und die Luft roch irgendwie schwefelartig. Das Licht war so schummrig, dass sie fast nichts erkennen konnten. Geisterhafte Schemen schwebten durch den Nebel. Eine glänzende nackte Gestalt stieg aus dem Becken empor und legte sich auf einem der Liegestühle auf den Bauch.

»Es heißt, das Wasser hier kommt aus einem unterirdischen Fluss«, flüsterte Frances.

»Muss ein ziemlich dreckiger Fluss sein«, bemerkte Haven. »Sieht eher aus, als käme es direkt aus einem Abwasserkanal.«

»Das grüne Zeug im Wasser soll gesund sein. Aber dass man sich hier unten so wohligh und entspannt fühlt, liegt an dem, was sie hier in die Luft pumpen.«

»Sie pumpen etwas in die Luft?«, fragte Haven.

»Atme mal ganz tief ein«, sagte Frances. »Was du da riechst, ist nicht nur Wasserdampf. Ich weiß zwar nicht, was es ist, aber ich habe schon von Leuten gehört, die hier unten Halluzinationen bekommen haben. Ein Mädchen, mit dem ich auf der Highschool war, hat mal eine zehnminütige Unterhaltung mit einem der Wandleuchter geführt. Sie dachte, das wäre Gott.«

»Wie lange gibt es diese Terme schon?«, wollte Haven wissen. Sie wirkte alt genug, um von den Römern selbst erbaut worden zu sein.

»Ich hab keinen blassen Schimmer«, gab Frances zu. »Aber schon meine Großmutter hat davon erzählt. Sie meinte immer, es gäbe nichts Besseres gegen ihr Rheuma. Außerdem hat sie erzählt, dass man früher den reichen New Yorker Mädchen die Adresse zu ihrem achtzehnten Geburtstag verraten hat. Denkst du, Constance war vielleicht auch mal zu einem kleinen *Schwitz* hier?«

»Zu einem was?«, fragte Haven.

Frances schüttelte tadelnd den Kopf. »Du solltest wirklich mehr Zeit in New York verbringen. In Italien bekommst du einfach nicht genug Kultur vermittelt. So, wo ist denn nun diese Frau, nach der du suchst?«

Haven begann das Becken zu umrunden. Wo immer sie hinsah, tummelten sich Grüppchen von Frauen in weißen Bademänteln. »Ihr Name ist Phoebe. Sie muss ziemlich alt sein. Ich weiß nicht genau, wie sie aussieht, aber ich glaube nicht, dass sie allein ist.«

»Ist sie das da vielleicht?«, fragte Frances und deutete auf eine groß gewachsene, dürre Gestalt, die in einer dunklen Ecke des Raums kerzengerade auf einem der Liegestühle saß. Um ihren Kopf hatte sie ein Handtuch geschlungen und alles, was Haven von der Frau erkennen konnte, war, dass sich ihre Lippen bewegten. Zwei weitere Frauen beugten sich zu ihr hinüber, als versuchten sie, jedes Wort in sich aufzunehmen, das sie sagte.

»Könnte sein«, sagte Haven. »Ich gehe mal hin. Und du entspann dich ruhig ein bisschen. Geh schwimmen oder so. Ich finde dich schon, wenn ich fertig bin.«

»Ich weiß nicht.« Frances zögerte. »Ich hab Iain versprochen, dich nicht aus den Augen zu lassen.«

»Das ist doch nur eine alte Frau«, erwiderte Haven belustigt. »Was soll die mir schon tun?«

Sie wartete Frances' Antwort nicht ab, sondern ließ sie einfach am Schwimmbecken stehen. Dann suchte sie sich einen Liegestuhl in der Nähe der Pythia und legte sich hin, die Augen geschlossen, die Ohren gespitzt.

»Du warst eine Königin, und dein eigener Ehemann hat dich ermordet«, hörte Haven die alte Frau sagen. Ihre Stimme war tief und schmeichelnd und klang irgendwie vertraut. »Er hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um dich zur Frau zu bekommen, doch als du ihm dann eine Tochter schenkest statt eines Sohns, hat er sich gegen dich gewendet. Vielleicht hat er dich nicht mit eigenen Händen getötet, aber das hätte er genauso gut tun können. Er warf dir Hexerei, Untreue und Inzest vor, und er sorgte dafür, dass die erfundenen Verbrechen dich den Kopf kosteten«

»Das klingt aber nicht gerade nach einem besonders schönen Leben«, nörgelte eine der Frauen.

»Nicht jedes unserer Leben kann *schön* sein«, entgegnete die Pythia müde. »Aber dein Leben hat den Lauf der Geschichte verändert. Und deine Tochter war eine der mächtigsten Frauen, die die Welt je gekannt hat.«

»Meine Tochter?«, wimmerte die Frau wieder. »Nicht ich?«

»Ich hab's!«, keuchte plötzlich die Freundin der Frau. »Mensch, Joan, du musst Anne Boleyn gewesen sein!«

»Wer soll das denn sein?«, fragte die erste.

»Na, diese Frau von Heinrich VIII. Er hat sie köpfen lassen, damit er eine andere heiraten konnte. Hast du vielleicht manchmal unerklärliche Kopf- oder Nackenschmerzen?«

»Jetzt, wo du es sagst – ja! Die habe ich tatsächlich!« Die erste Frau konnte ihre Aufregung kaum zurückhalten. »Manchmal hab ich Migräne! Und ich hatte schon immer eine riesige Angst vor Äxten!«

»Da siehst du's!«, rief ihre Freundin. »Und jetzt weißt du auch, warum! Und vergiss nicht deinen fürchterlichen Geschmack, was Männer betrifft. Dein letzter Mann hätte dich bestimmt auch ermordet, wenn er die Gelegenheit dazu gehabt hätte.«

Die erste Frau wandte sich der Pythia wieder mit neuer Begeisterung zu. »Können Sie mir noch mehr erzählen?«, bat sie. »Was sehen Sie sonst noch? Bin ich ihm wirklich untreu gewesen? Und waren meine Affären so aufregend, wie sie klingen?«

»Im Augenblick sehe ich nichts mehr«, antwortete die Pythia. »Meine Energie ist erschöpft. Ihr müsst jetzt gehen.«

»Ach nein, bitte! Sie müssen verstehen, ich habe dieses Wochenende ein paar Leute eingeladen und ich wollte eigentlich auch Miranda Bennett fragen, ob sie kommt, und die redet noch nicht mal mit Leuten, die nicht die passende Abstammung haben ...«

Phoebe hob die Hand. »Nein. Komm in zwei Tagen wieder, dann werde ich versuchen, mehr zu sehen.«

»Oh, vielen Dank!«, quietschte die Frau. »Es war wirklich faszinierend!«

»Geht jetzt«, drängte Phoebe sie abermals.

Aufgeregt flüsternd schlenderten die zwei Frauen Arm in Arm davon. Als sie im Nebel verschwunden waren, stand Haven auf und ging auf die Pythia zu.

»Wie viel von dem, was Sie gesagt haben, war die Wahrheit?«, fragte sie.

Die Frau blickte zu ihr auf. Halb unter ihrem Handtuch verborgen, wirkte ihr Gesicht alt und zerbrechlich, aber ihre haselnussbraunen Augen funkelten. »Du bist ja ganz schön dreist«, stellte sie fest, doch sie schien nicht beleidigt zu sein. »Hat dir keine einzige deiner Mütter beigebracht, dass es sich nicht gehört zu lauschen?«

»Tut mir leid«, erwiderte Haven. »Ich hatte nur das Gefühl, dass Sie den beiden einfach erzählt haben, was sie hören wollten, um sie möglichst schnell wieder loszuwerden.«

»Tja, ich glaube kaum, dass Ms Mortimer gern gehört hätte, dass sie in jedem ihrer bisherigen Leben dumm und zu nichts nutze gewesen ist. Ich glaube, die einzige Fähigkeit, die sie perfekt beherrscht, ist, sich von reichen Männern scheiden zu lassen. Diese Leute wollen alle hören, dass sie den Lauf der Geschichte verändert haben. Wenn ich ihnen die Wahrheit sagen würde, würden sie mir so lange auf die Nerven fallen, bis ich ihnen endlich die Lügen auftische, die sie letztlich hören wollen.«

»Also war sie nicht Anne Boleyn?«

»Du liebe Güte, nein!«, rief die Pythia. »Ich habe Anne Boleyn gekannt. Sie würde *mich* köpfen, wenn sie wüsste, was ich gerade getan habe. Zu unser beider Glück ist Anne nie auf die Erde zurückgekehrt. Ihr hat ihr erster Besuch auf diesem Planeten wirklich gereicht. Nun gut. Was kann ich für dich tun?«

»Sie können *mir* die Wahrheit sagen«, schlug Haven vor. »Ich muss mehr über meine früheren Leben erfahren und ich hatte gehofft, Sie könnten mir vielleicht helfen.«

»Nein.« Phoebe schüttelte den Kopf. »Ich kann dir nicht helfen. Und ich erwarte jeden Moment eine weitere Kundin.«

»Wenn Sie mir nicht jetzt helfen können, könnten wir doch vielleicht einen Termin vereinbaren? Je früher, desto besser. Ein Freund von mir wird nämlich vermisst. Er ist nach New York gekommen, um sich mit jemandem zu treffen, den wir beide in einem anderen Leben gekannt haben. Deshalb muss ich einen Weg finden, ins vierzehnte Jahrhundert zurückzureisen. Es geht um Leben und Tod ...«

»Es geht immer um Leben und Tod, Haven Moore«, entgegnete die alte Frau.

Haven erstarrte. »Sie kennen mich?«

»Ja. Und Mr Morrow ebenfalls. Es war ziemlich leichtsinnig von dir, hierherzukommen. Weißt du eigentlich, wo du hier bist? Weißt du, wer all diese Menschen sind?«

Haven sah zu dem Schwimmbecken hinüber und spürte durch den Dampf Blicke auf sich. Wie lange beobachteten sie sie schon? Was wollten sie von ihr? Havens Furcht wurde nur noch größer, als ihr klar wurde, dass sie nicht einmal wusste, was genau die Ursache für dieses Gefühl war. Es war die panische Angst

eines Tiers, das in eine Falle geraten war. Das aus seiner sicheren Höhle gezerzt worden war. Haven hielt verzweifelt Ausschau nach Frances, doch sie war nirgends zu entdecken.

»Beruhige dich, meine Liebe. Sie werden dir nichts tun«, sagte die Pythia beschwichtigend. »Ein paar von ihnen haben schon lange auf deine Rückkehr gewartet. Aber ich fürchte, ich kann dir trotzdem nicht helfen. Man hat es mir verboten und die Wände hier haben Ohren.«

»Wer hat es Ihnen verboten?«, verlangte Haven zu wissen.

»Das muss ich dir doch wohl kaum verraten«, erwiderte die Pythia.

Haven fuhr herum und stürmte zurück zum Umkleideraum.

Der Umkleideraum war leer. Nirgendwo war jemand vom Personal zu sehen. Und auch Frances nicht. Ebenso wenig der Drahtkorb mit Havens Sachen. Sie stand in dem riesigen Raum und überlegte, was sie tun sollte. Im Bademantel konnte sie wohl kaum auf die Straße. Sie wäre erfroren, bevor sie auch nur ein Taxi bekäme, und selbst wenn sie eins erwischte, könnte sie es nicht bezahlen. Also saß sie hier fest.

Sie steckte den Kopf durch die Tür und spähte in die Lobby, doch auch dort war niemand. Auf Zehenspitzen schlich sie hinaus und hob den Hörer des Telefons ans Ohr, das an der Rezeption stand. Es war kein Freizeichen zu hören, nur ein leises, windartiges Pfeifen. Daher ging sie zurück in den Umkleideraum und warf einen Blick unter die Kabinentüren der Toilette. Sie musste Frances finden – oder irgendjemand anderen, der ihr helfen konnte, ihre Sachen wiederzubekommen und das Spa zu verlassen. Schließlich ließ sie sich auf eine Bank in der hintersten Ecke des Raums sinken, in der Hoffnung, dass sie so lange niemand entdeckte, bis ihr eine Idee kam, was sie jetzt tun sollte.

Die Frauen in der Therme – waren das alles Mitglieder der Ouroboros-Gesellschaft? Woher wussten sie, wer sie war? Welche von ihnen hatten schon auf sie gewartet? Iains Sorgen waren berechtigt gewesen, das wurde ihr nun klar. Sie hätten nie nach New York zurückkommen dürfen. Die Sache mit dem Morrow-Geld, Beaus Verschwinden – all das musste Teil eines hinterlistigen Plans sein, um sie herzulocken. Wie lange würde es dauern, bis Adam auftauchte und sie zurückhaben wollte?

In einem Spiegel auf der anderen Seite des Raums erhaschte sie einen Blick auf sich selbst und sah sofort wieder weg. Sie erkannte sich kaum wieder, wie sie zusammengesunken auf der Bank saß, blass und so gut wie nackt, mit Locken, die sich in alle Richtungen kräuselten. Der Spiegel zeigte ein Mädchen, das sie niemals hatte sein wollen.

Die Tür zur Lobby schwang auf, und eine riesige Dampfwolke wurde durch den Ausgang gesaugt. Eine hochgewachsene Gestalt in einem dunklen, knielangen Mantel erschien am anderen Ende des Umkleideraums. Haven wartete nicht, bis sie sein Gesicht erkennen konnte. Lautlos stand sie von der Bank auf und schlich auf Zehenspitzen in eine der Toilettenkabinen, während sie ein Stoßgebet nach dem anderen zum Himmel schickte.

Jetzt hörte sie Schritte auf dem Granitfußboden. In der Mitte des Raums brachen sie ab.

»Haven.« Ihr Name hallte von der hohen Decke wider. »Ich fürchte, ich habe dich gerade gesehen. Würde es dir etwas ausmachen, da rauszukommen?«

Man hätte es für eine höfliche Bitte halten können, aber Haven wusste, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als zu gehorchen. Sie stand auf, richtete ihren Bademantel und wünschte, er würde ein bisschen mehr bedecken als nur das Allernötigste. Dann öffnete sie die Tür und betrat den Umkleideraum wie eine zum Tode Verurteilte, die sich resigniert in ihr Schicksal ergab.

Haven hatte nicht vergessen, wie gut er aussah – so finster und lässig-elegant. Noch immer umgab ihn diese machtvolle Aura, als bräuchte er nur mit den Fingern zu schnippen, und im nächsten Moment bliebe die Zeit stehen. Allerdings wirkte er jünger, als Haven ihn in Erinnerung gehabt hatte; kaum älter als zwanzig. Den winterlichen Temperaturen entsprechend trug er einen maßgeschneiderten, dicken Kaschmirmantel. Seine Hände steckten in schwarzen Lederhandschuhen, und um seinen Hals war ein dunkelgrauer Schal geschlungen. Es war nur eine Verkleidung, dachte Haven. Er brauchte sich nicht vor der Kälte zu schützen.

»Hallo, Adam.« Haven war schwindelig, sie hatte das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Doch zu ihrer Überraschung war ihre Angst verschwunden. Vielleicht lag es daran, dass Haven jetzt älter war. Oder vielleicht hatte Adam an seinem menschlichen Erscheinungsbild gearbeitet. Irgendetwas hatte sich jedenfalls verändert, seit sie sich das letzte Mal begegnet waren.

Adam antwortete nicht gleich. Sein Kiefer war angespannt und seine Wangenknochen traten scharf hervor. Er starrte sie an, als könne er sein Glück kaum fassen. Dann zog er die Handschuhe aus, fuhr sich durch sein glänzendes schwarzes Haar und versenkte die schlanken weißen Hände in den Taschen seines Mantels. Haven fragte sich, ob er das tat, um sie von ihr fernzuhalten. Sie wusste, dass diese Hände einst ihre Haut liebkost hatten. Und Adam wusste es auch.

»Man hat mir gesagt, du seist hier«, eröffnete er ihr schließlich. »Ich war sicher, dass das ein Irrtum sein muss. Aber da bist du wirklich. Und schöner denn je.«

Irgendetwas an der Art, wie Adam sie ansah, war eigenartig – als könnte nichts auf der Welt seinen Blick von ihr lenken. Haven war nie der Typ gewesen, der sonderlich viel auf Komplimente gab, doch als Adam sagte, sie sei schön, konnte sie nicht anders, als ihm zu glauben.

»Ein Irrtum?« Ihre Worte klangen nicht so abfällig, wie sie sollten. Haven konnte einfach nicht die nötige Empörung aufbringen. »Erwartest du etwa, dass ich dir das glaube? Dass du das Ganze hier nicht von Anfang an geplant hast?«

»Was denn?« Adam blickte sie verwirrt an. Sein Gesicht schien an diesen Ausdruck nicht gewöhnt zu sein. »Möchtest du mich vielleicht darüber aufklären, was ich getan habe? Ich werde ungern für Dinge verantwortlich gemacht, für die ich nichts kann.«

»Mein Freund Beau ist vor drei Tagen verschwunden. Er ist hierhergekommen, um sich mit jemandem zu treffen, und seitdem wird er vermisst. Wo hast du ihn hingebracht? Ich komme nicht mit, bevor du ihn nicht freigelassen hast. Ich muss wissen, dass er in Sicherheit ist.«

»Tut mir leid.« Adam schüttelte den Kopf. »Aber da bist du falsch informiert. Mit Beaus Verschwinden habe ich nichts zu tun. Du musst dir ja furchtbare Sorgen machen. Kann ich irgendetwas tun, um dir zu helfen?«

Haven studierte Adams Gesicht und versuchte herauszufinden, was er vorhatte. »Du könntest der Pythia erlauben, mit mir zu reden. Ich habe gehört, dass ihr das jemand verboten hat.«

»Ja«, gab Adam zu. »Das stimmt. Für jetzt und für alle Zeit.«

»Warum?«

»Weil sie eine Betrügerin ist. Nichts, was sie sagt, ist wahr. Ihr Name ist Phoebe und sie arbeitet für die Ouroboros-Gesellschaft. Ich bezahle sie dafür, dass sie unsere hochrangigen Mitglieder ein bisschen bei Laune hält. Die hören gern Geschichten über illustre Leben, die sie nie geführt haben. Aber Phoebe ist nur eine Märchenerzählerin. Sie sieht gar nichts. Niemand kann in die früheren Leben anderer blicken. Das ist einfach nicht möglich.«

»Oh«, sagte Haven. Ihre einzige Hoffnung, Beau zu finden, war soeben zerplatzt, und Enttäuschung breitete sich in ihr aus.

»Ich wollte dich nicht traurig machen.« Adam machte einen Schritt auf sie zu und streckte die Hand aus, überlegte es sich dann aber doch anders und senkte sie wieder. »Warum hast du gedacht, dass die Pythia dir bei der Suche nach deinem Freund helfen könnte?«

Auf diese Frage gab es eine klare Antwort, wie Haven plötzlich bewusst wurde. Leah Frizzell hatte sie hergeschickt, um die Frau im Rauch zu finden. Leahs Zukunftsvision hatte sie in dieses Spa geführt. Was bedeutete, dass es einen Grund dafür geben musste, dass Haven Adam begegnen sollte. Nur welchen? Das musste sie herausfinden.

»Jemand hat mir gesagt, dass ich mehr über meine vergangenen Leben in Erfahrung bringen muss, wenn ich Beau finden will. Darum bin ich hergekommen, um mit der Pythia zu sprechen. Bist du sicher, dass du nicht wusstest, dass ich zurück in New York bin?«

»Glaubst du immer noch, ich hätte dieses Treffen eingefädelt?«, fragte Adam. Er wirkte beinahe gekränkt über die Vorstellung. »Glaubst du etwa, ich hätte dich nicht schon viel früher finden können, wenn ich es darauf angelegt hätte? Ich habe dir dieses Leben versprochen. Und das ist eine Entscheidung, die ich ehrlich gesagt manchmal bereue. Aber trotzdem habe ich nicht vor, mein Versprechen zu brechen. Ich bin hier, weil du zu *mir* gekommen bist. Dieses Spa ist seit Jahrzehnten im Besitz der Ouroboros-Gesellschaft. Ich dachte, das wüsstest du. Aber offenbar habe ich mich da geirrt. Also, du kannst gehen, wann immer du willst. Ich wollte nur wenigstens Hallo sagen.« Er wandte sich zur Tür.

»Warte!«, rief Haven. »Ist das alles? Aber die Pythia hat gesagt, es gibt hier Leute, die nur darauf gewartet haben, dass ich zurückkomme.«

»Ich weiß nicht, was sie damit meint«, behauptete Adam. »Ich glaube, Phoebe atmet ein bisschen zu viel von diesem Dampf hier unten ein. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich dich in diesem Leben noch einmal wiedersehen würde. Das hier ist eine sehr angenehme Überraschung, mehr nicht. Obwohl ...«

»Ja?« Das Wort platzte aus ihr heraus, und das Gespräch ging weiter. Aus irgendeinem Grund wollte Haven nicht, dass Adam schon ging.

»Wenn du meine Hilfe brauchst – ich kenne einige Leute in der Strafverfolgung, die mir noch einen Gefallen schulden. Ich würde jederzeit ein paar von diesen Kontakten nutzen. Ich könnte in fünfzehn Minuten dafür sorgen, dass

die Führungsspitze der New Yorker Polizei sich höchstpersönlich mit dem Verschwinden deines Freunds befasst.«

»Warum solltest du das tun?«, fragte Haven misstrauisch. Sie verstand gar nichts mehr. »Du hasst Beau. Vor anderthalb Jahren hättest du ihn noch am liebsten tot gesehen. Warum solltest du mir jetzt helfen, ihn zu finden? Was springt für dich dabei raus?«

»Die Chance, ein bisschen Zeit mit dir zu verbringen natürlich«, antwortete Adam mit einem Funken Hoffnung in den Augen. »Das bedeutet mir mehr als alles andere. Abgesehen davon würde ich auf diese Weise endlich die Gelegenheit bekommen, dir zu beweisen, dass ich nicht so bin, wie du denkst.«

»Was denke ich denn?« Haven stieß ein bitteres Lachen aus. »Adam, du hast zwei meiner Häuser niedergebrannt. Du hast meinen Vater ermordet!«

»Ich habe deinen Vater nicht ermordet«, widersprach Adam. »Ich dachte, das hättest du verstanden. Tidmore hat auf eigene Faust gearbeitet. Und was die Häuser angeht – bei diesen Bränden sollte niemand ums Leben kommen.«

»Dr. Tidmore ...« Der Name hinterließ noch immer einen schalen Geschmack in ihrem Mund. Er war der Mann, den Adam nach Tennessee geschickt hatte, um Haven zu überwachen, bis sie volljährig wurde. »Wie geht es ihm? Genießt er seine Belohnung dafür, dass er meine Kindheit zerstört hat?«

»Das weiß ich nicht. Er hat die Gesellschaft schon vor Monaten verlassen. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Tatsächlich?« Haven lachte abermals auf. »Nachdem er so hart für dich gearbeitet hat, hätte ich gedacht, dass du ihn zu deinem persönlichen Assistenten ernennen würdest.«

»Die Zeiten ändern sich. Ich habe keine Verwendung mehr für derartige Dienste«, erklärte Adam.

»Was? Willst du etwa behaupten, du wärst geläutert? Heißt das, du gibst keine Brände oder Hinrichtungen mehr in Auftrag?« Die Vorstellung war einfach zu lächerlich.

Adam schien die Beleidigung einfach hinunterzuschlucken. »Ich sage lediglich, dass ich ein paar Dinge inzwischen besser *verstehe*. Wenn du in deinem nächsten Leben tatsächlich zu mir zurückkehrst, möchte ich deiner würdig sein. Darum habe ich dir meine Hilfe angeboten. Das ist der einzige Grund.«

»Du wirst meiner niemals würdig sein, und ich will deine Hilfe nicht«, sagte Haven. »Ich möchte, dass du jetzt gehst.«

Adam rührte sich nicht. Er stand da, die Hände wieder tief in den Taschen vergraben, und ließ seine dunklen Augen über jeden Millimeter ihrer Haut gleiten.

»Sofort.«

»Nun gut. Wenn du es wünschst«, gab er schließlich nach. »Es hat mich sehr gefreut, dich wiederzusehen, Haven. Und es tut mir leid, dass du anders empfindest.«

Er verschwand durch die Tür zur Lobby. Haven blickte sich hastig um, in der Hoffnung, dass vielleicht jemand dort war, der diese Unterhaltung mit angehört hatte. Sie hatte Adam Rosier zum Gehen aufgefordert, und er hatte es getan. Haven hatte das Gefühl, mit bloßen Händen einen Vierzigtonner gestemmt oder eine Tür aus den Angeln gerissen zu haben. Irgendwie hatte sie Kräfte aufgebracht, von denen sie nicht einmal gewusst hatte, dass sie sie besaß. Anders konnte sie sich nicht erklären, warum sie so leicht davongekommen war.

Da flog die Tür zur Therme auf, und Frances kam hereingestürmt.

»Haven! Wo zum Teufel bist du gewesen?«, rief sie mit schriller Stimme, als wäre Haven ein Kleinkind, das sie in einem Einkaufszentrum verloren hatte. »Ich hab das ganze Spa nach dir abgesucht!«

Am Ausgang der Therme trennten Haven und Frances sich. Haven brauchte nun keine Begleitung mehr. Wie es aussah, stellte Adam keine Bedrohung mehr dar, und außerdem wollte sie eine Weile allein sein. Es war ein seltsames Gefühl gewesen, als all ihre Ängste sich plötzlich scheinbar bewahrheitet hatten, nur um sich im nächsten Moment komplett in Luft aufzulösen. War es wirklich möglich, dass Adam sich geändert hatte?

Haven spazierte Richtung Norden, ging durch den Washington Square Park und blieb vor den Washington Mews stehen. Auf halber Höhe der engen Kopfsteinpflasterstraße hatte einmal ein kleines weißes Haus mit einer roten Tür und grünen Samtvorhängen gestanden. Haven wusste nicht, wie oft sie hinter diesen Fenstern gewartet und atemlos auf das Geräusch eines Schlüssels im Schloss gelauscht hatte. Iain und sie hatten dieses Haus in zwei verschiedenen Leben ihr Heim genannt, und wenn sie die Augen schloss, konnte Haven ihn immer noch die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hinaufstürmen hören. Sie konnte sogar spüren, wie er die Arme um sie schlang. Dieser Ort war Haven so heilig gewesen wie die Erinnerungen selbst. Sie hatte dort gelebt und geliebt – und sie war dort gestorben.

Doch das Haus gab es nicht mehr. Es war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Haven wurde das Herz schwer, als sie den modernen Klotz sah, der an dessen Stelle dort errichtet worden war. Das war alles Adams Schuld – er hatte alle Spuren der Leben, die sie und Iain miteinander verbracht hatten, auslöschen wollen. Havens Wut und Angst kehrten mit aller Macht zurück. Niemals könnte sie dieses Wesen, das ihr Zuhause zerstört hatte, als etwas anderes als ein Ungeheuer sehen.

Am Union Square nahm sie die U-Bahn. Hinter ihr stieg eine Frau ein, die wie eine Background-Tänzerin aus einem Rap-Video der Achtzigerjahre aussah. Sie quetschte ihren in eine hautenge Leggings verpackten Hintern auf den Sitz neben Haven und rückte ihr dann noch mehr auf die Pelle, indem sie eine Ausgabe der

New York Daily Times auseinanderfaltete. Als die Bahn die Station verließ, sprach die Frau sie an.

»Du bist leichtsinnig geworden«, sagte sie, das Gesicht hinter der Zeitung versteckt.

»Wie bitte?«, fragte Haven, deren Sinne mit einem Mal allesamt in Alarmbereitschaft waren.

»Nicht zu mir rübersehen«, zischte die Frau. »Ein Stück hinter uns sitzt ein Grauer, einen halben Wagen weiter, rechts.«

Erschrocken und verwirrt und in dem Versuch, sich davon nichts anmerken zu lassen, wandte Haven sich um und erspähte einen Mann in Jeans, Sneakers und einer Baseballkappe ohne Logo darauf. Sie ertappte ihn dabei, wie er blitzschnell den Kopf in die andere Richtung drehte. Er hatte sie beobachtet. Das Blitzen von etwas Metallischem verriet ihr, dass er einen Knopf im Ohr trug. Adam hatte einen Mann auf sie angesetzt, damit er ihr folgte. Haven spürte, wie das Blut in ihren Adern pochte und ihre Handflächen in den Handschuhen feucht wurden.

Wieder sagte die Frau etwas. »An der nächsten Haltestelle steigst du aus. Geh zwei Waggons weiter nach hinten und steig wieder ein. Ich kümmere mich um den Rest.«

»Wieso sollte ich Ihnen trauen?« Haven versuchte zu sprechen, ohne die Lippen zu bewegen.

»Weil wir dir in der Vergangenheit schon oft geholfen haben«, erklärte die Frau.

»Wir?«, wiederholte Haven.

»Psst«, machte die Frau.

Die Bahn rumpelte in die Station an der dreiundzwanzigsten Straße. Sobald sich die Türen öffneten, sprang Haven auf und drängte sich in einem Pulk anderer Menschen nach draußen auf den Bahnsteig. Dann lief sie, wie die Frau ihr gesagt hatte, ein Stück an dem haltenden Zug entlang und stieg zwei Wagen weiter hinten wieder ein. Gerade als sie nach einer Haltestange griff, brach auf dem Bahnsteig ein Tumult aus.

»Du Perversling!«, schrie die Frau in der Elasthan-Leggins den Grauen an, der Haven gefolgt war. »Glaubst wohl, du könntest mich einfach begrapschen, was? Du fasst keiner Frau mehr an den Arsch, dafür werd ich sorgen!«

Die Menge feuerte sie an, als sie anfang, mit ihrer riesigen Handtasche auf den Mann einzudreschen.

»Du mieser, mieser, mieser Drecksack!«, schrie sie und untermalte jedes einzelne Wort mit einem Handtaschenhieb.

»Verehrte Fahrgäste«, ertönte die Stimme des U-Bahn-Fahrers durch den Lautsprecher. »So gern wir alle noch ein Weilchen hierbleiben und zusehen würden, wie der Gerechtigkeit Genüge getan wird, leider habe ich einen Fahrplan einzuhalten. Wenn Sie also mitfahren möchten, steigen Sie nun bitte ein und treten aus den Türbereichen zurück.«

Kurz darauf schlossen sich die Türen, und die Bahn setzte sich wieder in Bewegung. Haven suchte hastig mit den Augen die Reihen von Fahrgästen ab, die gedrängt auf den Plastikbänken zu beiden Seiten des Wagens saßen. Die meisten lasen, einige starrten in die Luft, und wieder andere hielten entweder ein Nickerchen oder waren vielleicht auch gerade gestorben. Ein hübsches, indisch aussehendes Mädchen mit langem schwarzem Haar und einem rubinroten Bindi auf der Stirn lächelte sie unverblümt an. Zu Havens Erleichterung wäre keiner der Fahrgäste als Grauer durchgegangen. Sie schloss die Augen und atmete tief die stickige U-Bahn-Luft ein.

»Hallo.«

Haven fuhr zusammen. Das indische Mädchen war von seinem Sitz aufgestanden und hatte sich zu Haven an die Haltestange gesellt. »Erinnerst du dich an mich?«, fragte es.

»Was?« Havens Angst war mit voller Wucht zurückgekehrt.

»Ob du dich an mich erinnerst.« Das Mädchen sprach jedes Wort überdeutlich aus.

»Ähm.« Haven biss sich auf die Lippe und versuchte, sich zu konzentrieren. Das Gesicht des Mädchens kam ihr tatsächlich irgendwie bekannt vor, aber sie konnte es nicht einordnen.

»Wir sind uns mal in einem indischen Lebensmittelladen auf der Lexington Avenue begegnet. Du und dein Bruder seid an einem Abend vor ungefähr einem Jahr reingeschnitten, als irgendwelche Typen hinter euch her waren.«

Eine Erinnerung zuckte durch Havens Bewusstsein. Sie sah sich zusammengekauert mit Beau in einer kleinen versteckten Lagernische kauern, während Adams Männer den Laden des Mädchens durchsuchten. Beau hielt Haven dicht an

sich gedrückt, und sie wusste, sollten die Männer ihr Versteck entdecken, würde Beau kämpfen bis zum Tod, um sie zu beschützen.

»Natürlich!« Haven atmete erleichtert auf. »Du hast uns bei dir versteckt, bis sie wieder weg waren. Ich wollte eigentlich noch mal vorbeikommen und mich bedanken.«

»Hast du aber nie gemacht«, merkte das Mädchen an.

»Nein«, gab Haven verblüfft zu. »Hab ich nicht. Tut mir leid.«

Das Mädchen streckte ihr seine zierliche Hand entgegen. »Ich heiße Chandra«, stellte sie sich vor.

»Haven Moore.«

Chandra nickte, als habe sie Havens Namen schon gewusst, und dem süffisanten Lächeln nach zu schließen wusste sie noch weit mehr als nur das. Das Mädchen spielte mit ihr, aber aus welchem Grund, war schwer zu sagen. Jetzt, nachdem Havens Angst wieder ein wenig abgeklungen war, hatte sie absolut keinen Nerv mehr für so etwas.

»Okay, Chandra.« Haven trat einen Schritt auf sie zu, aber Chandra rührte sich nicht. »Das ist alles ein kleines bisschen *ungewöhnlich*. Was genau geht hier vor? Hast du was mit dieser Frau zu tun, die mir gerade geholfen hat?«

»Ihr Name ist Cleo. Und ja, ich habe etwas mit ihr zu tun. Wir gehören derselben Organisation an. Ich bin im Auftrag von Phoebe hier; ich soll mit dir reden.«

»Phoebe?«, stammelte Haven. Das waren definitiv zu viele Überraschungen in zu kurzer Zeit.

»Manche Leute nennen sie die Pythia. Du warst heute bei ihr.«

Haven hatte gerade den Mund geöffnet, um zu antworten, als die Bahn mit kreischenden Bremsen an einer weiteren Station hielt.

»Warte kurz«, sagte Chandra, als sich eine kleine Gruppe europäischer Touristen in den Wagen drängte. Haven beobachtete, wie Chandra jedes einzelne Gesicht musterte. Als Letztes stieg ein Geschäftsmann ein, die Augen fest auf seinen Blackberry geheftet. Als er sich, ohne hinzusehen, zu ihnen an die Haltestange stellte, tippte Chandra ihm auf die Schulter. »Schön weitergehen, Chef. Hier ist kein Platz mehr«, sagte sie zu ihm. Der Mann blickte auf das hübsche Mädchen hinunter und schüttelte ungläubig den Kopf. Als er Chandras Gesicht sah, beschloss er jedoch, ihr nicht zu widersprechen.

»Ich weiß, wer Phoebe ist«, schloss Haven an ihre Unterhaltung von vorher an, als der Mann sich weiter durch den Wagen gedrängt hatte. »Was will sie?«

»Sie will dir helfen«, erwiderte Chandra. »Das wollen wir alle. Wir wollen dir dabei helfen, etwas über das Leben zu erfahren, an das du dich erinnern musst.«

»Und wie genau will Phoebe mir dabei helfen?«, fragte Haven. »Ich weiß, dass sie nur eine Betrügerin ist. Sie denkt sich Geschichten aus, um ein paar reiche Leute glücklich zu machen.«

Chandra stieß ein mädchenhaftes Kichern aus. »Und wer hat dir das erzählt?«

Haven zog es vor, nicht zu antworten.

»Genau«, sagte Chandra dann. »Deine Quelle ist wohl nicht besonders verlässlich. Phoebe arbeitet sozusagen undercover bei der Ouroboros-Gesellschaft. Sie tut so, als wäre sie die letzte Hochstaplerin, aber ihre Gabe ist echt.«

»Und was ist deine Rolle in dem Ganzen?«, wollte Haven wissen. Diese Chandra hatte etwas Undurchsichtiges an sich, und Haven wollte, dass sie endlich zur Sache kam.

»Ich gehöre zu einer Gruppe von Schwestern. Wir nennen uns die Horae. Genau wie du haben wir schon viele Leben gelebt. Aber anders als du haben wir unsere Leben dem Ziel verschrieben, die Menschheit vor *seinem* Einfluss zu schützen.«

»*Seinem?*«

»Du nennst ihn Adam, aber das ist nicht sein wahrer Name. Er hat keinen wahren Namen.«

»Und wie genau schützt ihr die Menschheit vor seinem Einfluss?«

»Warum wartest du nicht, bis Phoebe dir das erklärt? Sie will dir ein Angebot machen. Eins, von dem wir alle profitieren würden.«

»Klingt ja verlockend«, entgegnete Haven abfällig. »Aber darüber muss ich erst nachdenken. Ich bin nicht nach New York gekommen, um neue Freunde zu finden. Ich habe ein paar wichtige Sachen zu erledigen, solange ich hier bin.«

»Wir wissen davon, und das ist Teil unseres Plans«, erwiderte Chandra. »Du hast Phoebe erzählt, dass ein Freund von dir verschwunden ist. Also: Du hilfst uns mit dem, den du Adam nennst, und wir versprechen dir, dass wir dir helfen, deinen Freund zu finden.«

»Ich weiß nicht. Wie gesagt, darüber muss ich erst nachdenken.«

»Du meinst, du musst es erst mit Iain Morrow besprechen.«

So laut, wie sie den Namen in der überfüllten U-Bahn aussprach, wollte sie Haven damit ganz klar provozieren. »Wie bitte?«, fragte Haven und warf schnell einen Blick in die Runde, um sich zu vergewissern, dass niemand mitgehört hatte.

»Ja, wir wissen von Mr Morrow. Wir wissen, dass er noch am Leben ist. Und wir können dafür sorgen, dass das auch so bleibt. Wir können sogar sicherstellen, dass ihr zwei euch nie wieder verstecken müsst. Ihr könntet leben, wo immer ihr wollt, ohne ständig nach Grauen Ausschau halten zu müssen.«

»Und wie genau soll das funktionieren?«

»Komm in die Lenox Avenue 623.« Chandra reichte Haven eine Visitenkarte. »Heute Abend um sechs. Und bring Mr Morrow mit. Phoebe wird euch dann alles erklären.«

Haven sah sich die Karte an. Sie war schmutzig und zerknickt, als hätte jemand sie von der Straße aufgelesen. Darauf standen die Adresse und eine Telefonnummer: 534 – 8987.

Die Bahn fuhr in die Grand Central Station ein, und die Leute in ihrem Wagen tauschten die Plätze mit denjenigen, die draußen auf dem Bahnsteig gewartet hatten. Haven trat einen Schritt zur Seite, um einer Frau aus dem Weg zu gehen, die einen Kinderwagen voller alter, schmutziger Puppen vor sich herschob. Als sie an ihre Haltestange zurückkehrte, war Chandra verschwunden.

Du hast ihn gesehen? Und mit ihm *geredet*?« Sie standen draußen auf Frances Whitmans Dachterrasse, und Iain tigerte auf und ab. Haven starrte voller Unruhe auf seine Füße, besorgt, er könnte auf einem Stück Eis ausrutschen und hinunter in den Park stürzen.

»Ich hatte gar keine Wahl. Irgendjemand in dem Spa muss ihm erzählt haben, dass ich da war.« Haven bemerkte, wie Frances durch einen Spalt in den Wohnzimmervorhängen zu ihnen nach draußen lugte.

»Du hattest immer noch die Möglichkeit, nicht mit ihm zu reden, oder etwa nicht?«

Haven schlang die Arme um ihren Körper. Siebzehn Stockwerke über der Straße war der Wind schneidend kalt. »Was hätte ich denn machen sollen, einfach schweigend dastehen?«

»Du hättest abhauen können«, sagte Iain.

»Ich hatte einen superkurzen Bademantel an und nichts drunter. Wo hätte ich denn so bitte schön hinlaufen sollen?«

»Du hattest *was* an?«, rief Iain ein bisschen zu laut. In dem Apartment ein Stockwerk höher ging ein Licht an, und Haven sah, wie eine Gestalt in die Dämmerung hinausspähte. »Ach, vergiss es. Ich will es gar nicht genauer wissen. Ich kann gut darauf verzichten, dass sich das Bild für den Rest der Ewigkeit in mein Gehirn brennt. Also, was hat Adam zu dir gesagt?«

»Er hat mir noch einmal versprochen, dass er mich in Ruhe lassen wird. Und er hat behauptet, er hätte mit Beaus Verschwinden nichts zu tun.«

»Glaubst du wirklich, dass er sich noch an irgendwelche Versprechen halten wird, jetzt, wo du wieder hier bist? Ich wusste, wir hätten nie herkommen dürfen! Weißt du eigentlich, was das bedeutet? Dass er dich wahrscheinlich hat verfolgen lassen. Vielleicht hat er sogar in diesem Moment ein paar Graue unten vor dem Gebäude postiert.«

»Nein, hat er nicht«, beharrte Haven. »Den Typen, der mich verfolgt hat, hab ich abgeschüttelt.«

Iain blieb stehen, doch seine Augen schienen überall zugleich zu sein, so als wäre er von unsichtbaren Angreifern umzingelt. »Also *ist* dir jemand gefolgt.«

»Ich glaube ja, aber ...«

»Du musst sofort raus aus der Stadt. Du hast Phoebe gesehen, und es hat rein gar nichts gebracht. Also gehen wir wieder. So war die Vereinbarung.« Iain nahm sie beim Handgelenk und zog sie in Richtung der Terrassentür.

»Hey!« Haven riss sich von ihm los. »Lass mich gefälligst ausreden. Es könnte noch einen anderen Weg geben, wie wir Beau retten können.«

Iain blieb stehen. Seine Brust hob sich, als er die Nachtluft einsog.

»Auf dem Rückweg war eine Frau in der U-Bahn. Sie hat gemerkt, dass mich ein Grauer verfolgte, und hat mir geholfen, ihn loszuwerden.«

»Irgendeine ganz normale Frau in der U-Bahn soll einen Grauen erkannt haben?«, wiederholte Iain ungläubig.

»Ich habe nicht gesagt, dass es eine ganz normale Frau war. Sie gehört zu einer Gruppe, die nach mir gesucht hat. Sie nennen sich die Horae. Das müssen die Leute gewesen sein, von denen ich geträumt habe. Die Constance die Nachricht zugesteckt haben.«

Iain wirkte völlig perplex. »Die Frau in der U-Bahn hat dir gesagt, dass sie eine der Horae ist?«

»Na ja, nein, ein Mädchen namens Chandra hat es mir erzählt. Du wirst sie heute Abend kennenlernen.« Haven zog die Visitenkarte aus ihrer Manteltasche. »Die Horae wollen uns sprechen. Du hast also schon mal von ihnen gehört?«

»Ja.« Iain studierte die Karte. Vor lauter Verwirrung schien er sich ein wenig beruhigt zu haben. »Aber ich dachte, das wäre bloß eine Legende. Ich hatte keine Ahnung, dass es sie wirklich gibt. Bist du sicher, dass diese Frau, mit der du geredet hast, vertrauenswürdig ist?«

»Sie hat Beau und mich gerettet, als wir das letzte Mal in New York waren. Sie hat uns in ihrem Laden versteckt, als die Grauen hinter uns her waren. Das dürfte sie schon einigermaßen vertrauenswürdig machen, oder? Warum? Was weißt du über die Horae?«

Iain gab Haven die Karte zurück. »Nicht viel. Es heißt, dass es zwölf von ihnen gibt. Sie verfolgen Adam auf Schritt und Tritt. Vor ewigen Zeiten sind sie in einem

früheren Leben einmal Schwestern gewesen. Adam hat ihnen irgendwas Schlimmes angetan, und jetzt versuchen sie in jedem ihrer Leben, ihn zu bestrafen.«

»Was hat Adam denn getan?«, hakte Haven nach.

»Keinen Plan«, erwiderte Iain. »Aber ich habe so das Gefühl, es muss etwas ziemlich Schreckliches gewesen sein.«

»Also kommst du mit, wenn ich mich mit ihnen treffe?«, fragte Haven, die sich an das Versprechen erinnerte, das sie sich selbst gegeben hatte. Wohin auch immer dieser Weg sie führte, sie würde ihn nicht ohne Iain gehen. Sie hoffte nur, dass sie nicht zu viel auf einmal von ihm verlangte. »Ich brauche dich, und außerdem wollen sie, dass ich dich mitbringe.«

»Sie wissen, dass ich nicht tot bin?«

Haven nickte, und Iain seufzte.

»Dann werden wir wohl hingehen müssen. Hast du eine Idee, warum sie sich mit uns treffen wollen?«

»Die Pythia gehört auch zu ihnen«, erklärte Haven. »Sie tut so, als wäre sie eine Betrügerin, aber ihre Gabe ist angeblich echt. Chandra hat gesagt, dass sie mir helfen kann, mehr über das Leben zu erfahren, das ich zusammen mit Beau geführt habe.«

»Und was verlangen sie dafür als Gegenleistung?«

Das war genau die Frage, über die Haven schon die ganze Zeit nachgrübelte. »Ich weiß nicht. Aber wenn die Horae Adam aufhalten wollen, *können* sie doch eigentlich nicht schlecht sein.«

»Das ist ein ziemlich naiver Standpunkt, Haven. Willst du etwa in eine jahrtausendealte Fehde verwickelt werden? Weißt du, was aus Menschen wird, die sich seit so langer Zeit hassen?«

»Was immer die Horae von mir wollen, sie sollen es bekommen«, sagte Haven bestimmt. »Wenn sie mir helfen können, Beau zu finden, gebe ich ihnen alles, was sie wollen.«

Diese Worte schienen Iain mehr zu erschrecken als alles andere, was sie gesagt hatte.

»Mach keine Versprechungen, bevor du nicht ihre Forderungen kennst«, warnte er sie. »Nur weil sie Adams Feinde sind, heißt das noch lange nicht, dass sie auf unserer Seite sind.«

Auf der anderen Seite der Straße lag eine verlassene Ladenfront. Diese hatte ursprünglich eine Kirche beherbergt. Auf einer verblichenen lilafarbenen Markise stand der Schriftzug TEMPEL DER KRAFT, und neben dem Eingang befand sich noch immer eine blinkende Neonreklame, die verkündete, WER SÜNDE TUT (in leuchtendem Rot), DER IST DER SÜNDE KNECHT (in strahlendem Weiß). Die Schaufensterscheiben waren mit vergilbten Zeitungsseiten zugепlastert. Es schien schon eine ganze Weile her zu sein, dass jemand im Tempel der Kraft ein Gebet gesprochen hatte.

»Hier ist es«, sagte Haven, bevor sie auch nur die Hausnummer an der Tür entdeckt hatte. »Wetten?«

»Und du bist sicher, dass du das wirklich durchziehen willst?«, fragte Iain und ließ damit keinen Zweifel daran, dass er es keineswegs war.

»Absolut«, erwiderte Haven. Entschlossen, seiner Unsicherheit mit Überzeugung zu begegnen, machte sie einen Schritt vom Bordstein und überquerte die Straße.

Die Tür war unverschlossen. Ein Glöckchen klingelte, als Iain schließlich vortrat und hineinging. Drinnen brauchten Havens Augen einen Moment, bis sie sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, doch sie konnte den provisorischen Bodenbelag unter ihren Füßen spüren und wusste sofort, dass das Gebäude komplett ausgebrannt war. Schon bald sah sie Stromkabel wie reglose Schlangen von der Decke hängen. Bunte Drähte ragten aus den Wänden. In dem Verkaufsraum befand sich nichts mehr, was irgendeinen Wert hatte. Alles, was noch übrig war, war mit mehreren Schichten Graffitifarbe überzogen und mit den Tags der aktivsten Sprayer New Yorks verziert.

»Schließt die Tür hinter euch ab und kommt mit«, sagte eine Stimme. »Schnell. Zu einem Treffen mit Phoebe darf man nie zu spät kommen.« Chandra war wie aus dem Nichts aufgetaucht. Sie trug einen blauen Jeans-Jumpsuit und eine Baseballkappe.

»Wo bringst du uns hin?«, wollte Iain wissen.

»Das werdet ihr schon sehen.«

»Phoebe ist also gar nicht hier?« Haven hatte schon genug riskiert. Sie konnte nicht von Iain verlangen, noch einen weiteren Schritt ins Unbekannte zu machen. »Das hier ist aber doch die Adresse, die du mir gegeben hast.«

»Glaubst du wirklich, ich würde dir unsere echte Adresse aufschreiben?« Chandras mädchenhaftes Lachen klang ein wenig heiser. »Oder zusehen, wie ihr eine ganze Riege von Grauen zu uns führt?«

»Uns ist niemand gefolgt«, blaffte Iain. Er schien auf den ersten Blick eine Abneigung gegen Chandra zu haben.

»Wir waren wirklich vorsichtig«, fügte Haven etwas versöhnlicher hinzu, um die Wogen zu glätten.

»Seid ihr sicher?«, fragte Chandra. Haven konnte sich einen Blick über die Schulter nicht verkneifen und spähte durch die Schaufensterscheibe auf die Straße hinaus. Weit und breit war niemand zu sehen, aber das war natürlich keine Garantie dafür, dass dort wirklich niemand war.

»Ja«, antwortete Iain. »Denn wenn Adam uns gefolgt wäre, wäre ich inzwischen tot.«

»Vielleicht«, gab Chandra zu. »Aber vielleicht würde er auch abwarten, wo ihr ihn hinführt.«

Das Mädchen hat recht, dachte Haven, doch das sagte sie lieber nicht laut. Iains Laune wurde von Sekunde zu Sekunde schlechter, und es war schon schwer genug gewesen, ihn überhaupt zum Mitkommen zu überreden. Und als Chandra sich nun auf den Weg zur Hintertür des Ladens machte, musste sie ihn beinahe schieben.

Draußen in der kleinen Gasse parkte ein Lieferwagen mit dem Logo einer Elektroinstallationsfirma auf der Seite. Es zeigte einen Comic-Gott mit einem Blitz in der Hand. Unter dem Bild stand der Name des Unternehmens: TITAN ELECTRIC.

»Steigt hinten ein«, befahl Chandra.

Haven und Iain hockten sich mitten in ein Wirrwarr aus Schiebeleitern und anderer Ausrüstung. Sie waren etwa zehn Minuten unterwegs, ehe Chandra den Wagen an den Straßenrand lenkte. »Aussteigen«, rief sie ihren Passagieren zu. »Es ist das erste Haus auf der linken Seite. Geht durch die Tür im Erdgeschoss. Dort werdet ihr erwartet.«

»Wo zum Teufel sind wir hier?«, fragte Iain, als der Lieferwagen davonraste. »Ist das noch New York?« Sie standen am Ende einer schmalen Straße, die auf beiden Seiten von hölzernen Reihenhäusern gesäumt wurde. Die Gebäude schienen aus dem neunzehnten Jahrhundert zu stammen und waren alle in sonigem Gelb gestrichen, mit grünen Fensterläden und braunen Vordächern und Zierleisten. Die Gaslaternen am Straßenrand warfen flackernde Lichthöfe auf das Pflaster. Haven drehte sich um. Hinter ihnen thronte auf einem Hügel ein altes weißes Herrenhaus. Es war so still hier draußen, dass sie das Summen der Straßenlampen hören konnten.

»Wir sind nicht weit gefahren«, bemerkte Haven. »Wir müssten irgendwo in der Nähe von Harlem sein.«

Die Tür eines der Häuser in ihrer Nähe wurde einen Spalt geöffnet, und ein dünner Lichtstreifen fiel auf die Straße.

Haven nahm Iain bei der Hand, doch er zögerte. »Komm schon«, flüsterte sie und zerrte ihn beinahe hinter sich her.

Eine junge Frau um die zwanzig empfing sie an der Tür. Sie trug ein schokoladenbraunes Etuikleid, und ihr neonblaues Haar war zu einem eleganten Knoten geschlungen.

»Willkommen in Sylvan Terrace. Mein Name ist Vera. Bitte, kommt doch rein. Ihr müsst ja halb erfroren sein.«

»Kennen wir uns nicht irgendwoher?« Haven hatte Schwierigkeiten, Veras Gesicht einzuordnen, denn sie konnte den Blick nicht von ihren Haaren wenden.

»Das hier ist das zweite Mal, dass wir uns in diesem Leben begegnen.« Die junge Frau hatte das freundliche, geduldige Lächeln einer Kindergärtnerin. »Das erste Mal war in einem Café in Greenwich Village. Aber ich habe das Gefühl, dich schon seit einer Ewigkeit zu kennen. Darf ich euch die Mäntel abnehmen?«

»Stimmt! Jetzt erinnere ich mich«, sagte Haven, als sie ihren Schal löste. »Damals war mir ein Grauer in ein Café gefolgt. Du warst die Bedienung. Du hast mir geraten, durch das Toilettenfenster abzuhausen. Woher wusstest du ...«

Der Gedanke wurde durch eine Million anderer Fragen verdrängt; und jede der Fragen wollte als Erste beantwortet werden. Haven, deren Mantel halb ausgezogen über ihrer Schulter hing, hielt inne und sah sich um. Iain und sie waren in einem großen, runden Raum gelandet. In der durchgehenden pergamentfarbenen Wand befanden sich vier geschlossene Türen. Auf einer Seite des Raums führte eine

Wendeltreppe nach oben wie ein gewundenes Band aus Sandstein. Ohne Geländer oder eine andere Haltevorrichtung sah sie aus, als wäre sie aus einem einzigen Block geschlagen worden. Unterhalb der Treppe befand sich ein Sitzbereich. Sessel und Sofas mit Bezügen aus honiggelbem Samt waren um ein Feuer in einem Marmorkamin gruppiert. Auf dem Kaminsims stand eine große Uhr. Haven warf einen Blick an die Decke. Der Raum wurde von zwei Kronleuchtern erhellt, die ein blassgoldenes Licht verströmten. Über ihnen, am höchsten Punkt der Treppe, rahmte ein riesiges Oberlicht den Mond ein. Das Ganze hätte das Haus modern und unbewohnt wirken lassen können, und doch hatte es eine warme, lebendige Ausstrahlung.

»Das hier kann doch nicht dasselbe Gebäude sein, das wir von außen gesehen haben«, sagte Haven. »Dafür ist es viel zu groß.«

»Oh, doch, es ist dasselbe«, versicherte Vera ihr. »Meine Schwestern haben schon vor langer Zeit gelernt, wie man Räume optimal ausnutzt. Die meisten Häuser haben ziemlich viele Ecken und Winkel, die keinerlei Zweck erfüllen. Wir mögen keine Verschwendung. Ich würde euch gern herumführen, aber wir sollten Phoebe nicht warten lassen. Pünktlichkeit ist uns sehr wichtig. Asteria!«, rief sie, und ein junges Mädchen erschien. »Würdest du dich vielleicht um die Mäntel unserer Gäste kümmern, während ich sie in den vierten Stock bringe?«

»Mit Vergnügen.« Das Gesicht des Mädchens war das eines Kinds, doch seine Miene ließ vermuten, dass es sehr viel mehr wusste als ein Kind. »Es ist schön, dich wiederzusehen«, sagte sie zu Haven. »Und Sie auch, Mr Morrow«, fügte sie mit einem Grinsen hinzu.

»Danke, Asteria. Du kannst dich dann jetzt deinen Aufgaben widmen.« Mit diesen Worten schickte Vera das Mädchen fort. »Haven? Iain? Würdet ihr mir bitte folgen?«

Sie führte die beiden die prunkvolle Treppe hinauf, die sich in zunehmend enger werdenden Windungen nach oben schraubte. Auf dem Weg begegneten ihnen immer wieder Frauen. Alle nickten ihnen höflich zu, aber keine von ihnen blieb stehen. Sie schienen einem strengen Zeitplan zu folgen. Ein gertenschlankes Mädchen mit der majestätischen Haltung einer Massai schwebte mit einem Stapel in Leder gebundener Bücher unter dem Arm die Treppe hinunter. Haven wandte den Kopf, um einen zweiten Blick auf sie zu erhaschen, denn sie war sich sicher, dass sie die schöne junge Frau schon einmal irgendwo gesehen hatte. Eine förmlich

gekleidete Dame eilte mit einem Korb voll geschnittener Pflanzen an ihnen vorbei. Sie sah aus wie eine japanische Touristin, die einmal vier Kleider in Havens Boutique in Rom gekauft hatte. Hinter ihr kämmte ein kleines Mädchen, das nicht älter als sechs Jahre sein konnte, im Gehen eine Perücke. Selbst das Kind kam Haven bekannt vor. Das taten sie alle. Als Haven schließlich eine junge Frau erkannte, die ihr während ihres ersten Besuchs in New York ein Paar Schuhe verkauft hatte, blieb sie abrupt stehen. Iain tat es ihr gleich, aber Vera wirkte besorgt über die ungeplante Verzögerung.

»Ihr habt mich beobachtet«, stellte Haven fest, die sich plötzlich vorkam, als wäre sie in eine Falle getappt – wie ein wildes Tier, das eines Tages aufwachte und sich in einem Zoo wiederfand.

»Ja. Phoebe wird dir alles erklären.« Vera deutete auf eine der großen Uhren, die auf jedem Treppenabsatz standen. Der Minutenzeiger hatte fast die Zwölf erreicht. »Wir müssen uns wirklich beeilen.«

Als sie den vierten Stock erreichten, begannen Glocken zu läuten. Ein Mädchen mit blonden Haaren schloss eine Tür zu ihrer Linken auf. Es trug einen langen braunen Mantel und Motorradstiefel. Dasselbe Outfit, das sie auch in Florenz angehabt hatte. Haven streckte gerade die Hand aus, um Iain am Ärmel zu zupfen, als die Uhren aufhörten zu schlagen. Unten im Haus gingen ungefähr ein Dutzend Türen auf einmal zu. Eine andere öffnete sich vor ihnen.

»Wir sind da«, rief Vera.

Die kleine Gruppe betrat einen sonnendurchfluteten Wintergarten, in dem die Pythia gerade Pflanzen bewässerte, die in ordentlichen Reihen aufgestellt waren. Im Spa hatte sie uralte gewirkt, jetzt konnte Haven jedoch sehen, dass Phoebe nicht viel älter als sechzig sein konnte. All ihre mystischen Accessoires waren verschwunden, und ihr Haar war zu einem eleganten silbernen Bob geschnitten. Auf das ungeübte Auge hätte ihr einfaches beiges Kleid unscheinbar wirken können. Haven aber erkannte es als das Werk eines Meisterschneiders. Und es stand Phoebe ausnehmend gut. Selbst in New York gab es wenige Frauen, die eine solch unangestregte Eleganz besaßen.

»Bitte, nehmt doch Platz«, sagte Vera zu Haven und Iain. In einer Ecke des Raums standen drei Korbsessel bereit.

»Hallo«, begrüßte Phoebe das Paar freundlich. Als sie Havens besorgtes Gesicht sah, lächelte sie. »Du bist bestimmt überrascht, mich in so normaler Aufmachung zu sehen.«

»Ein bisschen«, gab Haven zu, und ihre Anspannung ließ etwas nach.

Phoebe schmunzelte. »Im Spa muss ich glaubwürdig wirken. Meine Kundinnen wären furchtbar enttäuscht, wenn ich in meiner Alltagskleidung zur Arbeit erscheinen würde. Und Sie müssen Mr Morrow sein.« Sie sah Iain nicht bloß an – sie studierte ihn, stellte Haven belustigt, aber nicht erstaunt, fest. Selbst ältere Frauen konnten sich Iains Charme kaum entziehen.

»Wir sind uns schon einmal begegnet«, entgegnete Iain nüchtern. »In der Ouroboros-Gesellschaft.«

»Ja, natürlich. Wie konnte ich das nur vergessen?« Phoebe blickte zu der blauhaarigen jungen Frau hinüber, die noch immer an der Tür stand. »Vera, Liebes, würde es dir etwas ausmachen, wenn ich mich kurz allein mit unseren Gästen unterhalte?«

»Natürlich nicht«, antwortete Vera, obwohl Haven den Verdacht hatte, dass sie gern geblieben wäre.

Als Vera die Tür hinter sich geschlossen hatte, goss Phoebe die letzten Pflanzen auf den Fensterbänken des sonnenhellen Raums. Haven fiel sofort auf, dass es keine typischen Zimmerpflanzen waren. Die hohen blattlosen Stängel erinnerten an eine Art Schilfrohr, das an den Ufern ferner Flüsse wachsen mochte. Sie verströmten einen schwachen Duft, der Haven an irgendetwas erinnerte, doch sie konnte nicht genau sagen, an was.

»Was züchten Sie da?«, fragte sie daher. »Der Geruch der Pflanzen kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Keine lebende Sprache hat einen Namen für diese Gattung. Sie ist seit Jahrhunderten so gut wie ausgestorben.« Phoebe schloss die Augen und atmete tief ein. »Für mich riechen sie nach Zypressenwäldern und Olivenblüten. Aber für dich wird der Geruch vermutlich nicht derselbe sein. Er ist für jeden anders. Das ist einer der Gründe, warum diese Pflanzen so wichtig für meine Arbeit sind. Aber dazu später mehr. Ihr müsst noch eine Menge anderer Fragen haben. Sollen wir versuchen, Antworten auf einige davon zu finden?«

»Gern«, willigte Haven ein und suchte nach einem guten Ansatzpunkt. »Ich habe die Hälfte der Frauen in diesem Gebäude schon einmal gesehen. Wie lange verfolgen Sie mich schon? Wer sind Sie? Und was wollen Sie von mir?«

Phoebe kicherte abermals. »Immer eine Frage nach der anderen, wenn es dir recht ist. Wir folgen dir seit deinem ersten Besuch hier in New York vor achtzehn Monaten. Ich wusste, dass dich dein Weg eines Tages zur Ouroboros-Gesellschaft führen würde, und meine Schwestern und ich haben auf deine Ankunft gewartet. Nachdem du nach Italien gezogen warst, haben wir deine Spur für etwa ein Jahr verloren. Dann haben wir dich in Rom wiedergefunden und sind dir bis nach Florenz gefolgt. Wir wollten dort schon mit dir in Kontakt treten, aber dann bist du wieder verschwunden. Ich muss zugeben – dein Auftauchen im Spa war wirklich eine ziemliche Überraschung.«

»Sie reden nur von diesem Leben«, sagte Haven. »Aber ich weiß, dass ihr mich schon viel länger verfolgt. Im neunzehnten Jahrhundert war mein Name Constance Whitman. Ich habe eine Nachricht gefunden, die ihr damals jemand zugeschmuggelt hat – ein Nachricht, in der stand, dass Constance eine bestimmte Telefonnummer anrufen sollte, für den Fall, dass *er* sie findet.«

»Ja, diese Nachricht habe ich selbst geschrieben. Aber Constance hat nie angerufen. Ich nehme an, du weißt, was mit ihr passiert ist? Sie hätte ein längeres Leben haben können, wenn sie meinem Rat gefolgt wäre.«

»*Er* war also Adam Rosier?«, fragte Iain knapp.

Phoebe wandte sich ihm zu. »Ja, aber wir nennen ihn nicht bei diesem Namen. Wir nennen ihn den Magos. Er ist der Grund, warum ich euch beide heute Abend hergebeten habe.« Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloss einen alten Ebenholzschränk am anderen Ende des Zimmers auf. Der Schränk war ganz offensichtlich von Menschen gefertigt, deren Kunsthandwerk heute niemand mehr beherrschte, und wie dafür geschaffen, wertvolle Dinge zu verwahren. Phoebe griff hinein und holte ein dickes, in Leder gebundenes Buch heraus, das sie Haven mit großer Vorsicht reichte. »Dies ist unsere Geschichte. Wir tragen sie zu jeder Zeit bei uns, um uns immer wieder die Wichtigkeit unserer Mission vor Augen führen zu können. Dieses Buch enthält jeden Schnipsel an Informationen, die wir über unseren Feind sammeln konnten.«

Behutsam blätterte Haven das Buch durch. Nur die letzten paar Seiten waren in einer Sprache getippt, die sie verstand. Andere Abschnitte waren handges-

chrieben – von Hieroglyphen bis hin zu Altenglisch. Im Einband des Buchs jedoch steckten Dutzende von Fotos. Das erste zeigte Adam, wie er über einen Friedhof spazierte. Am Stil seines Anzugs erkannte Haven, dass das Foto aus dem späten neunzehnten Jahrhundert stammen musste. Er trug einen kleinen Spitzbart, ansonsten hatte er sich kein bisschen verändert. Auf die Rückseite des Fotos hatte jemand geschrieben: *Friedhof Père Lachaise, 29. Mai 1871.*

Das nächste Foto, das Haven in die Hand fiel, war in New York aufgenommen worden. Im Hintergrund sah sie die Börse an der Wall Street. Tausende von Männern mit Hüten und Zwanzigerjahre-Anzügen drängten sich dort auf der Straße und blockierten den Verkehr. Ein Mann blickte von einem Fenster aus auf das Chaos auf der Straße herab. Haven spürte, wie ihr Puls sich beschleunigte. Dieses attraktive Gesicht kannte sie nur zu gut.

»Ich erkenne Adam, aber das meiste hiervon kann ich nicht lesen«, sagte sie, und ihre Hände zitterten zu stark, um auch nur eine Seite weiterzublättern. »Können Sie mir nicht einfach sagen, was hier drinsteht?«

Phoebe setzte sich in einen der Sessel, und Haven kam es vor, als ließe ihr die alte Frau eine große Ehre zuteil werden; wie eine Königin, die mit einem ihrer Untertanen Tee trinkt.

»Vielleicht sollte ich ganz am Anfang unserer Geschichte beginnen. Wir sind zwölf«, erklärte Phoebe. »Heute sehen wir uns kein bisschen mehr ähnlich, aber es gab eine Zeit, da waren wir alle Schwestern. Wir lebten in einer kleinen Stadt an der östlichen Küste Griechenlands. Eines Tages starb unser Vater, und weil wir so viele waren, mussten wir uns als Waschfrauen verdingen, um über die Runden zu kommen. Es war harte, aber ehrliche Arbeit. Dann begann sich ein Gerücht zu verbreiten. Ein Mann, den seine Reisen in unsere Stadt geführt hatten, war auf uns Schwestern aufmerksam geworden. Er erzählte den Menschen in der Stadt, wir hätten ihm mehr als nur unsere Waschdienste angeboten. Er beschuldigte uns, ein Bordell zu betreiben. Sie steinigten uns auf offener Straße. Ich war die älteste. Ich war zwanzig. Die jüngste von uns war elf. Sie war noch ein Kind.«

»Das tut mir leid«, sagte Haven. »Und der Mann, der das Gerücht in die Welt gesetzt hat – das war Adam?«

»Er war es zweifellos. Er sieht heute sogar noch genauso aus wie vor Tausenden von Jahren.«

»Wissen Sie, was er ist?«, fragte Iain.

Phoebe nahm Haven das Buch aus der Hand und schlug es zu. »Das ist die einzige Antwort, die ihr nicht in diesem Buch finden werdet. Die Wahrheit ist, dass selbst wir es nicht wissen. Vielleicht ist er nicht wirklich ein unsterbliches Wesen, aber er ist auf jeden Fall so alt wie die Menschheit selbst. Jede Kultur hat einen anderen Namen für ihn. In Griechenland nannten wir ihn Chaos. In Ägypten hieß er Seth. In Indien nennen ihn manche noch immer Ravana. Ich habe auch gehört, wie einige Menschen ihn als den Teufel bezeichnen, aber das ist er nicht. Der Teufel des Christentums hat einen Grund für die Dinge, die er tut. Der Magos hat keinen.«

»Chandra hat mir erzählt, dass die Horae ihn in jedem ihrer Leben bekämpfen«, warf Haven ein.

»Meine Schwestern und ich kehren nur aus einem Grund immer wieder auf die Erde zurück: um den Magos zu finden und uns an ihm zu rächen. Wir werden in Familien auf der ganzen Welt geboren. Aber wir alle hören den Ruf, sobald wir unseren ersten Atemzug nehmen. Genauso, wie Honigbienen immer den Weg zurück zu ihrem Stock finden, finden wir immer wieder zueinander. Oft bedeutet das, dass wir Tausende von Meilen reisen müssen, doch wir vereinen uns mit unseren Schwestern, sobald wir nur können. Schon als Kinder kennen wir nur dieses eine Ziel.«

»Und Sie sind die Anführerin?«, fragte Haven.

»Ich bin die Älteste. Wenn ich kann, beschütze ich meine Schwestern, so wie ich es immer getan habe.«

»Und Sie kehren seit zweitausend Jahren immer wieder auf die Erde zurück?«

»Schon viel länger«, entgegnete Phoebe. »Die Horae bekämpfen den Magos seit so vielen Jahrhunderten, dass wir ein Teil dieses Systems geworden sind. Ohne uns würde die Welt zugrunde gehen.«

»Und wie genau verhindern die Horae, dass die Welt ›zugrunde geht?« Iain machte sich nicht die Mühe, seine Skepsis zu verbergen. Haven krümmte sich innerlich zusammen, Phoebe blieb jedoch völlig ungerührt.

»Das ist eine sehr gute Frage, Mr Morrow. Wir können den Magos nicht töten, also sperren wir ihn ein, wann immer es uns gelingt. Das ist nicht so leicht. Er ist sehr schwer ausfindig zu machen. Und – *wenn* wir ihn denn gefunden haben – alles andere als problemlos zu fassen. Aber in jedem einzelnen Jahrhundert, in

dem er eingesperrt war, ist die Menschheit aufgeblüht. Während der Renaissance zum Beispiel – die wäre ohne uns gar nicht möglich gewesen.«

»Und was wäre Havens Rolle bei all dem?«, fragte Iain.

»Sie kann uns helfen, ihn an einen Ort zu bringen, wo er eine Weile keinen Schaden anrichten kann. Es ist nämlich so, dass keine der Horae dem Magos nah genug kommen kann, um ihn gefangen zu nehmen. Wir haben es vergeblich versucht. Haven ist seine einzige Schwäche. Sie ist auch der Grund, aus dem wir ihn nicht schon längst wieder aus den Augen verloren haben. Er ist noch nie so lange an einem Ort geblieben. Seit fast neunzig Jahren lebt er nun schon in New York und wartet darauf, dass Haven zu ihm zurückkehrt. Und jetzt, da sie hier ist, haben wir endlich, was wir brauchen, um ihn in unsere Falle zu locken.«

»Vergessen Sie's«, sagte Iain. »Sie werden Haven nicht als Lockvogel benutzen.

»Iain!«, protestierte Haven. »Meinst du nicht, wir sollten uns erst mal den Rest anhören?«

»Sie wird dir nicht die ganze Geschichte erzählen, Haven.« Iain warf Phoebe einen finsternen Blick zu. »Sie sagen also, Sie haben Adam schon früher eingesperrt. Das heißt dann wohl, dass er immer wieder entwischt ist. Habe ich recht?«

»Ja«, antwortete Phoebe.

»Und was wird er dann wohl mit Haven machen, wenn er sich das nächste Mal befreien kann?«

Phoebe nickte. »Ich kann nicht die Zukunft voraussagen, Mr Morrow. Ich weiß nicht, was passieren wird, falls der Magos wieder entkommt. Aber Sie sollten eins nicht vergessen: Wenn Haven uns ihre Hilfe verweigert, hat sie auch keinerlei Hoffnung, jemals ihren Freund wiederzufinden. Ich bin die Einzige, die ihr helfen kann, etwas über das Leben zu erfahren, in dem sich womöglich der Hinweis befindet, den sie braucht.« Sie wandte sich Haven zu. »Dieser Freund, den du suchst. Ist er derjenige, den Chandra getroffen hat, als ihr letztes Jahr auf der Flucht vor den Grauen wart?«

»Ja. Sein Name ist Beau«, sagte Haven.

»Chandra hat eine besondere Verbindung zwischen euch gespürt. Er ist mehr als nur ein Freund für dich, nicht wahr?«

Haven schien es, als hätte die alte Frau direkt nach ihrem Herzen gegriffen und drückte nun zu. »Er war mein Bruder.«

»Das hat Chandra auch vermutet. Als wir uns im Spa begegnet sind, hast du mir erzählt, dein Freund sei nach New York gekommen, um jemanden aus seiner Vergangenheit zu treffen.«

»Stimmt«, bestätigte Haven.

Phoebes Gesicht war ernst. »Ich will dir keine Angst machen, Haven, aber Beau könnte ernsthaft in Gefahr sein. Es hat in der Vergangenheit schon öfter solche Vorfälle gegeben. Vor noch gar nicht so langer Zeit ist ein Mitglied der Gesellschaft verschwunden, kurz nachdem sie ihren Liebhaber aus einem früheren Leben wiedergefunden hatte. Ich habe noch versucht, sie zu warnen, dass der Mann nicht der sein konnte, für den er sich ausgab. Die Leiche der Frau – oder das, was davon übrig war – wurde erst Monate später entdeckt. Es heißt, sie sei wochenlang gefoltert worden.«

Nein. Haven schüttelte den Kopf bei diesem Gedanken. Solche Dinge passierten jemandem wie Beau nicht. *Das könnten sie aber,* flüsterte eine Stimme in ihrem Kopf, doch Haven hörte nicht hin. Sie wusste, dass sie nie wieder würde Hoffnung schöpfen können, wenn sie ihren schlimmsten Ängsten jetzt nachgab.

»Wer war die Frau, die gestorben ist?«, wollte Iain wissen. »Warum habe ich von dem Mord nichts in der Zeitung gelesen?«

»Die Skandale innerhalb der Ouroboros-Gesellschaft finden sich selten in den Zeitungen wieder«, bemerkte Phoebe.

»Ich mache es, Phoebe«, fuhr Haven dazwischen. »Was auch immer Sie wollen, ich mache es, solange Sie mir versprechen, dass Sie mir bei der Suche nach Beau helfen.«

»Moment mal – alle beide. Ich bin auch der Meinung, dass wir Beau so schnell wie möglich finden müssen«, schaltete sich Iain wieder ein. »Aber warum müssen wir uns denn sofort mit Adam befassen? Er wird New York nicht so schnell verlassen. Warum arbeiten wir nicht zusammen und denken uns gemeinsam einen Plan aus, bei dem Haven nicht in Gefahr gerät?«

»Sie lassen sich Ihren Verstand leider allzu leicht von Gefühlen vernebeln, Mr Morrow«, meinte Phoebe. »Ich versichere Ihnen, dass es einen guten Grund für unsere Eile gibt. Wie ich schon sagte, lebt der Magos seit den 1920ern in Manhattan. Er streift natürlich immer noch durch die Welt und verbreitet Zwietracht und Chaos. Wir hätten jederzeit aus den Zeitungen erfahren, in welcher Stadt er sich gerade niedergelassen hat. All die Finanzkrisen und Spekulationsblasen – er fängt

langsam an, sich zu wiederholen. Dadurch hat er sich früher oder später immer verraten. Aber die Tatsache, dass er nun schon fast ein Jahrhundert am selben Ort lebt, ist für niemanden ein gutes Zeichen. Wenn der Magos sich nicht fortbewegt, konzentriert sich alles Übel auf einen einzigen Ort, und dadurch gerät die Welt aus dem Gleichgewicht. Es könnte irreparablen Schaden für diese Stadt bedeuten – für das gesamte Land. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir müssen sofort handeln.«

»Was, glauben Sie denn, könnte passieren?«, fragte Haven.

»Das wissen wir nicht«, erwiderte Phoebe. »Wir wissen nur, dass der Magos an einem neuen Plan arbeitet – einem Plan, der extrem gefährlich sein könnte. Du bist doch schon einmal im Hauptquartier der Ouroboros-Gesellschaft gewesen, nicht wahr?«, fragte sie Haven.

»Ja«, bestätigte Haven.

»Und wen hast du gesehen, als du dort warst?«

Haven versuchte, sich zu erinnern und niemanden zu vergessen. »Ein paar rangniedrige Mitarbeiter der OG. Und einen Haufen Kinder, die zur Reinkarnationsanalyse gekommen waren.«

»Genau«, sagte Phoebe.

»Ich verstehe immer noch nicht, worauf Sie hinauswollen«, erwiderte Haven. »Hab ich was nicht mitgekriegt?«

»Ist dir vielleicht aufgefallen, dass alle Kinder in dem Wartezimmer im gleichen Alter waren?«

»Waren sie das?« Haven erinnerte sich an ein kleines blondes Mädchen, mit dem sie in der Lobby der OG gesprochen hatte. Ihr Name war Flora gewesen, und sie hatte behauptet, früher eine berühmte Epidemiologin namens Josephine gewesen zu sein. Flora war noch sehr jung gewesen, vielleicht acht oder neun. Haven spürte, wie Panik Besitz von ihr ergriff, und hoffte, dass dem kleinen Mädchen nichts zugestoßen war.

»Bis vor zehn Jahren wurden Kinder überhaupt nicht in die Ouroboros-Gesellschaft aufgenommen«, erklärte Phoebe. »Bis auf eine oder zwei Ausnahmen durften sie noch nicht mal das Gebäude betreten. Dann, von einem Tag auf den anderen, hieß es plötzlich, die OG wolle anfangen, Kinder im Alter von neun Jahren anzuwerben.«

»Stimmt das?«, wollte Haven von Iain wissen. »Du musst doch ein paar von den Kindern begegnet sein, als du noch Mitglied warst.«

»Klar«, antwortete Iain. »Aber das waren eben Kinder. Damals hab ich mich mehr für das interessiert, was die Erwachsenen da so trieben. Ich bin nicht auf die Idee gekommen, dass ein Haufen Neunjähriger eine große Gefahr für die Welt darstellen könnte.«

»Im Moment machen wir uns mehr Gedanken darüber, ob die Kinder selbst in Gefahr sind, Mr Morrow«, erklärte Phoebe. »Allein im ersten Jahr hat die Ouroboros-Gesellschaft zwanzig Kinder rekrutiert. Wir haben versucht, Kontakt zu den jungen Mitgliedern herzustellen. Sie sind am Leben – das wissen wir ganz sicher –, aber es ist unmöglich, mit einem von ihnen zu sprechen. Alle OG-Kinder werden auf ein Internat nördlich der Stadt geschickt. Es heißt Halcyon Hall. Die Sicherheitsvorkehrungen dort sind unmöglich zu umgehen, und soweit ich weiß, lassen sie die Kinder nur ein einziges Mal im Jahr nach New York fahren – an ihrem Geburtstag. Sogar die Eltern weigern sich, Auskunft über die OG zu geben. Wahrscheinlich wurden sie bestochen.«

»Und was, glauben Sie, ist Adams Plan?«, fragte Haven.

»Wir vermuten, dass er sich eine Art Armee aufbauen will. Kinder sind leicht zu beeinflussen, und die, die der Magos rekrutiert hat, sind keine gewöhnlichen Kinder. Sie verfügen alle über erstaunliche Fähigkeiten. Wir wissen nicht, auf welche Weise er die Kinder benutzen will – oder wie viel Schaden sie anrichten können. Aber wir wissen ganz sicher, dass die ersten von ihnen jetzt volljährig werden. Und das macht uns Sorgen.« Sie richtete ihren kühlen Blick auf Iain. »Begreifen Sie jetzt, warum wir nicht länger damit warten können, uns um den Magos zu kümmern? Was auch immer er da in Halcyon Hall treibt, es muss aufhören.«

»Verstehe«, entgegnete Iain. »Aber mir ist immer noch nicht klar, warum Sie dafür Haven in Gefahr bringen müssen. Es muss doch einen anderen Weg geben, die Ouroboros-Gesellschaft zu zerstören. Ich kann Ihnen dabei helfen. Ich werde alles tun, was nötig ist.«

Ein Hauch von Ärger flackerte in den Augen der Frau auf. »Verzeihen Sie meine Offenheit, Mr Morrow, aber ich glaube, Sie hatten Ihre Chance. Wir haben nämlich auch Sie beobachtet. Wir wissen, dass es Ihnen nicht gelungen ist, die Gesellschaft zu zerstören, als Sie das letzte Mal in New York waren. Wie kommen Sie darauf, dass es dieses Mal anders sein könnte? Wenn ich denken würde, dass wir auch ohne Haven weiterkämen, dann würden wir das mit Sicherheit ver-

suchen. Doch ich musste tatenlos dabei zusehen, wie der Magos eine meiner eigenen Schwestern ins Verderben getrieben hat. Und Sie haben selbst miterlebt, was mit Leuten geschieht, die zu viel Zeit mit ihm verbringen. Niemand außer Haven kann uns helfen.«

Iain schwieg, aber Haven sah ihm an, dass er noch immer alles andere als überzeugt war.

»Und darum«, fügte Phoebe hinzu, »möchte ich dir folgendes Angebot machen, Haven. Du hilfst uns dabei, den Magos zu ködern, und dafür helfe ich dir, deinen Freund zu finden. Bist du einverstanden?«

»Ja«, sagte Haven. »Ich helfe euch.«

Phoebe erhob sich von ihrem Sessel. »Dann folgt mir bitte.«

Kurz darauf fanden sie sich draußen unter dem Sternenhimmel wieder. Das Oberlicht auf dem Dach leuchtete wie Bernstein. Phoebe führte sie um das Fenster herum auf einen kleinen Wasserturm auf Stahlstelzen zu, der in einer dunklen Nische aufragte. Sie stieg eine kleine Leiter hoch und öffnete eine Tür, die in die Seite der runden Holzkonstruktion gesägt worden war.

»Hier führen Sie Ihre Reisen in frühere Leben durch?«, fragte Haven, deren Zähne vor Kälte klapperten. Wenn sie gewusst hätte, dass sie nach draußen gehen würden, hätte sie ihren Mantel zurückverlangt. Als sie das obere Ende der Leiter erreicht hatte, konnte sie auf die riesige Stadt unter sich hinabblicken. Hunderte von Wassertürmen standen auf den Dächern. Wie viele davon waren wohl noch mit Wasser gefüllt?, fragte sie sich. Und wie viele bargen ganz andere Geheimnisse?

»Je näher wir dem Himmelreich sind, desto leichter fällt es der Seele, auf Reisen zu gehen«, erklärte Phoebe. Sie deutete nach oben zum Himmel, wo die Sterne sich zu ihren gewohnten Bildern gruppierten.

Das leere Innere des Turms hatte einen Durchmesser von etwa dreieinhalb Metern. Auf dem Boden lag eine Strohmatten, und in der Mitte war eine Feuerstelle eingelassen, deren glühende Kohlen den Raum erhellten. Direkt neben dem Feuer stand ein mit Holz gefüllter Weidenkorb. Die Hitze in der kleinen Kammer umfing Haven, bedrängte sie. Sie holte mühevoll Luft und zog sich hastig ihren dicken Winterpullover über den Kopf.

Phoebe zog die Schuhe aus und sank dann routiniert wie eine Geisha auf die Fersen hinunter. Die Hitze schien ihr nicht mehr auszumachen als vorher die Kälte.

»Bitte, setzt euch zu mir ans Feuer«, forderte sie die beiden auf.

Haven und Iain setzten sich im Schneidersitz auf den Boden. Phoebe nahm ein paar Zweige aus dem Weidenkorb und warf sie in die Flammen. Sogleich schlug Haven eine Welle von Hitze ins Gesicht. Ihre Augen wurden trocken, und sie blinzelte wie wild, während sich ein intensiver Duft im Raum ausbreitete. Es war eine Mischung aus Geißblatt, Knetgummi, frischgemähtem Gras, Sägemehl und anderen

Gerüchen aus Havens Kindheit. Milchig weißer Rauch schlängelte sich nach oben und verschwand durch ein Loch in der gewölbten Decke über ihnen.

»Würden Sie das hier bitte aufsetzen, Mr Morrow?« Phoebe reichte Iain einen weißen Chirurgenmundschutz.

»Sie verbrennen diese Pflanzen, die wir unten gesehen haben, nicht wahr?«, fragte Iain. »Ist der Rauch giftig?«

»Der Mundschutz soll Sie nur vor dem Geruch schützen. Der Geruchssinn und das Gedächtnis arbeiten eng zusammen. Die Aromen, die diese Pflanzen verströmen, können tief vergrabene Erinnerungen wecken. Sie und ich müssen hierbleiben, während Haven ihre Reise in die Vergangenheit macht. Aber ich kann Ihnen versichern, dass es keinen Grund zur Sorge gibt. Ich führe dieses Ritual schon durch, seit die alten Griechen es perfektioniert haben.« Phoebe zog sich ebenfalls einen Mundschutz über Mund und Nase. »So«, sagte sie dann, ihre Stimme durch den Stoff gedämpft, »in welches Leben möchtest du heute reisen, Haven?«

»In das Leben von Beatrice Vettori«, erwiderte Haven. »Der Name ihres Bruders war Piero. Sie haben in Florenz gelebt, in Italien, Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Ich muss ins Jahr 1347 und einen Freund von Piero sehen. Sein Name war Naddo.«

»Kannst du diesen Naddo gut?«

»Ich glaube nicht«, musste Haven gestehen. »Ich hoffe, ich bin ihm überhaupt mal begegnet.«

Phoebe runzelte die Stirn. »Ich fürchte, meine Gabe hat ihre Grenzen. Ich kann dich in das richtige Jahr und an den richtigen Ort bringen. Aber ich kann dir keine speziellen Szenen zeigen, es sei denn, ich habe sie selbst miterlebt. Es ist nicht leicht, einen bestimmten Moment in der Zeit zu lokalisieren. Es kann sein, dass du mehrere Versuche brauchst, bis du den jungen Mann findest, den du suchst. Und ich kann dich in jeder Sitzung immer nur für wenige Minuten in die Vergangenheit blicken lassen. Wenn du heute Abend noch nicht siehst, was du sehen wolltest, musst du in ein paar Tagen noch einmal wiederkommen.«

»Warum kann ich denn nicht einfach im vierzehnten Jahrhundert bleiben, bis ich alles weiß, was ich wissen muss?«, fragte Haven.

»Rückführungen in frühere Leben sind eine große Belastung für Körper und Geist. Wenn du zu lange bleibst, könnte dein Bewusstsein in der Vergangenheit hängen bleiben. Und dein Körper in diesem Leben würde sterben.«

»Ich hatte keine Ahnung, dass es so gefährlich werden würde«, flüsterte Iain Haven zu. »Bist du sicher, dass du das willst?«

»Ja«, antwortete Haven. »Und ich bin bereit anzufangen.«

»Dann schließ die Augen«, sagte Phoebe.

Haven gehorchte.

»Atme tief ein und konzentrier dich auf meine Stimme. Du bist im Dunkeln, aber deine Seele reist durch Raum und Zeit. Du suchst nach deinem Bruder. Lass dich von dem Duft tragen. Reise immer weiter zurück, zweihundert Jahre, dreihundert, vierhundert. Jede Ära hat ihre eigenen Düfte. Jeder Mensch hat seinen individuellen Geruch. Jetzt näherst du dich dem vierzehnten Jahrhundert. Du riechst die Luft von Florenz ...«

Das funktioniert nie im Leben, dachte Haven. Der einzige Geruch, den sie wahrnahm, war etwas wie Erde. Dann öffnete sie die Augen.

Sie lag mit dem Gesicht nach unten. Ihre Tränen benetzten die Erde unter ihr, während die Kälte langsam durch ihr Samtkleid und unter ihre Haut kroch. Er ruhte tief unter ihr, verborgen in dem gefrorenen Boden. Beatrice hob den Kopf. Es war erst ein paar Monate her, dass sie ihn hier unter der Eiche begraben hatten. Das Land ringsum war einmal eine wunderschöne Wiese gewesen. Jetzt sah es aus wie ein Flickenteppich aus frisch aufgeschichteten Gräbern, soweit das Auge reichte. Halb Florenz leistete Piero hier Gesellschaft.

Beatrice betete, bald auch zu ihnen zu gehören. Nach allem, was sie getan hatte, hatte sie es verdient zu leiden. Aber die Pest hatte sie verschont. Sie lebte nun bei den Schwestern im Kloster und konnte von ihrem Fenster aus dabei zusehen, wie Florenz starb. Dabei versuchte sie, nicht an den Mann zu denken, den sie tief unter der Erde eingesperrt hatte. Zweimal in der Woche verließ sie ihr Zimmer, um sich an das Grab ihres toten Bruders zu setzen und um Vergebung zu bitten.

Als Haven erwachte, hielt die Traurigkeit an. Die Beatrice, die sie gesehen hatte, war nur noch ein Häufchen Elend gewesen. Sie hatte kein Vertrauen mehr in irgendeinen Menschen gehabt, nicht einmal in sich selbst. Alles, woran sie geglaubt

hatte, war zerstört worden, und alle Menschen, die sie geliebt hatte, waren von ihr gegangen. Haven wusste, dass die Vision ihr eine Warnung sein sollte. Sie würde Beatrices Schicksal teilen, wenn sie Beau verlor.

»Nun?«, fragte Phoebe.

»Es war schrecklich.« Trotz der Hitze im Raum zitterte Haven. »Piero war tot. Meine Familie war tot. Alle waren tot. Ich war ganz allein und ich hatte solche Angst.«

»Hast du Naddo gesehen?«, fragte Iain erwartungsvoll. »Irgendwas, das der Polizei helfen könnte, ihn in diesem Leben zu identifizieren?«

»Ich hab niemanden gesehen«, erwiderte Haven. »Beatrice war auf einer Wiese, die in einen Friedhof umgewandelt worden war. Ich lag auf Pieros Grab und habe ihn um Vergebung angefleht. Aus irgendeinem Grund habe ich mich für seinen Tod verantwortlich gefühlt.«

»Weißt du, warum?«, forschte Phoebe nach.

»Nein«, antwortete Haven. »Wie er gestorben ist, habe ich nicht gesehen.«

»Dann werden wir uns noch einmal treffen müssen«, sagte die alte Frau. »In zwei Tagen.«

»In zwei Tagen!«, rief Iain. »Wie lange soll das Ganze denn noch dauern?«

»So lange, wie es muss«, entgegnete Phoebe ruhig. »Und jetzt unterhalten wir uns über Havens Gegenleistung.«

»Aber ...«, begann Haven.

»Ich dachte, ich hätte hinreichend klar gemacht, dass unser Plan keinerlei Aufschub duldet«, unterbrach Phoebe sie. »Ich dachte, du würdest auch lieber so bald wie möglich damit beginnen. Jede Minute könnte für deinen Freund zwischen Leben und Tod entscheiden. Und ich bin sicher, du möchtest auch nicht für das verantwortlich sein, was mit den Kindern in der Ouroboros-Gesellschaft passiert.«

»Nein! Aber ...« Haven versuchte verzweifelt, sich aus dem Treibsand von Phoebes Logik zu befreien, doch sie war schon zu tief hineingeraten.

»Gut, dann wollen wir nicht noch mehr Zeit verschwenden. Als Erstes muss ich darauf bestehen, dass du dieses Haus nie auf eigene Faust aufsuchst. Wir werden dich alle paar Tage zu einer Sitzung abholen, und früher oder später wirst du die Vision haben, die du suchst.« Phoebe machte eine bedeutungsvolle Pause.

»Solange du tust, was man von dir verlangt. Bist du nun bereit, dir unseren Plan anzuhören?«

Haven seufzte. »Ich bin ganz Ohr.«

»Morgen früh wirst du bei der Ouroboros-Gesellschaft vorstellig werden und verlangen, Adam Rosier zu sprechen.«

»Was?« Iain stemmte sich auf die Knie hoch und riss sich den Mundschutz vom Gesicht. »Es war nie die Rede davon, dass sie sich mit ihm treffen muss!«

Vollkommen ruhig nahm Phoebe ihren eigenen Mundschutz ab. »Bitte lassen Sie mich ausreden, Mr Morrow. Haven wird sich morgen mit dem Magos treffen. Sie wird ihn um Hilfe bei der Suche nach ihrem Freund bitten. Und sie wird ihm außerdem gestatten, ihr eine Unterkunft anzubieten.«

»Warum?«, fragte Haven, während Iain vor Wut schäumte.

»Weil du ihm für den zweiten Teil deiner Aufgabe sehr nah sein musst. Du musst dafür sorgen, dass er unachtsam wird, damit wir zuschlagen können.«

»Und wie soll ich das bitte schön anstellen?«, wollte Haven wissen.

»Indem du so tust, als würdest du dich in ihn verlieben.« Phoebe hob einen knöchigen Finger, um ihren Protest im Keim zu ersticken. »Mir ist bewusst, dass es einige Zeit dauern kann, ihn davon zu überzeugen. Der Magos ist von Natur aus sehr misstrauisch, und er weiß, dass er Feinde hat. Aber er hat auch großes Vertrauen in seine eigenen Überzeugungskünste. Lass ihn glauben, dass er dich Stückchen für Stückchen erobert. Und dann, wenn der Moment gekommen ist, wirst du ihn unter einem Vorwand zu der Adresse locken, die ihr heute Abend aufgesucht habt – in das Ladenlokal an der Lenox Avenue. Im Haus nebenan befand sich vor vielen Jahren mal eine Bank. Im Keller des Gebäudes gibt es noch immer einen Tresorraum, dort haben wir eine Zelle für ihn vorbereitet.«

»Nein.« Iain weigerte sich, länger zuzuhören. »Auf gar keinen Fall. Das werde ich nicht zulassen. Selbst wenn es Ihnen gelingt, ihn dort für ein paar Jahrhunderte einzusperren, wird er immer wissen, dass Haven diejenige war, die ihn verraten hat. Was glauben Sie denn, was er ihr dafür antun wird, wenn er sich eines Tages befreien kann?«

Phoebe ließ sich nicht beirren. Wie eine gründlich vorbereitete Anwältin hatte sie auf jede Frage eine Antwort parat. »Wenn Haven ihre Aufgabe erfüllt hat, gibt es keinen Grund anzunehmen, dass der Magos sich je wieder befreien kann. Die beiden Gebäude in der Lenox Avenue gehören meinen Schwestern und mir. Wenn

die Zeit gekommen ist, werden wir sie abreißen lassen. Der Tresorraum wird begraben werden und ein modernes Apartmenthaus darauf errichtet. Es wird keinen Weg mehr in das Gefängnis des Magos geben – und keinen heraus.«

»Wir reden hier von Adam«, erinnerte sie Iain. »Er wird einen Weg finden.«

»Ich wusste, dass Sie Einwände gegen meinen Plan haben würden, Mr Morrow. Darum habe ich auch darauf bestanden, dass Sie heute Abend zugegen sind. Ich wollte, dass Sie dabei sind, wenn Haven ihre Entscheidung trifft. Und – wenn ich Sie daran erinnern darf – es ist ganz allein *ihre* Entscheidung.«

»Und was ist, wenn er dich wieder einsperrt?«, fragte Iain Haven, bevor sich seine Wut und Verzweiflung noch einmal auf Phoebe entlud. »Sie haben doch keine Ahnung, was er ihr in der Vergangenheit angetan hat. Er hat sie ganze Leben lang gefangen gehalten! Er besitzt einen Schrank voll mit ihren Leichen!«

»Das mag schon sein. Aber warum sollte der Magos Haven etwas antun, wenn er glaubt, dass sie sich in ihn verliebt hat?«, entgegnete Phoebe, deren Stimme noch immer gelassen und vernünftig klang. »Und denken Sie daran, dass alle zwölf Horae Haven im Auge behalten werden. Das letzte Mal, als Haven in New York war, haben wir sie doch schließlich auch beschützt, oder etwa nicht?«

Iain kochte vor Wut. »Nein«, sagte er. »Das lasse ich auf keinen Fall zu.«

»Wenn nicht Havens Sicherheit das Problem ist, Mr Morrow, was ist dann der Grund für Ihre Vorbehalte?« Jetzt klang Phoebes Stimme herausfordernd. »Sie machen sich doch nicht etwa Sorgen, dass Haven sich wirklich in den Magos verlieben könnte, oder? Nun ja, ich könnte mir vorstellen, dass er durchaus ein sehr einnehmendes Wesen hat.«

»Das ist doch Quatsch!«, platzte Haven heraus. »Iain und ich sind füreinander bestimmt. Ich könnte mich in niemand anderen verlieben, selbst wenn ich es versuchen würde!«

»Sehen Sie das anders, Mr Morrow?«, fragte Phoebe.

»Meine Gefühle gehen Sie nichts an.« Iain funkelte sie wütend an.

»Tja, also, wenn Haven recht hat, kann niemand – nicht einmal der Magos – sich je zwischen Sie beide drängen. Ihre Sorgen sind also völlig unbegründet ... es sei denn, Sie haben Grund, an der Stärke Ihrer Verbindung zu zweifeln. Ist das Ihr Problem? Ich möchte nicht taktlos sein, Mr Morrow. Ich versuche nur, Sie zu verstehen.«

»Ich denke, ich habe mich klar genug ausgedrückt«, sagte Iain. »Und außerdem bin ich Ihnen keinerlei Erklärung schuldig.«

»Das ist wahr«, räumte Phoebe ein. »Aber ich könnte mir vorstellen, dass Haven der Grund für Ihre Einwände interessieren würde.«

»Okay!«, fuhr Haven dazwischen. »Ich weiß, dass Sie uns helfen wollen, Phoebe, aber Sie werden uns wohl einen Moment entschuldigen müssen. Iain, kann ich dich mal kurz unter vier Augen sprechen?«

Sie setzten sich auf das Mäuerchen an der Dachkante. Unten auf der Straße raste ein zerbeulter Minivan über eine rote Ampel, gefolgt von drei Polizeiwagen, während ein Hubschrauber das Geschehen von oben überwachte. Sein blauer Suchscheinwerfer glitt über die Dächer der benachbarten Gebäude und ertappte Liebespaare, Verbrecher und Drogendealer gleichermaßen auf frischer Tat.

»Es war ein Fehler herzukommen«, sagte Iain, nachdem seine Wut in der kalten Luft ein wenig abgeklungen war. »Den Horae ist dein Wohlergehen völlig egal. Du bist bloß eine Spielfigur in ihrem großen Plan. Phoebe wird alles tun, um ihre Schlacht gegen Adam zu gewinnen. Sie wird dich ohne zu zögern opfern, wenn sie es für nötig hält.«

»Mir gefällt das alles auch nicht.« Haven sprach mit gesenkter Stimme. »Aber falls wir nicht selbst ein paar von diesen seltsamen Pflanzen in die Finger bekommen, werde ich Phoebes Hilfe brauchen, wenn ich Naddo finden will. Und sofern ich durch sie einen Hinweis darauf finde, wer er in diesem Leben sein könnte, muss ich mich vielleicht ohnehin an die Ouroboros-Gesellschaft wenden.«

»Wir finden einen anderen Weg. Phoebe verlangt zu viel. Niemand sollte ein solches Risiko eingehen müssen.«

»Ich bin bereit, mein Leben zu riskieren, wenn ich damit Beau retten kann.«

»Das weiß ich ja, Haven. Aber ich bin nicht sicher, ob ich das Risiko eingehen kann, das die Horae von *mir* verlangen.«

»Von dir?«, fragte Haven.

»Verstehst du denn nicht? Sie verlangen von mir, dass ich dich, dass ich unsere Beziehung aufs Spiel setze. Wenn irgendetwas schiefgeht, dauert es vielleicht Jahrhunderte, bis ich dich wiederfinde. Weißt du, Haven, manchmal glaube ich wirklich, du bist von uns beiden besser dran. Du vergisst alles, wenn du wiedergeboren wirst. Aber ich erinnere mich jedes Mal. Kannst du dir eigentlich vorstellen,

wie das ist? Zu wissen, dass der Mensch, den du brauchst, irgendwo da draußen ist – und ihn nicht zu finden? Es ist die Hölle. Das wünsche ich wirklich niemandem.«

Haven versetzte der Ziegelmauer einen Tritt und wünschte, es gäbe eine einfache Lösung für das alles.

»Was soll ich denn deiner Meinung nach tun?«, fragte sie Iain. »Ich kann mich nicht einfach zurücklehnen und zulassen, dass Beau irgendwas Schreckliches zustößt. Wenn ich nicht alles in meiner Macht Stehende tue, um ihn zu retten, kann ich nicht weiterleben. Und ich glaube, auch *du* könntest dann nicht mit mir weiterleben.«

»Beau würde nicht wollen, dass du so ein großes Opfer für ihn bringst.« Iain hatte recht, und das wusste Haven.

»Wir wissen doch beide, dass es hier nicht mehr nur um Beau geht. Was auch immer Adam mit diesen Kindern in der Ouroboros-Gesellschaft vorhat, kann nicht gut sein. Ich will sie nicht auch noch auf dem Gewissen haben, Iain. Aber um sie retten zu können, müsstest du zulassen, dass ich mich mit Adam treffe. Außer ...«

»Außer was?«

»Außer Phoebe hat recht«, flüsterte Haven. Sie hatte Angst, dass sie nicht den Mut finden würde, den Gedanken zu Ende zu führen. »Machst du dir wirklich Sorgen, ich könnte mich in Adam verlieben?«

Iain seufzte. »Phoebe versucht nur, uns gegeneinander aufzubringen, Haven. Ich weiß nicht, warum, aber so ist es. Ich mache mir keine Sorgen, dass du dich in Adam verlieben könntest. Aber ich glaube, dir ist nicht bewusst, wie gefährlich er wirklich ist. Hast du dich je gefragt, warum die Ouroboros-Gesellschaft so erfolgreich ist? Warum, meinst du, geraten so viele Menschen in ihren Sog?«

»Die meisten Menschen sind gierig und schwach.«

Iain schüttelte den Kopf. »Ich habe Jahre in der Gesellschaft verbracht. Ich kenne mehr als nur ein paar der Mitglieder. Sie sind nicht alle von Grund auf schlecht. Einige von ihnen sind wirklich nette Leute. Aber sie stecken alle bis zum Hals drin. Sie tun plötzlich Dinge, zu denen sie nie geglaubt hätten fähig zu sein. Alles fängt mit einer kleinen Lüge an. Oder einer einzigen schlechten Angewohnheit. Ich kannte mal ein sehr nettes Mädchen, das leider ziemlich unzufrieden mit sich war. Sie hat alle ihre Punkte für Schönheitsoperationen ausgegeben und musste am Ende Drogen schmuggeln, um ihre Schulden abzubezahlen.«

»Aber Adam hat es nie geschafft, dich zum Schlechten zu verleiten, während deiner Zeit bei der Ouroboros-Gesellschaft. Vielleicht bin ich ja auch unbestechlich?«

»Du lässt mich viel besser dastehen, als ich es verdient habe.« Iain lehnte sich über die Brüstung und sah in den Abgrund hinunter, als wollte er die genaue Entfernung bis zum Boden abmessen. »Ich bin alles andere als unbestechlich. Ich habe in der Vergangenheit Dinge getan, auf die ich nicht gerade stolz bin. Und ich bin schon lange genug auf dieser Erde, um zu wissen, dass jeder käuflich ist, auch ich. Adam konnte mir nur einfach nicht geben, was ich wollte. Denn alles, was ich je wollte, bist du.«

Dieses Geständnis rief Dutzende von Fragen in Havens Kopf wach, aber sie wusste, dass dies nicht der richtige Moment war, um sie zu stellen. Stattdessen griff sie Iain beim Ellbogen und drehte ihn zu sich um. »Und alles, was ich je wollte, bist du, und das habe ich schon. Also hat Adam keine Macht über mich. Außerdem weiß ich doch, mit wem ich es zu tun habe. Ich weiß, was ich tun darf und was nicht.«

»Und du glaubst, das ist immer so leicht zu unterscheiden?«

»Ja, das glaube ich.«

»Du irrst dich. Und genau darum ist Phoebes Plan zu riskant. Besonders, wenn wir andere Möglichkeiten haben.«

»Was für andere Möglichkeiten?«

»Ich habe mich heute Nachmittag, während du mit Frances im Spa warst, mit jemandem getroffen«, erzählte Iain. »Erinnerst du dich, wie ich gesagt habe, ich würde jemanden kennen, den ich als Detektiv anheuern könnte? Ihr Name ist Mia Michalski. Ich würde sie immer noch gern auf die Suche ansetzen.«

Haven ließ Iains Hände los. »Du hast dich mit einer Detektivin getroffen? Woher kennst du die denn? Und glaubst du wirklich, dass sie uns helfen kann?«

Ist sie hübsch? Ist sie vielleicht auch Mitglied im Iain-Morrow-Fanclub? Die Fragen schienen wie aus dem Nichts auf sie einzustürmen. Seit über einem Jahr war Haven nicht mehr so eifersüchtig gewesen. Schnell verdrängte sie diese Gedanken. Sie würde nicht zulassen, dass diese sinnlosen Gefühlswallungen sie davon abhielten, Beau zu finden.

»Mia ist in unserem Alter, doch sie ist die beste Ermittlerin, die man sich vorstellen kann. Wir haben uns vor ein paar Jahren bei der Ouroboros-Gesellschaft

kennengelernt. Sie ist kein aktives Mitglied mehr, aber wenigstens lacht sie uns nicht aus, wenn wir das Thema Reinkarnation auf den Tisch bringen.«

»Na dann, ist doch super.« Haven versuchte, begeistert zu klingen. »Mia Michalski ist damit offiziell ins Team aufgenommen. Wann kann ich mich mit ihr treffen?«

»Du musst dich nicht mit ihr treffen«, erwiderte Iain.

»Was? Aber ich bin doch diejenige, die alles über Beau weiß!«

»Mia ist zu jung, um eine offizielle Zulassung als Privatdetektivin zu bekommen, darum erledigt sie ihre gesamte Fahndungsarbeit online. Sie hat mir gesagt, dass sie genug Informationen über Beau hat, um direkt loszulegen. Ich kann sie heute Abend noch anrufen und ihr sagen, dass sie Gas geben soll. Heißt das also, du lehnt Phobes Angebot ab?«

Er klang so zuversichtlich, und Haven hasste sich dafür, dass sie all seine Hoffnungen wieder zerstören musste. »Es tut mir leid, Iain. Aber ich muss Ja sagen. Denk doch nur mal an diese Kinder in Halcyon Hall! Kannst du dir vorstellen, was sie mit denen dort machen? Selbst wenn deine Detektivfreundin Beau findet, die Schule kann sie nicht schließen lassen. Ich muss selbst einen Weg finden, diese Kinder zu retten!«

»Aber warum musst du das ganz allein machen? Warum willst du mich dir nicht helfen lassen?«

»Aber du hilfst mir doch! Ich werde dich zu jedem einzelnen Treffen mit den Horae mitnehmen. Du heuerst diese Detektivin an, damit sie nach Beau sucht. Ich werde alles mit dir besprechen. Das Einzige, was ich allein machen muss, ist Adam zu treffen!«

Iain studierte Havens Gesicht. »Du hast kein bisschen Angst vor ihm, was?«

»Ich *habe* Angst. Aber nicht mehr vor Adam.«

»Warum nicht? Das solltest du nämlich.«

»Weil ich nicht glaube, dass Adam mir noch etwas antun würde. Und weil ich weiß, dass nichts mich jemals von dir trennen kann.«

»Schwörst du mir das?« Iains Stimme war ernst, dennoch hätte Haven am liebsten gelacht. Das war die albernste Frage, die sie je gehört hatte.

»Ich schwöre.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen Kuss.

Ein Dutzend kleiner Köpfe hüpfte in dem kahlen Wartebereich der Ouroboros-Gesellschaft auf und ab. Haven blieb einen Moment stehen und beobachtete die Kinder dabei, wie sie sich die Zeit vertrieben, bis sie zu ihrem Analysegespräch gerufen wurden. Eine Handvoll von ihnen tollte wild umher, ein paar wirkten sehr strebsam und das eine oder andere sah aus, als würde es jeden Moment vor Langeweile sterben. Aber keins von ihnen stach besonders hervor. Haven fragte sich, welche von ihnen – falls überhaupt irgendjemand – eine Mitgliedschaftseinladung bekommen würden. Und wie es mit denjenigen weitergehen würde, die sie annahmen.

»Entschuldigen Sie? Entschuldigen Sie, Miss?« Die Stimme des Rezeptionisten war schneidend und hart an der Grenze zur Unhöflichkeit.

»Was?« Haven fuhr zu dem wieselgesichtigen Mann herum, der, ein Klemmbrett an die Brust gepresst, hinter ihr stand. »Ja?«, versuchte sie es noch einmal, diesmal mit etwas sanfterer Stimme und einem Lächeln. Sie war schon den ganzen Morgen ziemlich kribbelig gewesen. Auf dem Weg in die Stadt hatte ein Nervositätsschub beinahe dazu geführt, dass Haven im Taxi das Frühstück wieder hochgekommen wäre.

»Haben Sie einen ...« Der Rezeptionist verstummte abrupt, als Haven ihre Mütze abnahm. Sie griff sich ins Haar. Es musste ja fürchterlich aussehen, wenn es jemandem so die Sprache verschlug. »Oh. *Sie* sind das«, fügte der Mann dann ehrfürchtig hinzu. Haven warf einen Blick über die Schulter, sicher, dass er jemand anderen meinen musste. Aber die einzige Person hinter ihr war ein neunjähriger Junge, der seinem Aufpasser entwischt war und auf den Ausgang zurannte.

»Jeremiah!« Eine Frau sprintete hinter dem Jungen her und packte ihn beim Arm, bevor er die Tür erreicht hatte.

»Kennen wir uns?«, fragte Haven den Rezeptionisten.

Der Mann zog eine nervöse Grimasse und fummelte an seinem Klemmbrett herum. »Bitte warten Sie doch kurz hier, Miss Moore«, flehte er beinahe. »Es dauert nur einen Moment.«

Haven beobachtete, wie der Mann zurück hinter seinen Schreibtisch eilte und nach dem Telefon griff. Sie konnte seine Worte nicht verstehen, aber die Wirkung setzte sofort ein. Haven hörte, wie im zweiten Stock eine Tür geöffnet wurde, und dann Schritte auf der Treppe. Wenig später stand Adam Rosier vor ihr. Er trug seine gewohnte breitrandige schwarze Brille, eine schmale schwarze Hose und einen Pullover. Seine Kleidung sah lässig, cool und astronomisch teuer aus.

»Haven, du bist zurück!«, rief Adam mit einem Lächeln, das ein kleines bisschen zu breit wirkte. Abgesehen davon wies nichts in seinem gut aussehenden Gesicht darauf hin, dass er irgendetwas anderes als ein Mensch sein könnte. Es war schwer vorstellbar, dass er das Monster sein sollte, das Phoebe den Magos nannte – verantwortlich für zahllose Tote, Katastrophen und willkürliche Grausamkeit.

»Ja.« Haven fühlte sich schon jetzt ein wenig benebelt in seiner Gegenwart. Nur mit Mühe konnte sie sich an den Text erinnern, den sie sich zurechtgelegt hatte. »Ich muss mit dir reden. Ich brauche deine Hilfe.«

»Natürlich«, erwiderte Adam. »Sollen wir einen Spaziergang machen? Ich könnte etwas frische Luft vertragen.«

»Ja«, willigte Haven ein und hoffte, dass sie durch die Kälte draußen wieder einen klaren Kopf bekommen würde. »Das ist eine gute Idee.«

Als sie zur Tür gingen, riss sich der kleine Junge, der eben wegzulaufen versucht hatte, von seiner Mutter los. Mit einer blitzschnellen Bewegung packte Adam das Kind am Pulloverkragen und hielt es zurück.

»Hallo.« Adam hockte sich hin, um dem erschrockenen kleinen Jungen ins Gesicht zu sehen. »Wo willst du denn hin?« Bei den meisten Erwachsenen hätte diese Frage gönnerhaft geklungen. Adam dagegen schien ehrlich interessiert.

»Nach draußen.« Das völlig verschüchterte Kind atmete heftig, doch seine Augen waren fest auf Adams Gesicht gerichtet.

»Vielen Dank, dass Sie meinen Sohn aufgehalten haben!« Nun hatte auch die verlegene Mutter des Jungen sie erreicht. Sie war älter als die meisten anderen Eltern und ihr Auftreten wie auch ihre Kleidung zeugten davon, dass sie einmal

eine geachtete Persönlichkeit gewesen war. Erst ein Kind hatte sie Bescheidenheit gelehrt. »Jeremiah ist im Moment eine solche Plage!«

»Gar kein Problem.« Adam sah nicht zu der Frau auf. Seine ganze Aufmerksamkeit lag auf dem Jungen. »Und was ist da draußen, dass du so gern dort hinwillst?«

»Vögel«, antwortete der kleine Junge. Seine Atmung hatte sich beruhigt, vielleicht aus Dankbarkeit, endlich jemanden gefunden zu haben, der ihn ernst nahm. »Ich glaube, ich habe im Park eine Dreizehenmöwe gesehen. Die sind ganz selten, wissen Sie?«

»Verstehe. Hast du dich schon immer so für Vögel interessiert, Jeremiah?«

Die Mutter des Jungen öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Adam hob einen Finger an den Mund.

»Jeremiah?«, wiederholte er.

»Beim Vögelbeobachten komme ich zur Ruhe.«

»Dann musst du ein sehr stressiges Leben haben.«

Haven hätte beinahe gelacht, bis sie begriff, dass Adam keinen Scherz gemacht hatte.

Eine dunkle Wolke schien über das Gesicht des Jungen zu huschen. »Ich war mal Biotechniker an der ...« Er hielt kurz inne und zog die Augenbrauen zusammen, als versuchte er, sich an etwas zu erinnern. »An irgendeiner Universität in Boston.«

»Und die Arbeit hat dir keinen Spaß gemacht?«

»Ich wollte Gutes mit meiner Arbeit tun. Aber sie haben all meine Erfindungen nur benutzt, um Leuten wehzutun und um irgendwelche Milliarden noch reicher zu machen.«

»Ah. Verstehe. Das klingt wirklich anstrengend. Was hältst du dann davon, dein Gespräch hier so schnell wie möglich hinter dich zu bringen, damit du anschließend deine rara avis beobachten kannst?« Adam stand auf und gab dem Rezeptionisten ein Zeichen. »Setzen Sie Jeremiah bitte ganz oben auf die Warteliste«, sagte er zu dem übereifrigen Mann, der in der nächsten Sekunde neben ihnen stand.

»Wirklich? Oh, danke! Vielen herzlichen Dank!«, rief Jeremiahs Mutter so verzückt, dass man hätte meinen können, ihr Sohn hätte in der Lotterie gewonnen.

»Im Gegenteil, ich danke *Ihnen*, Madame«, entgegnete Adam und nahm seinen Mantel von einem Haken neben der Tür. »Ich habe das Gefühl, dass wir Ihren Sohn noch öfter hier sehen werden. Wenn Sie uns jetzt bitte entschuldigen würden.« Er öffnete die Tür und trat zur Seite, um Haven vorbeizulassen. »Was meinst du, sollen wir uns diese Dreizehenmöwe mal ansehen?«

Draußen, auf der Eingangstreppe der Ouroboros-Gesellschaft, blieb Haven kurz stehen und blickte zum Gramercy Park hinüber. Wie immer waren seine Pfade verlassen und die Bänke leer. Der kleine Privatpark war von einem schmiedeeisernen Zaun umgeben, der ihn seit mehr als hundertfünfzig Jahren vor dem Gesindel New Yorks schützte. In der Mitte der Umzäunung befand sich eine Statue von Edwin Booth, einem Schauspieler, dessen Bruder Abraham Lincoln ermordet hatte. Sie wirkte einsam und verfroren, für immer gefangen in diesem sorgsam gehetzten Käfig. Haven hatte die Statue in zwei verschiedenen Leben besucht und eigentlich gehofft, sie nie wieder sehen zu müssen.

Als Adam den Fuß der Treppe erreichte, blieb er stehen, um auf seine Begleitung zu warten. »Wir müssen nicht in den Park gehen. Möchtest du lieber woanders hin?«

Haven zögerte. Das letzte Mal, als sie den Gramercy Park betreten hatte, war es Sommer gewesen. Die Blumen hatten geblüht und die Bäume waren grün belaubt gewesen. Sie hatte Passanten beobachtet, die an den Toren des Parks stehen blieben und durch die Gitterstäbe versuchten, einen Blick auf all die Schönheit zu erhaschen, die sie nur aus der Ferne bewundern durften. Jetzt schien niemand diesen frostigen, tristen Ort betreten zu wollen.

»Nein«, entgegnete Haven und zwang sich, die Stufen hinunterzugehen. »Der Park ist in Ordnung.«

Auf der anderen Seite der Straße angelangt, zog Adam einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Tor. Drinnen spazierten sie schweigend nebeneinander her; der Kies knirschte unter ihren Sohlen.

»Dieser Ring, den du da trägst – der ist hübsch«, bemerkte Adam. »So einen habe ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Muss eine Antiquität sein. Hab ich recht?«

Schlimmer hätte ihr Gespräch nicht beginnen können. Sie hätte den Ring, den Iain ihr geschenkt hatte, ablegen sollen. Haven befahl ihren Lungen weiterzuatmen.

»Das haben sie in dem Laden zumindest behauptet«, erwiderte sie. Sie tastete in der Manteltasche nach ihren Handschuhen und zog sie an. »Wahrscheinlich hab ich trotzdem viel zu viel dafür bezahlt.«

»Der ist jeden Preis wert«, sagte Adam. »Der Stein hat dieselbe Farbe wie deine Augen.«

»Danke ...« Haven suchte fieberhaft nach einem anderen Gesprächsthema. »Seit wann wirbt die Gesellschaft eigentlich Kinder an?« Sie zuckte innerlich zusammen. Die Frage wirkte gezwungen und unbeholfen.

»Seit ungefähr zehn Jahren«, erwiderte Adam. »Eine gute Sache, findest du nicht? Ich weiß gar nicht, warum ich nicht schon viel früher darauf gekommen bin. In ihrer Kindheit können die meisten Menschen sich am besten an ihre früheren Leben erinnern. Oft verschwinden die Erinnerungen, wenn sie älter werden. Man sollte die Geschichten dokumentieren, bevor die Leute sie vergessen.«

»Wie alt sind denn die Kinder, die du rekrutierst?«, fragte Haven weiter. »Die im Wartezimmer schienen alle ungefähr im gleichen Alter zu sein.«

»Sie sind alle neun Jahre alt.«

»Warum ausgerechnet neun?«

Adam lächelte, als wäre er plötzlich verlegen. »Ich glaube, die Zahl hat einfach eine sentimentale Bedeutung für mich. Du warst neun, als ich dich in diesem Leben gefunden habe. Um ehrlich zu sein, hast du mich sogar auf die Idee mit den Kindern gebracht.«

»Ich fühle mich geschmeichelt«, sagte Haven trocken. »Wie ich gehört habe, hast du eine Schule für deine Nachwuchsmitglieder gegründet?«

»Genau. Was Bildung angeht, haben sie natürlich ganz besondere Bedürfnisse«, erklärte Adam. »Die meisten würden sich in normalen Schulen nur langweilen. Man kann von einem Kind, das früher einmal Spaceshuttles konstruiert hat, nicht verlangen, dass es einem Lehrer zuhört, der über schriftliches Dividieren oder Rechtschreibung doziert. Das wäre geradezu grausam. Aber warum fragst du? Ich dachte immer, du würdest dich nicht sonderlich für Kinder interessieren – oder gar für Schule.«

»Tue ich auch nicht«, antwortete Haven. »Ich versuche nur, ein bisschen Small Talk zu machen.«

»Ah. Verstehe.«

Das Gespräch versiegte, und Haven tat so, als würde sie den tristen Park um sie herum bewundern, während sie überlegte, was sie als Nächstes sagen sollte. Die Äste waren kahl und das Gras braun. Unter den Bäumen lag teilweise immer noch Schnee. Alles wirkte kleiner, begrenzter. Ein ganz eigener Geruch stieg vom Boden auf – nach Dingen, die selten mit Sonnenlicht in Berührung kamen, wie die Lamellen von Pilzen oder frisch ausgehobene Erde für ein Grab.

Als sie an einem roten Backsteinhaus ein paar Gebäude von der Ouroboros-Gesellschaft entfernt vorbeikamen, spürte Haven plötzlich Panik in sich aufsteigen. Es war so leicht zu vergessen, dass der gut aussehende, charmante junge Mann an ihrer Seite für die grausamsten Verbrechen verantwortlich war, die sie sich nur vorstellen konnte. Aber das Backsteingebäude war ein unwiderlegbarer Beweis dafür. Die Dinge, die sie im Inneren dieses Hauses gesehen hatte, raubten ihr noch heute manchmal den Schlaf. Das oberste Stockwerk der Villa beherbergte, wie sie eines Tages herausgefunden hatte, eine Art Museum voller Andenken an Havens vergangene Leben. Adam hatte sie über die Jahrhunderte gesammelt. Dort gab es Kleider und Schmuck und mit der Zeit brüchig gewordene Fotografien. Und verborgen in ein paar Schubladen unter einer großen Glasvitrine sechs verwesene Leichen. Es waren die Körper von Frauen, die Haven einst gewesen war – Frauen, die in Adams Falle getappt waren. Und wenn sie nicht vorsichtig war, lief sie Gefahr, dass auch sie sich zu ihnen gesellen würde.

»Haven? Hörst du mir eigentlich zu?«

Beim Klang von Adams Stimme fuhr sie zusammen. Hatte er ihre Gedanken gelesen?

»Entschuldige«, sagte sie, überrascht, wie leicht es ihr fiel, ein Lächeln auf ihr Gesicht zu zaubern. »Ich habe gerade nach dem Vogel Ausschau gehalten, von dem der kleine Junge erzählt hat. Hattest du etwas gesagt?«

»Nichts Wichtiges«, entgegnete Adam und blieb plötzlich mitten auf dem Weg stehen. Haven ging noch ein paar Schritte weiter, bevor es ihr auffiel. Als sie sich zu Adam umdrehte, sah sie, dass er die Arme verschränkt hatte und seine Miene geschäftsmäßig wirkte. Im Nachmittagslicht hatte seine blasse Haut einen leichten Blaustich, und seine Lippen waren dunkelrot. Es war eine eindrucksvolle Kombination, die Haven an Schwarz-weiß-Fotos denken ließ, die nachträglich von einem Künstler koloriert worden waren.

»Ich wünschte, du wärst einfach meiner Gesellschaft wegen hier, Haven. Aber ich weiß, dass es nicht so ist. Warum wolltest du mich sprechen?«

Haven, der ihr Auftrag wieder einfiel, spürte, wie ihre Angst verflog. »Beau ist immer noch nicht wieder aufgetaucht. Die Polizei sucht nach ihm, aber sie machen einfach keine Fortschritte. Ich habe über dein Angebot nachgedacht. Wenn es noch gilt, würde ich deine Hilfe wirklich gern in Anspruch nehmen.«

»Du musst ja furchtbar besorgt sein, wenn du bereit bist, mich um Hilfe zu bitten« bemerkte Adam. »Sobald ich wieder in meinem Büro bin, werde ich ein paar Anrufe machen.«

»Danke, das ist nett. Aber da ist noch was anderes. Ich bitte dich wirklich nicht gerne darum.«

»Kein Problem. Sag mir, was es ist, und du sollst es haben.« Er gab ihr das Versprechen, ohne auch nur einen Moment zu zögern, und Haven wusste, was auch immer sie verlangen würde, Adam würde dafür sorgen, dass sie es bekam. Sie schien Macht über ihn zu haben – in einem Maß, das sie selbst überraschte.

»Ich habe ein paar finanzielle Probleme. Du hast wahrscheinlich gehört, dass ich Iain Morrows Vermögen geerbt habe?«

Adam blinzelte, als Iains Name fiel. »Ja«, sagte er nur.

»Nun ja, ich hab es wieder verloren. Seine Mutter wirft mir vor, sein Testament gefälscht zu haben. Alle meine Konten wurden gesperrt.«

»Das kann ich auch in Ordnung bringen«, sagte Adam. »Ich kannte Virginia Morrow. Das wird kein Problem sein.«

»Woher kennst du denn Virginia Morrow?«, fragte Haven und gab sich Mühe, die Frage nicht wie einen Vorwurf klingen zu lassen. Doch die wahre Bedeutung ihrer Worte blieb Adam nicht verborgen.

»Ich *kannte* Virginia«, korrigierte er Haven. »Sie war in den frühen Neunzigerjahren für kurze Zeit Mitglied der OG. Ich habe sie seit Jahren nicht mehr gesehen oder gesprochen. Aber wie es aussieht, hat sie sich seitdem kein bisschen verändert. Wenn sie dir Schwierigkeiten macht, kann ich dafür sorgen, dass das ein Ende hat.«

Sein Angebot war verlockend. Virginia Morrow hätte jede Strafe verdient, die Adam sich für sie ausdenken könnte. »Danke«, zwang Haven sich zu sagen. »Doch darum geht es mir gar nicht. Was ich viel dringender brauche, ist eine Unterkunft, während ich hier bin und nach Beau suche.«

»Du möchtest, dass *ich* dir eine Unterkunft besorge?« Adam schien sicher zu sein, dass er sich verhöhnt hatte. Als Haven nickte, blieb seine Miene unverändert, aber seine dunklen Augen leuchteten. »Das kommt ziemlich unerwartet. Ich hätte nie geglaubt, dass du eines Tages einfach so zu mir – nach New York – zurückkehren würdest.«

Havens Herz hatte wieder angefangen zu rasen, dennoch spielte sie ihre Rolle perfekt. Sie spürte, wie ihr sogar Tränen in die Augen traten. »Ich bin allein und pleite und mein bester Freund wird vermisst. Ich habe niemanden, an den ich mich wenden könnte.«

»Also benutzt du mich«, bemerkte Adam.

»Nein! So ist es nicht ...«

»Doch – aber das ist schon in Ordnung. Immerhin ist es ein Anfang, nicht wahr? Ich kümmere mich gern um dich, Haven. Etwas anderes habe ich nie gewollt. Ich weiß, ich habe in der Vergangenheit Fehler gemacht, aber ich werde tun, was ich kann, um dir zu helfen.«

Havens Erleichterung war so groß, dass das Lächeln, mit dem sie Adam nun anblickte, beinahe aufrichtig war.

»Ich werde dir eine Suite im Gramercy Gardens reservieren lassen«, fügte er hinzu und lief nun weiter über den Kiesweg durch den Park. Er wirkte entspannter, weniger misstrauisch. »Du kannst einchecken, sobald du willst. Und ich werde ein Bankkonto auf deinen Namen eröffnen.«

»Das musst du nicht. Ich brauche kein Geld«, wehrte Haven ab. »Und auch keine teure Suite. Ich brauche nur einen Platz zum Schlafen. Ich kann auf alles verzichten, nur nicht auf ein Bett.«

»Da sieht man's mal, dein dringendstes Bedürfnis ist für mich der größte Luxus«, sinnierte Adam. »Schlaf ist das Einzige, was ich mir nicht leisten kann.«

Haven dachte an ihren letzten Besuch in Adams Haus, einem uralten Gebäude in der Water Street. Die meisten Zimmer waren leer gewesen. Sie erinnerte sich, eine Wand voll mit Marta Vegas Katastrophenbildern gefunden zu haben. Und auch die Grube, auf die sie im Keller gestoßen waren, würde sie niemals vergessen. Aber es stimmte, sie konnte sich nicht entsinnen, irgendwo ein Bett gesehen zu haben.

»Du schläfst nicht?«, fragte sie.

»Ich habe keine Zeit dazu«, erwiderte Adam. »Es gibt einfach zu viel zu tun.«

»Isst du?«

Adam warf Haven aus dem Augenwinkel einen Blick zu. Zuerst fürchtete sie, zu weit gegangen zu sein, er wirkte jedoch eher amüsiert. »Ich kann essen, aber ich habe selten Hunger. Das sind ziemlich seltsame Fragen, Haven. Versuchst du dir gerade darüber klarzuwerden, ob ich ein Mensch bin?«

»Ich bin nur neugierig. Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel.«

»Um die Wahrheit zu sagen, weiß ich selbst nicht genau, was ich bin. Das wusste ich noch nie. Die meiste Zeit über fühle ich ziemlich wenig. Hunger oder Erschöpfung kenne ich nicht. Ich habe nie irgendwelche Bedürfnisse oder Wünsche. Das ändert sich nur, wenn du bei mir bist. In deiner Gegenwart werde ich lebendig. Dann *fühle* ich etwas. Und es macht nichts, dass das meiste davon schmerzhaft ist. Zumindest im Augenblick ist das besser als gar nichts.«

»Ich verursache dir Schmerz?« Haven verlangsamte ihren Schritt. Sie konnte sie sehen, als er sich zu ihr umdrehte – die gequälte Grimasse, die sich jedoch hastig in ein weiteres strahlendes Lächeln verwandelte.

»Ich bin einmal einen ganzen Winter lang mit Napoleons Truppen durch Russland gezogen. Die französischen Soldaten dort haben mir gesagt, dass Frieren nicht wehtut. Der Schmerz kommt erst, wenn man beginnt aufzutauen.« Adam deutete auf die Distanz zwischen ihnen. »Derlei Abstand zu halten, macht den Schmerz schlimmer. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als so viel von deiner Wärme in mir aufzunehmen, wie ich kann. Ich könnte meiner Qual ein Ende bereiten, indem ich dich berühre. Aber das darf ich nicht – und will ich nicht.« Sein Blick fiel auf den Bürgersteig auf der anderen Seite des Zauns. Eine obdachlose Frau starrte ihn unverwandt an. »Entschuldige mich bitte einen Moment.«

Adam verließ den Kiesweg und stapfte über ein paar kahle Blumenbeete auf die Frau am Zaun zu. Haven hörte seine ärgerlich erhobene Stimme, als er mit ihr redete. Nach einer Weile hielt ein Auto am Straßenrand. Zwei Männer in Anzügen stiegen aus, führten die Frau zum Wagen und bugsiierten sie auf den Rücksitz. Als Adam sich wieder zu Haven gesellte, war seine Miene finster.

»Wer war das denn?«, wollte Haven wissen. Beinahe wäre sie schon wieder unachtsam geworden. Sie hatte um ein Haar vergessen, wer Adam wirklich war. »Was hast du mit der armen Frau gemacht?«

»»Armen Frau?« Adams Lachen klang scharf und verbittert. »Diese ›arme Frau‹ ist die frühere Präsidentin der Ouroboros-Gesellschaft. Dieselbe Frau, die schon zweimal versucht hat, dich umzubringen, und einmal Erfolg damit hatte.«

»Padma Singh?«, keuchte Haven. »Aber ich dachte ...«

»Du dachtest, ich hätte sie töten lassen.«

»Ich habe in der Zeitung gelesen, dass sie verschwunden ist. Und du hast mir schließlich selbst gesagt, dass du sie für ihre Taten würdest büßen lassen.«

»Glaub mir, Padma büßt genug für ihre Sünden«, versicherte Adam ihr. »Aber ich habe ihr keinen körperlichen Schaden zugefügt. Ich habe sie lediglich aus der Ouroboros-Gesellschaft verbannt. Sie kommt immer noch alle paar Tage vorbei und versucht, mich um Vergebung zu bitten. Eben hat sie behauptet, Informationen zu haben, die mich interessieren könnten. Die Frau ist eine Plage, die ich mir nur zu gern vom Hals schaffen würde, und ich könnte sie mit eigenen Händen erwürgen für das, was sie dir angetan hat. Aber ich weiß, dass du nicht damit einverstanden wärst, wenn sie deinetwegen sterben müsste. Oder irre ich mich? Wäre es dir lieber, wenn sie tot ist?«

»Nein! Natürlich nicht!«, rief Haven.

»Das dachte ich mir. Darum belasse ich es dabei«, entgegnete Adam. Er schien regelrecht stolz darauf zu sein. »Ich bin ein ziemlich altes Wesen und habe so meine Gewohnheiten, die sich nur schwer abschütteln lassen. Ich lerne langsam, aber ich *lerne*.« Plötzlich deutete er zum Himmel hinauf. »Sieh mal! Da ist sie!«

»Wer?«, fragte Haven.

»Jeremiahs Dreizehenmöwe.«

Eine kleine Möwe saß zitternd und aufgeplustert auf einem Ast, als versuchte sie, mit dem bewölkten Himmel zu verschmelzen. Sie muss von ihrem Kurs abgekommen sein, dachte Haven. Genau wie sie selbst gehörte das Tier an einen warmen, grünen Ort. Nicht in diese kalte Winterödnis. Sie fragte sich, ob es einer von ihnen jemals schaffen würde, den Weg zurück nach Hause zu finden.

Havens Hotelzimmer lag an einer Ecke des Gebäudes. Durch die großen Fenster konnte sie die Flüsse zu beiden Seiten Manhattans sehen. Kleine Eischollen trieben auf der Oberfläche des East River, und der Hudson war eine fast durchgehende, eis- und schneebedeckte Fläche. In den dunklen Straßenschluchten konnte man leicht vergessen, dass die beiden Flüsse die Insel umgaben wie ein Burggraben, der die Bewohner am Verlassen des Stadtteils hinderte – oder den Rest der Welt am Betreten. Am äußersten Zipfel von Manhattan, wo sich die beiden Flüsse vereinten, ragte eine Gruppe von Wolkenkratzern wie Wachposten über den Booten auf, die in den Hafen segelten. Haven fühlte sich wie eine Spionin in einer feindlichen Festung – eine Saboteurin, die den Gegner auf seinem eigenen Terrain vernichten sollte. Es gab keinen Ort, an den sie fliehen könnte, wenn ihr Plan missglückte.

Vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit sie Iain zum letzten Mal gesehen hatte. So lange waren sie seit über einem Jahr nicht mehr voneinander getrennt gewesen. Haven fühlte sich leer und taub, als hätte sie die Nacht auf einem Operationstisch verbracht. Irgendetwas war aus ihrem Inneren entfernt worden, und die Narkose wollte und wollte nicht abklingen. Sie konnte sich nicht daran erinnern, eingeschlafen zu sein – nur daran, dass sie stundenlang in die Dunkelheit gestarrt und darum gebetet hatte, den Auftrag der Horae schnell zu erfüllen und Beau zu finden.

Havens Magen knurrte, und sie wickelte einen Energieriegel aus, von denen ein kleiner Stapel auf ihrem Nachttisch lag. Sie schmeckten ungefähr so gut wie gezuckerte Pappe, aber etwas anderes konnte Haven sich nicht leisten. Und jeder Bissen davon rief ihr in Erinnerung, warum sie hier in Zimmer 2024 des Gramercy Gardens stand. Vor achtzehn Monaten, nach dem Brand, bei dem Iain Morrow »gestorben« war, hatte Beau sich geweigert, Haven von der Seite zu weichen. Sie hatte ihn nicht darum gebeten, in New York zu bleiben – er hatte es einfach getan. Pleite, wie sie waren, hatten für sie beide alle drei Mahlzeiten des Tages aus Ener-

gieriegeln bestanden. Beau musste damals halb verhungert gewesen sein, das wurde Haven jetzt klar. Aber er hatte geduldig abgewartet, bis Haven bereit war, der Stadt Lebewohl zu sagen. Erst dann hatte er ihre Taschen auf die Ladefläche seines Pick-ups geworfen und Haven zurück nach East Tennessee gefahren.

Jetzt brachte der Zimmerservice Haven alle drei oder vier Stunden Servierwagen voller Köstlichkeiten aufs Zimmer. Sie ließ das Essen stets unberührt stehen, bis es kalt wurde, und rollte die Wagen dann wieder auf den Gang hinaus, damit sie jemand abholte. Sie wagte es nicht, die Sachen auf den Tablettis auch nur zu probieren. Auch andere Dinge waren geliefert worden. Ein adretter Herr, der seinem Aussehen nach zu urteilen gut und gerne Bankdirektor sein könnte, hatte ihr eine Kreditkarte überreicht. Und es gab Blumen in allen nur erdenklichen Arten und Farben. Haven hatte Adams Geschenke ausnahmslos abgelehnt. Aber es war unmöglich, sich nicht von der allgegenwärtigen Dekadenz in diesem Hotel vereinnahmen zu lassen. Das Personal verneigte sich vor ihr, als wäre sie Mitglied einer Königsfamilie. Alle kannten ihren Namen, und ihr wurde jeder Wunsch von den Augen abgelesen.

Haven schluckte den Rest ihres Energieriegels hinunter und betrachtete sich im Spiegel. Für den Termin, den Adam für sie mit der Polizei vereinbart hatte, war sie in ein schlichtes graues Kleid aus ihrer eigenen Kollektion geschlüpft. Doch trotz des hochgeschlossenen Ausschnitts und des knielangen Saums wirkte das Outfit eine Idee zu sexy für einen Nachmittagstermin. Haven wusste, dass die Horae zufrieden mit ihr wären.

Sie runzelte die Stirn und verdrängte die zwölf Schwestern aus ihrem Kopf. Es gefiel ihr gar nicht, den Lockvogel für sie zu spielen. Ja, Adam Rosier musste das Handwerk gelegt werden. Aber Haven hasste den Gedanken, für Phoebe die Drecksarbeit zu erledigen. Wenn auch nur die geringste Möglichkeit bestand, dass Adams Gefühle für sie echt waren, dann wäre es grausam, seine Liebe zu ihr zu benutzen, um ihn zu zerstören. Doch Haven hatte keine Wahl. Sie musste Beau retten, koste es, was es wolle.

Während der Aufzug durch seinen Schacht auf die Lobby zuglitt, nahm Haven den Ring ab, den Iain ihr geschenkt hatte, und ließ ihn in ihre Tasche fallen. Sie rieb über den Abdruck, den er an ihrem Finger hinterlassen hatte, bis nichts mehr darauf hindeutete, dass der goldene Ring jemals dort gewesen war. Es tat weh, aber es musste sein. Sie durfte sich nun keine Fehler mehr leisten, durfte Adam

nicht noch mehr Hinweise darauf liefern, dass Iain Morrow noch am Leben war. Vielleicht liebte Adam sie wirklich, aber Haven hatte nicht vor, am eigenen Leib zu erfahren, wie es um seine Fähigkeit zu vergeben bestellt war.

Adam erwartete sie im Empfangsbereich der Ouroboros-Gesellschaft. Als Haven ankam, saß er in einem der beigefarbenen Ledersessel, die langen, bleichen Finger verschränkt und das Kinn darauf gestützt. Zwei Jungen jagten einander durch den Raum. Ein kleines Mädchen weinte und das Kind, von dem es offenbar mit einem Schulbuch gehauen worden war, wurde von seinem Vater ausgeschimpft. Das Chaos schien Adams Ruhe kein bisschen zu stören. Bevor er Haven entdeckte, wirkte seine Miene gelassen und sogar leicht amüsiert. Doch Haven sah, wie er leicht zusammenzuckte, als er sie durch den Raum auf sich zukommen sah, so als hätte ihre bloße Gegenwart ihn aus dem Gleichgewicht gebracht.

»Du siehst umwerfend aus.« Adam stand auf, um sie zu begrüßen.

»Danke.« Haven wünschte, Adam würde nicht so auf ihr Kleid starren. Sein Blick war geradezu unanständig, und sie spürte, wie ihr langsam Röte ins Gesicht stieg. Er begehrte sie und hätte sie sich nehmen können, wann immer er wollte. Warum war er trotzdem bereit zu warten?

Schließlich hob er den Kopf, um ihr in die Augen zu sehen, und sie fragte sich, ob er wohl ihre Gedanken gelesen hatte. »Komm mit«, sagte er mit dem Hauch eines Lächelns. Als er ihr die Hand auf den Rücken legte, um sie zu führen, konnte Haven seine eisige Berührung durch die Wolle ihres Kleids spüren, und ihr lief ein nicht unangenehmer Schauer über den Rücken. »Sie erwarten uns im Konferenzraum.«

Am Ende des Flurs öffnete Adam eine Tür, hinter der an einem langen Glastisch vier Männer und eine Frau saßen, die Hände in den Schößen. Sie waren alle zwischen Anfang vierzig und Ende fünfzig, abgehärtete Profis, und die Falten und Furchen in ihren Gesichtern zeugten von Jahrzehnten stressiger Arbeit. Trotzdem blickten alle dem jugendlich wirkenden Mann in Schwarz mit einer Mischung aus Respekt, Neugier und Angst entgegen.

»Meine Damen und Herren«, verkündete Adam, »das hier ist meine gute Freundin Haven Moore. Haven, ich möchte dir gern Gordon Williams vorstellen, Präsident der New Yorker Polizei.« Ein stattlicher Mann in einem Zweireiher erhob sich und gab Haven die Hand. »Commissioner Williams hat zwei seiner fähig-

sten Kollegen mitgebracht, Detective Harvey und Detective Hayes. Außerdem haben wir hier noch zwei Vertreter des FBI, die Agenten Jackson und Agnelli.« Adam zog einen Stuhl für Haven unter dem Tisch hervor, und sie setzte sich. »Sollen wir dann beginnen?«, fragte er in die Runde.

»Darf ich erst noch ein paar Worte sagen?«, fragte der Polizeipräsident.

»Natürlich«, erwiderte Adam.

»Vielen Dank.« Commissioner Williams sprach mit schwerem Brooklyn-Akzent, der für Havens Ohren herrlich kurios klang. »Ich möchte die anwesenden Vertreter des Polizeidienstes noch einmal daran erinnern, dass Sie aus Gründen der Diskretion ausgewählt wurden. Nichts von dem, was Sie gleich hören werden, darf jemals diesen Raum verlassen. Wenn irgendetwas durchsickert, werde ich den Verantwortlichen höchstpersönlich zur Rechenschaft ziehen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Die anderen Gäste wechselten nervöse Blicke, und keiner von ihnen wusste, was er sagen sollte.

»Habe ich mich klar ausgedrückt?«, wiederholte Gordon Williams.

»Ja«, sagte jemand.

»Gut. Nun, Miss Moore – dann schildern Sie uns doch einmal das Problem.«

Haven sah zu Adam hinüber, und er nickte ihr ermutigend zu. Plötzlich wurde ihr klar, dass seine Gäste überhaupt keine Ahnung hatten, worum es ging. Sie waren hergekommen, ohne zu wissen, ob sie ein Kätzchen aus der Kanalisation befreien oder die Stadt vor Terroristen beschützen sollten.

Haven räusperte sich. »Ein Freund von mir ist verschwunden. Die Polizei sucht seit fast einer Woche nach ihm, aber sie haben ihn noch nicht gefunden. Er ist von Nashville, Tennessee, aus hergeflogen ...«

»Augenblick, bitte«, unterbrach Gordon Williams sie. Haven machte sich auf eine ordentliche Standpauke gefasst. Sie rechnete fest damit, dass er sagen würde, irgendeine vermisste Person sei die kostbare Zeit eines Polizeipräsidenten wohl kaum wert. Stattdessen aber zog er einen Bleistift und ein kleines Notizbuch aus der Innentasche seines Jacketts. »Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Miss Moore. Ich möchte mir nur gern ein paar Dinge notieren.«

Die Besprechung dauerte über zwei Stunden. Die Polizisten wollten alles über Beau wissen – von seiner Haarfarbe bis zur Militärkarriere seines Vaters. Haven

lieferte ihnen so viele Informationen, wie sie nur konnte, während Commissioner Williams und seine Kollegen ernst nickten und sich fleißig Notizen machten. Als sie bei Beaus Entscheidung, nach New York zu fliegen, anlangte, merkte sie, wie einer der FBI-Agenten zusehends unruhiger wurde.

»Stimmt etwas nicht, Agent Jackson?«, fragte Adam schließlich. Ihm war das Verhalten des Mannes offenbar auch aufgefallen.

»Nun ja, ich möchte ja nicht unhöflich sein, Miss Moore«, wandte sich der Mann an Haven. »Ich weiß, Sie und Mr Decker kommen aus einer sehr kleinen Stadt und sind wahrscheinlich sehr behütet aufgewachsen. Aber wie konnten Sie zulassen, dass Ihr Freund sich mit einem Fremden trifft, den er im Internet kennengelernt hat? Lesen Sie denn keine Zeitung? Da ist doch die Katastrophe regelrecht vorprogrammiert.«

Haven hatte sich alle Mühe gegeben, das Thema Wiedergeburt zu umschiffen. Jetzt wurde ihr klar, dass sie es nicht vermeiden konnte, darauf zu sprechen zu kommen.

»Beau hat geglaubt, den Mann, der sich als Roy Bradford ausgegeben hat, aus einem früheren Leben zu kennen. Und er meinte, ich würde ihn auch kennen. Aber Sie haben recht. Ich hätte Beau nie hierherfliegen lassen dürfen.«

»Moment. Aus einem früheren Leben? Sie glauben also wirklich ...«, begann der Mann.

»Das hier ist die Ouroboros-Gesellschaft, Agent Jackson«, schnitt Adam ihm das Wort ab. »Wir *alle* glauben daran.«

»Und denken Sie bitte daran, dass diese Informationen absolut vertraulich behandelt werden müssen«, bellte Commissioner Williams. »Sie haben also das Gefühl, diesen Mann möglicherweise aus einem anderen Leben zu kennen, Miss Moore? Haben Sie irgendwelche Informationen über ihn, die uns helfen könnten, ihn zu identifizieren?«

»Nein«, gab Haven zu. »Leider noch nicht.«

»*Noch* nicht?«, hakte Agent Jackson nach.

»Ich versuche mich gerade an Details aus dem Leben zu erinnern, das Beau und ich gemeinsam geführt haben.«

»Und Sie glauben ...«

»Agent Jackson«, sagte Adam scharf, »man hat Sie mir wärmstens empfohlen, und Ihre Vorgesetzten haben mir versichert, Sie seien ein unvoreingenommener Mensch. Aber wenn Ihre Skepsis sich negativ auf Ihre Arbeit auswirkt, schlage ich vor, dass Sie sich einen anderen Fall suchen. Oder vielleicht gleich einen anderen Beruf.«

Eine winzige Kostprobe von Adams Macht reichte aus, um den Raum in komplette Stille zu tauchen.

»Vielen Dank, Miss Moore«, sagte Commissioner Williams schließlich. »Ich denke, das war ein sehr aufschlussreiches Gespräch. Möchten Sie noch irgendetwas hinzufügen?«

»Nein«, antwortete Haven, froh, dass das Ganze bald vorüber sein würde.

»Nun, in dem Fall«, sagte der Mann und erhob sich von seinem Stuhl, »werden wir uns als Nächstes an Mr Deckers Vater und die Beamten wenden, die den Fall bisher betreut haben. Wir werden Ihren Freund finden, Miss Moore«, versicherte er ihr. »Das garantiere ich Ihnen.«

»Vielen Dank, Gordon. Ich setze mein vollstes Vertrauen in Sie«, sagte Adam zu dem Mann. Haven meinte, in seinen Worten etwas Mahnendes zu hören. »Vielen Dank, Ihnen allen. Sie wären dann entlassen. Ich würde Miss Moore noch gern kurz unter vier Augen sprechen.«

Nachdem die Vertreter der New Yorker Polizei und des FBI gehorsam den Raum verlassen hatten, wandte Haven sich Adam zu. Nachdem sie soeben Zeugin seiner unglaublichen Macht geworden war, empfand sie ein wenig Ehrfurcht.

»Das mit Agent Jackson tut mir leid«, sagte Adam. »Er ist keiner von uns und braucht vielleicht noch eine Weile, um sich daran zu gewöhnen, wie die Dinge hier laufen. Ich hoffe, sein Verhalten hat dich nicht verunsichert.«

»Vergiss Agent Jackson. Ich bin total platt! Ich kann nicht glauben, dass gerade der New Yorker Polizeipräsident jedes Wort mitgeschrieben hat, das ich gesagt habe.«

»Das überrascht dich?«, fragte Adam.

»Das war der *Polizeipräsident*«, entgegnete Haven. »Ich glaube nicht, dass der sich oft höchstpersönlich auf die Suche nach vermissten neunzehnjährigen Jungen macht. Wie hast du ihn dazu überredet zu kommen?«

»Ich musste ihn nicht überreden. Er ist hier Mitglied. Er hat sich freiwillig gemeldet.«

»Um dir einen Gefallen zu tun?«

»Um sich Punkte zu verdienen«, stellte Adam richtig. »Er hat keine Ahnung, dass es sich lohnen könnte, mir irgendwelche Gefallen zu tun. Er denkt, ich bin einfach nur ein Ouroboros-Mitglied mit einem unerschöpflichen Punktekonto.«

»Der Polizeipräsident ist also Mitglied der Ouroboros-Gesellschaft?«, hakte Haven nach und fragte sich im selben Moment, wofür Commissioner Williams seine Punkte wohl ausgeben würde. Was war seine geheime Schwäche? Was auch immer sie war, Adam schien sie schon herausgefunden zu haben.

»Ja, er ist Mitglied, aber kein besonders wichtiges. Nur diejenigen in den höchsten Rängen wissen um meine Rolle hier in der Gesellschaft. Und ich fürchte, einen solchen Rang wird Gordon Williams nie erreichen.«

»Wenn der New Yorker Polizeipräsident kein hochrangiges Mitglied ist, wer denn dann?«, fragte Haven, in der Hoffnung, einen winzigen Einblick in die inneren Abläufe der Gesellschaft zu bekommen.

»Möchtest du das wirklich wissen?« Adams Lächeln wirkte nun wieder etwas verschlagen.

»Unbedingt!«, erwiderte Haven.

»Dann komm mit.«

Adam führte sie aus dem Konferenzraum. Die Uhr im Eingangsbereich zeigte 18:12 an. Die Geschäftszeiten der Ouroboros-Gesellschaft waren vorüber, die Kinder verschwunden. An ihrer Stelle warteten dort drei elegant gekleidete junge Frauen. Eine kurvige Rothaarige mit einer riesigen Sonnenbrille sprang auf, sobald sie Adam sah, und eilte herüber, um ihn zu begrüßen.

»Hallo!« Die junge Frau kam so nah, als wollte sie Adam einen Kuss auf die Wange geben, bevor sie sich im letzten Moment besann und zurückzuckte, als wäre sie von einem unsichtbaren Energieschild abgeprallt.

»Guten Abend, Alex«, sagte Adam. »Bitte entschuldige, dass du warten musstest. Darf ich dich meiner Freundin Haven Moore vorstellen?«

Alex nahm ihre Sonnenbrille ab und entblößte ein Gesicht, das frisch abgeschminkt und unscheinbar wirkte. Trotzdem erkannte Haven sie sofort wieder. Dieses Gesicht hatte sie schon tausendmal gesehen. Wie so ziemlich jeder. Ohne Make-up hätte es das Gesicht eines ganz gewöhnlichen Cheerleaders aus dem Mittleren Westen sein können. Stattdessen aber gehörte es Alexandra Harbridge, einer der berühmtesten jungen Schauspielerinnen der Welt. Haven

hatte das Gefühl, als würde sie gerade jemandem vorgestellt, dem sie schon ihr ganzes Leben lang heimlich nachspioniert hatte. Beau hatte Alex' Karriere immer begierig verfolgt, seit das Mädchen im Alter von dreizehn Jahren ihr gefeiertes Filmdebüt gegeben hatte. Die Ansprüche der Kritiker hatte Alex nie erfüllt, und trotzdem war sie heute, mit neunzehn Jahren, ein Weltstar. Bei ungefähr der Hälfte aller romantischen Komödien, die Hollywood ausspuckte, wirkte sie als Hauptdarstellerin mit. Die meisten davon waren so schnulzig, dass Haven davon regelrecht schlecht wurde, aber Beau verschlang die Filme wie Karamellbonbons. Und in den letzten sechs Jahren hatte er Haven zuverlässig über Alex' Beziehungskatastrophen, Blinddarm-Notoperationen, Gewichtsschwankungen und Modesünden auf dem Laufenden gehalten.

»Haven, das hier ist Alex Harbridge«, sagte Adam. »Sie war so nett, der Gesellschaft ihre Hilfe für die diesjährige Mitgliederakquise anzubieten.«

»Hallo«, krächzte Haven.

»Auch hallo! Tut mir echt leid, dass ich so reinplatze! Aber ich lasse nie eine Gelegenheit aus, Adams Freunde kennenzulernen. Er kennt wirklich die *faszinierendsten* Leute!« Alex hielt inne und biss sich auf die Lippe, dann grinste sie, als wollte sie im nächsten Moment etwas höchst Taktloses sagen. »Darf ich dich mal was Persönliches fragen? Wo hast du dieses Kleid her? Es ist mir sofort aufgefallen, als du in die Lobby gekommen bist. Würdest du mal ...?« Alex ließ ihren Finger kreisen, und Haven brauchte einen Moment, bis ihr klar wurde, dass sie sie gerade darum gebeten hatte, sich einmal um die eigene Achse zu drehen. Bei jedem anderen hätte die Geste wahrscheinlich unverschämt gewirkt, Alex aber ließ sie freundschaftlich und vertraut erscheinen.

»Ich hab es selbst entworfen«, sagte Haven und präsentierte ihr eigenes Kleid.

»Du hast das entworfen?«, keuchte das Mädchen. »Hast du ein eigenes Label? Wo ist dein Laden? Kann ich heute Abend mal vorbeikommen?«

»In New York habe ich keinen Laden«, erwiderte Haven. »Im Moment entwerfe ich nur Stücke für mich selbst.«

»Wie kannst du dem Rest der Welt so etwas vorenthalten? Das ist ja geradezu *grausam*!« Bei den wenigsten Menschen hätte diese Bemerkung natürlich gewirkt. Bei Alex schon, und in diesem Moment wurde Haven zum ersten Mal klar, was Beau an ihr so faszinierte. »Meinst du, ich könnte dich vielleicht überreden, mir auch mal was Winzigkleines zu schneiden?«

»Das würde ich wirklich gern, aber im Moment lebe ich aus dem Koffer«, sagte Haven. »Ich hab leider überhaupt kein Nähzeug dabei.«

»Na, wenn's nur das ist! So ein bisschen Stoff und Garn werd ich dir ja wohl besorgen können. Sag einfach Ja, und ich lasse dir alles liefern, was du brauchst! Und ich bezahle dir, so viel du willst.«

Haven sah Alex an, dass sie kein Nein akzeptieren würde, und außerdem konnte sie ein bisschen Geld wirklich gut gebrauchen. »Was hättest du denn gern?«, fragte sie. »Nur für den Fall, dass ich Ja sagen sollte, meine ich.«

»Als Erstes ein Kleid, genauso eins wie das da«, verkündete Alex, bevor ihr eine noch bessere Idee kam. »Das heißt ... wie wäre es mit einem Abendkleid? Machst du auch Abendkleider?«

»Das kommt darauf an. Was für eins denn?«

»Eins, das ich bei den Oscars tragen kann. Es ist nicht mehr lange bis dahin, und ich hab noch kein einziges Kleid gefunden, das mir gefällt. Meine Stylistin kann man echt vergessen. Ich hab so langsam den Verdacht, dass sie in Wirklichkeit als Doppelagentin im Auftrag der Konkurrenz arbeitet.«

»Bei den Oscars?« Haven zog eine Grimasse. So viele Designerkarrieren begannen – oder endeten – auf dem roten Teppich bei der Oscarverleihung. »Ich bin nicht sicher, ob ich mir das ...«

Das Mädchen griff Haven beim Arm. »Bitte, bitte, nicht Nein sagen! Komm schon!«, flehte sie. »Hast du das Kleid gesehen, das ich anhatte, als ich den Oscar für *Nichts als leere Versprechungen* bekommen habe? Das mit den lila Rüschchen? Im *Star*-Magazin stand, ich hätte ausgesehen wie eine mutierte Meeresschnecke. Wenn ich denen dieses Jahr nicht mit was Besserem komme, kann ich mich nie wieder auf irgendeinem roten Teppich blicken lassen.«

Das Kleid war tatsächlich grauenhaft gewesen, erinnerte sich Haven. Beau hatte sich wochenlang darüber aufgeregt. Er hatte sogar eine von Havens alten Barbiepuppen ausgegraben, sie Alex getauft und ihr ein angemesseneres Kleid genäht.

»Okay«, stimmte Haven schließlich widerstrebend zu. »Ich wohne im Gramercy Gardens. Zimmer 2024. Hättest du morgen früh Zeit vorbeizukommen? Dann könnte ich deine Maße nehmen und dir schon mal ein paar Entwürfe zeigen.«

»Perfekt! Dann sagen wir doch um neun«, rief Alex aufgeregt und tippte den Termin in ihr Handy ein.

»Kommst du, Haven?«, sagte Adam schließlich. »Ich bringe dich noch zur Tür. Entschuldige uns, Alex.«

»Hast du das eingefädelt?«, fragte Haven, sobald sie nicht mehr in Alex' Hörweite waren.

»Wie bitte?«, erwiderte Adam. Er holte Havens Mantel und half ihr hinein.

»Hast du die Begegnung mit Alex Harbridge arrangiert?«

»Das glaubst du?« Adam hielt ihr die Eingangstür auf. Es hatte angefangen zu schneien und der Blick nach draußen wurde durch das Herumwirbeln der Schneeflocken getrübt. Die schneebedeckten Bäume im Gramercy Park formten ein dichtes weißes Netz aus Ästen und Zweigen. »Hast du mal in den Spiegel gesehen, bevor du dein Hotelzimmer verlassen hast? Das Kleid, das du da anhast, ist ein Meisterwerk. Du bist unglaublich begabt, Haven. Meine Hilfe hättest du gar nicht nötig.«

»Vielen Dank für das Kompliment, Adam. Aber ich möchte, dass du weißt, dass ich den Auftrag nur annehme, weil ich das Geld brauche, um mich über Wasser zu halten, solange ich noch in New York bin und nach Beau suche.«

»Das verstehe ich«, beteuerte Adam. »Es ist wirklich eine schwere Zeit für dich. Aber nutz diese unschöne Angelegenheit doch einfach, um noch etwas Gutes daraus zu machen. Dein Freund Beau würde doch auch nicht wollen, dass du einen Diamanten wegwirfst, bloß weil du ihn im Matsch gefunden hast, oder?«

Nein, das würde er nicht wollen, dachte Haven, während sie die Eingangstreppe der Ouroboros-Gesellschaft hinuntereilte. Sie konnte sich sogar ziemlich genau Beaus Reaktion vorstellen, wenn Alex Harbridge ihm so ein Angebot gemacht hätte. Sie erinnerte sich noch lebhaft an den Morgen, an dem sie ihm ihre Zusage vom New Yorker Fashion Institute of Technology präsentiert hatte. Beau hatte nicht eine Sekunde darüber nachgedacht, was das für ihn bedeutete – nämlich, dass seine einzige Freundin in Zukunft tausend Meilen von ihm entfernt leben würde. Stattdessen hatte er einen ohrenbetäubenden Siegeschrei ausgestoßen, Haven auf seinen Schultern durch die Highschoolflure getragen und die gute Nachricht Hunderten von Leuten zugerufen, die sich nicht weniger dafür hätten interessieren können.

Aber Beaus Zustimmung war im Moment nicht das Problem. Es war seine Sicherheit, um die Haven sich Sorgen machte. Und sie brauchte Geld, damit sie weiter nach ihm suchen konnte – da war das eines Filmstars schließlich genauso gut wie

jedes andere. Es ist in Ordnung, sagte Haven zu sich selbst. Jedenfalls solange das Oscar-Kleid für sie nicht mehr als ein Auftrag war.

Voller Eifer, sich an die Arbeit zu machen, lief Haven einen Umweg zum Hotel, um in einem Laden auf der Third Avenue einen Zeichenblock zu kaufen. Er kostete so viel wie eine Tagesration Energieriegel, aber Haven beschloss, das Geld als gute Investition zu betrachten. Zurück auf der Straße, blieb sie gleich an einer Ecke stehen und kritzelte ein paar Entwürfe nieder. Die Ideen kamen so schnell, dass sie unmöglich alle zu Papier bringen konnte, und die Schneeflocken machten die Seiten wellig. Ein paar ausgelassene Teenager rannten an ihr vorüber und schrien einander die originellsten Schimpfwörter zu, während sie über die schneebestäubten Bürgersteige schlitterten. Sie schienen wirklich Spaß zu haben, dachte Haven und beobachtete, wie ein Junge und ein Mädchen sich ein Stück zurückfallen ließen und sich im Schatten zwischen den Straßenlaternen küssten. Havens Konzentration war dahin, und sie schlug ihren Zeichenblock zu. Auf dem Weg zurück ins Hotel konnte sie sich ein kleines bisschen Selbstmitleid nicht verkneifen.

Als sie ihre Zimmertür erreichte, steckte sie den Block in ihre Tasche, während sie sich mit dem Schloss abmühte. Sie machte einen Schritt ins Zimmer und erstarrte. Sie war sicher, dass sie alle Lichter angelassen hatte, doch der Raum war dunkel. Sie warf einen Blick auf die äußere Klinke und sah, dass das »Bitte nicht stören«-Schild noch immer dort hing. Als sie den Kopf hob, sah sie eine Gestalt in dem Sessel am Fenster sitzen. Das Licht aus dem Flur fiel auf ein Paar Mannerschuhe. Havens Hand schoss zum Lichtschalter an der Wand, aber er war nicht da, wo sie ihn vermutet hatte. Während sie in der Dunkelheit herumtastete, erhob sich die Gestalt und kam auf sie zu. Der Mann war nur noch ein paar Schritte von ihr entfernt, da fanden Havens Finger endlich den Schalter.

»Lass das Licht aus! Die Vorhänge sind auf, jemand könnte uns sehen.«

»Iain!«, keuchte Haven.

»Psst.« Iain zog Haven ins Zimmer und machte die Tür hinter ihr zu. Als seine Lippen ihre fanden, schmolz die Taubheit, die sie noch einen Augenblick zuvor verspürt hatte, dahin, und ihr Körper begann zu glühen. In Iains Armen, eingehüllt in seinen Geruch, fühlte sie sich wunderbar geborgen. Nichts anderes war

plötzlich mehr wichtig. Für nichts in der Welt würde sie dieses Gefühl zerstören, aber ... eine Welle der Panik ergriff sie, und sie stieß ihn von sich weg.

»Was machst du hier?«, verlangte sie zu wissen. »Wie bist du ins Hotel gekommen?«

»Ich hab mich durch den Lieferanteneingang geschlichen. Ich musste dich sehen.«

»Das versteh ich ja, und du fehlst mir doch auch, Iain, aber ist dir eigentlich klar, wie gefährlich das war? Wenn wir Beau erst einmal gefunden haben, können wir jede Minute miteinander verbringen. Außerdem haben wir morgen zusammen einen Termin bei den Horae. Dann hätten wir uns doch sowieso gesehen.«

»Du hast recht. Ich werd's nicht wieder tun, versprochen. Aber ich musste dich irgendwie wissen lassen, dass mir eine Idee gekommen ist. Mia hat mir erzählt, dass Padma Singh noch am Leben ist, und ich glaube, ich weiß auch, wo wir sie finden.«

Haven fragte sich kurz, ob Iain bei all dem Stress den Verstand verloren hatte. »Warum in aller Welt willst du denn Padma Singh finden?«

»Weil Padma Adams erster großer Fehler war, darum!« Haven hatte ihn schon lange nicht mehr so aufgeregt erlebt. Selbst als er stillhielt, schien er sich ununterbrochen zu bewegen. »Ich hab keine Ahnung, warum er sie am Leben gelassen hat. Padma hat geheime Akten über OG-Mitglieder geführt, als sie noch Präsidentin der Gesellschaft war. Sie weiß Bescheid über all die schrecklichen Dinge, die diese Leute getan haben. Wenn sie zu diesen Akten noch Zugang hat, dann dürfte sie damit über Beweismaterial verfügen, mit dem man die Hälfte der Mitglieder hinter Gitter bringen könnte. Das würde die Ouroboros-Gesellschaft zerstören!«

»Aber Padma will die Ouroboros-Gesellschaft nicht zerstören«, entgegnete Haven. »Ich habe gestern noch gesehen, wie sie Adam angefleht hat, sie wieder aufzunehmen.«

»Na, umso besser!«, rief Iain, sichtlich erfreut über die Neuigkeit. »Wenn Padma dich und Adam zusammen gesehen hat, ist jetzt bestimmt auch das letzte bisschen Hoffnung für sie gestorben, jemals wieder in die OG aufgenommen zu werden. Das macht es nur noch wahrscheinlicher, dass sie mir helfen wird.«

Das klang logisch, dachte Haven, als sie sich zu den Fenstern umdrehte. Draußen rieselten dicke Schneeflocken vom Himmel herab. Weit unter ihnen er-

streckte sich ein weißes Nichts, wo noch ein paar Stunden zuvor der Gramercy Park gewesen war. Nur eine einsame Gestalt ging dort unten spazieren.

»Gib mir eine Woche«, bat Iain. »Mehr verlange ich gar nicht. Halt dich nur sieben Tage von Adam fern, während ich versuche, Padma zu finden. Und wenn ich es nicht schaffe, kannst du immer noch mit dem ursprünglichen Plan der Horae weitermachen.«

»Aber was ist mit Beau?«, fragte Haven.

»Mia sucht nach ihm. Die Polizei sucht nach ihm. Und von mir aus kannst du bei Phoebe so viel Rauch einatmen, wie du willst. Die Suche nach Beau geht natürlich weiter. Ich möchte nur, dass du dich eine Weile von Adam fernhältst.«

»Es gibt nichts, was ich lieber täte«, versicherte Haven ihm. »Doch ich weiß nicht, wie du Phoebe davon überzeugen willst.«

»Wenn wir sie morgen treffen, rede ich mit ihr. Aber warum sollte sie etwas dagegen haben? Wenn die Ouroboros-Gesellschaft nicht mehr existiert, muss auch diese Schule im Norden dichtmachen. Die Kinder, die Adam rekrutiert hat, werden zurück zu ihren Eltern geschickt, und wir haben genug Zeit, um uns einen besseren Plan auszudenken, wie wir Adam in diesen Tresorraum bekommen.«

»Hört sich ja an, als hättest du alles bedacht«, sagte Haven und versuchte, die unterschiedlichen Gefühle zu bestimmen, die ihre Gedanken vernebelten. Zumind-est eins davon war eindeutig Erleichterung.

»Na ja, einen winzigen Haken gibt es«, gestand Iain.

»Oh nein«, seufzte Haven.

»Es ist nichts Schlimmes. Wir beide werden nur vermutlich eine Weile keinen Kontakt haben können. Adam lässt Padma ganz sicher überwachen. Ich werde natürlich vorsichtig sein; falls ich jedoch erwischt werde, will ich nicht, dass sie deine Nummer in meinem Handy-Telefonbuch finden.«

»Du meinst, ich darf eine ganze Woche lang nicht mit dir reden?«, jammerte Haven.

»Mach dir keine Sorgen«, erwiderte Iain. »Ich werde schon einen Weg finden, mich hin und wieder mal zu melden.«

Haven fühlte, wie ihr Mantel aufgeknöpft wurde und von ihren Schultern glitt. Der Zeichenblock in der Tasche landete mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden, als er mitsamt dem Mantel hinunterfiel.

Um Punkt neun stand Alex Harbridge mit zwei Bechern Kaffee und einer Tüte Croissants vor ihrer Tür. In Jeans und schwarzem Rollkragenpullover, das rote Haar – ihr Markenzeichen – von einer schlichten Spange zusammengehalten, sah sie aus wie ein ganz normales New Yorker Mädchen. Dennoch war Haven klar, dass die meisten Designer für ein Treffen mit der Schauspielerin ihre eigene Mutter erdrosselt hätten, und so hatte sie sich sorgsam darauf vorbereitet. Als Iain das Hotel in den frühen Morgenstunden verlassen hatte, war Haven aufgeblieben und hatte Entwürfe gezeichnet, bis ihr neuer Block voll war. Um sieben stand sie in einer Reinigung ein Stück die Straße hinunter und versuchte den Inhaber zu überreden, ihr für ihren letzten Zwanzigdollarschein sein Maßband zu leihen. Um sieben Uhr fünfzehn willigte er schließlich ein.

»Die sind ja alle fantastisch«, seufzte Alex, während sie Havens Skizzen durchblätterte. »Ich weiß wirklich nicht, wie du das machst. Wie soll ich mich denn da jemals entscheiden? Ich hab ja einige Talente, aber mich gut zu kleiden hat leider noch nie dazugehört.«

»Dürfte ich dich vielleicht beraten?«, fragte Haven nervös.

»Ja, furchtbar gerne!« Alex klang erleichtert.

»Wie wäre es denn zum Beispiel mit so was?« Haven schlug eine Seite im hinteren Teil des Blocks auf. Die Zeichnung zeigte ein raffiniertes, knöchellanges Kleid mit einem juwelenbesetzten Ausschnitt. »Ich hatte keine Buntstifte da, aber vielleicht kannst du dir das Kleid ja trotzdem in einem schimmernden grünen Stoff vorstellen.«

»Sehe ich dann nicht aus wie ein riesiger Käfer?«

Haven lachte. »Ich hatte eher an einen Schmetterling gedacht.«

»Glaubst du wirklich, so eine Farbe würde mir stehen?«

»Mit deinen Haaren? Du würdest atemberaubend aussehen«, meinte Haven.

»Und was ist mit meinem riesigen Hintern? Kannst du vielleicht irgendwas machen, damit der kleiner wirkt?«

Das Mädchen wurde Haven immer sympathischer. »Also, ich finde ja, an deinem Hintern ist überhaupt nichts auszusetzen. In dem richtigen Kleid könnte er dein größter Vorzug sein.«

»Jaja, mein *größter* Vorzug auf jeden Fall – wenn ich nicht endlich aufhöre, diese Dinger hier in mich reinzustopfen.« Alex lümmelte sich auf die Couch, löste ihre Haarspange und biss in ihr zweites Croissant. Haven dachte daran, was Beau wohl dafür gegeben hätte, einmal Alex Harbridge in einem Pullover voller Blätterteigrümel zu sehen. »Wenn du wüsstest, wie viele Stunden am Tag ich im Fitnessstudio zubringe, um den ganzen Kram, den ich futtere, wieder abzuarbeiten.«

»Warum hörst du dann nicht einfach mal eine Weile damit auf?«, fragte Haven. »Ich meine, du bist reich und berühmt, seit du dreizehn bist. Vielleicht solltest du dir einfach auch mal ein bisschen Zeit zum Leben nehmen.«

»Das sagt meine Mom auch immer. Aber dazu habe ich ja später immer noch Zeit«, erwiderte Alex. »Ich hab nicht vor, mein Leben lang so hart zu arbeiten. Aber im Moment lande ich jedes Mal, wenn ich zwei Kilo zugelegt hab, auf den Titelseiten sämtlicher Klatschzeitschriften im Land. Ich hab schon alle Spitznamen weg – von Prinzessin Pummelchen bis Miss Specki. Das interessiert mich eigentlich nicht die Bohne. Hab ich alles schon mal durchgemacht. Ich weiß, wie das ist. Das Problem ist nur, dass ich keine Rollenangebote bekomme, wenn ich zu moppelig bin. Darum werde ich mich wohl bis zum Ende meiner Karriere ins Fitnessstudio schleppen, damit ich das machen kann, was mir am Allerwichtigsten ist – schauspielern.«

»Du hast das alles schon mal durchgemacht?« Die Unterhaltung mit Alex war so zwanglos, dass Haven beinahe vergessen hätte, dass sie ein Mitglied der Ouroboros-Gesellschaft war – und viel zu berühmt, um unschuldig zu sein.

»Jaja. Ich bin jetzt seit sieben Leben Schauspielerin. Das hier ist mein zweites Mal in Hollywood. In der OG denken viele, ich wäre wegen des Ruhms und so weiter wiedergekommen, aber die liegen so was von daneben. Scheiß auf Ruhm. Oder glaubst du etwa, ich finde es toll, dass ständig irgendwelche fiesen Männer mit Kameras hinter mir her sind? Ich nehme das alles nur in Kauf, weil ich langsam endlich zu einer guten Schauspielerin werde!«

»Warst du das erste Mal, als du in Hollywood warst, auch jemand Berühmtes?«

Alex grinste verlegen. »Könnte man so sagen, ja.«

»Wer warst du?«

»Vielleicht später. Die meisten Leute rasten aus, wenn ich ihnen davon erzähle. Bisher haben mich alle ausgelacht. Keiner hat mir je geglaubt, bis ich Adam kennengelernt habe. Warte, da fällt mir ein, was ich dich schon die ganze Zeit fragen wollte. Woher kennst *du* eigentlich Adam? Ich hab dich noch nie in der OG gesehen.«

»Ach, wir kennen uns schon ewig«, entgegnete Haven, was der Wahrheit unangenehm nahe kam. »Ich kann mich gar nicht mehr richtig erinnern, wo wir uns zum ersten Mal begegnet sind. Kennst du ihn gut?«

»So gut wie jeder andere, würde ich sagen. Du weißt ja, er ist ein ziemlich geheimnisvoller Kerl. Ich war mal ...« Alex biss sich auf die Lippe und wurde rot.

»Was?«, bohrte Haven nach.

»Ich war mal ganz schrecklich in ihn verliebt. Er sieht so gut aus und war immer so nett zu mir, als ich noch klein war. Meine Eltern hielten mich für total verrückt, aber er hat sich um mich gekümmert und mir das Gefühl gegeben, ich wäre was Besonderes. Er hat mir Tutoren und Trainer besorgt. Und er hat mir sogar wegen der Nasen-OP geholfen.«

»*Nasen-OP?*«

»Die war definitiv nötig, glaub mir. Ansonsten hätte ich bis an mein Lebensende die unscheinbare Schwester oder die frustrierte beste Freundin spielen dürfen. Egal, das ist alles schon Jahre her. Ich bin absolut drüber weg. Und außerdem hab ich gehört, er soll neuerdings eine Freundin haben. Aber sag mal, ist dir jemals aufgefallen ...«

Haven hob eine Augenbraue, und Alex lehnte sich dichter zu ihr herüber.

»Adam scheint überhaupt nicht zu altern. Ich bin neunzehn, und ich sehe älter aus als er.«

Haven wurde plötzlich kalt und sie erschauerte. »Ja, ist mir aufgefallen.«

»Also kennst du es?«

»Was?«

»Es heißt, wenn man die höchste Stufe innerhalb der OG erreicht hat, erfährt man das große Geheimnis. Ich glaube, es könnte etwas mit Adam zu tun haben.«

»Du bist also noch nicht auf der höchsten Stufe?«, fragte Haven. »Du musst ja schon ziemlich weit oben sein, wenn du Adam überhaupt kennst.«

»Ja, aber eine habe ich noch vor mir. Also, weißt du, was das Geheimnis ist?«

Haven lachte nervös. »Ich bin ja noch nicht mal Mitglied der OG. Doch wenn ich es herausfinden sollte, erfährst du es als Erste. Komm, ich muss noch deine Maße nehmen.«

Sie zog ihr Maßband aus der Tasche und bat Alex, sich vor den bodenlangen Spiegel in der Badezimmertür zu stellen.

»Du bist vielleicht kein Mitglied der OG, aber du bist doch eine von uns, oder?«, wollte Alex wissen und starrte auf Havens Spiegelbild.

»Eine von euch?« Haven maß den Taillenumfang der Schauspielerin.

»Eine Ewige. Jemand, der immer wieder wiedergeboren wird. Wie sollte jemand in deinem Alter sonst so talentiert sein?«

»Ja, ich glaube, das bin ich.«

»Was?«

»Eine Ewige.«

»Na ja, wenn du dem Club gern beitreten möchtest, stell ich dich jedenfalls gern ein paar Leuten vor. Gibt es irgendwen in der OG, den du schon immer kennenlernen wolltest?«

Haven konnte der Versuchung nicht widerstehen. »Kennst du jemanden namens Mia Michalski? Ich glaube, die ist so was wie eine Detektivin.«

»Mann, ich könnte dich Filmstars, Nobelpreisgewinnern und den Chefredakteuren jedes Modemagazins von New York vorstellen, und du fragst mich nach *Mia Michalski*?«

»Sie ist eine Freundin von einem Freund. Kennst du sie denn?«

»Nicht gut«, erwiderte Alex. »Mia lässt sich nicht mehr oft in der OG blicken. Ich hab das Gefühl, sie will Adam aus dem Weg gehen.«

»Warum?«

»Hast du Mia schon mal gesehen?«

»Nein«, antwortete Haven.

»Sie ist umwerfend«, erklärte Alex, und Haven wäre um ein Haar das Maßband aus der Hand gerutscht. »Als sie Mitglied wurde, hätten die meisten Typen in der OG ihren allerletzten Punkt gegeben, um eine Nacht mit ihr verbringen zu dürfen. Aber sie hat sich natürlich ganz auf Adam konzentriert. Ich glaube allerdings nicht, dass ihm aufgefallen wäre, dass sie überhaupt existiert, wenn sie nicht irgendwann angefangen hätte, sich ihm bei jeder Gelegenheit an den Hals zu werfen. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass er irgendwann zu ihr gesagt hat, sie

soll ihm gefälligst vom Leibe bleiben. Ich muss schon sagen, das Ganze war wirklich extrem amüsant.«

»Hört sich ganz so an«, sagte Haven freudlos. Sie hätte niemals fragen sollen.

»Aber wen interessiert überhaupt Mia Michalski? Du bist also eine von uns? Heißt das, du weißt, wer du in deinen früheren Leben gewesen bist?«, wollte Alex wissen.

»Ich hab hin und wieder ein paar Visionen, doch meine Erinnerungen sind nicht besonders gut. Könntest du vielleicht mal deine Haare hochnehmen? Ich muss deinen Hals ausmessen.«

»Klar.« Alex nahm ihre Haare und türmte sie auf ihrem Kopf auf. Knapp unter ihrem Haaransatz im Nacken bemerkte Haven ein Tattoo: eine Schlange, die sich in den eigenen Schwanz biss. »Viele von meinen Leben waren auch nicht gerade klar und deutlich zu sehen«, sagte Alex. »Doch dann habe ich von einer Frau gehört, die die früheren Leben von anderen sehen kann. Und die hat mir die wildesten Geschichten erzählt. Du solltest auch mal zu ihr gehen.«

»Oh nein! Phoebe!« Haven ließ das Maßband fallen, und es rollte über den Fußboden.

»Ist das ihr richtiger Name? Ich habe immer nur gehört, dass die Leute sie die Pythia nennen.«

»Tut mir leid, Alex. Hör zu, mir ist gerade eingefallen, dass ich noch einen anderen Termin habe. Aber ich glaube, ich habe alle Maße, die ich brauche. Kann ich dich anrufen, wenn ich ein paar Stoffmuster zum Zeigen habe?«

»Klar«, erwiderte Alex, die ihre Sachen einsammelte. »Aber ich würde mir an deiner Stelle für die nächsten Tage nicht allzu viel vornehmen.«

»Wieso nicht?«, fragte Haven.

Alex' Lächeln war verschmitzt. »Weil ich deine Nummer einer Freundin von mir gegeben habe, die auch ein Kleid braucht. Könnte sein, dass du bald ziemlich viel zu tun hast.«

Das Unwetter in der Nacht zuvor hatte der Stadt gute dreißig Zentimeter Neuschnee beschert, und vom Gramercy Park Hotel erstreckten sich in alle Richtungen eisig-weiße Wege. Der Portier geleitete Haven durch eine freigeschaufelte Passage zur Straße und öffnete ihr die Tür eines dort wartenden Taxis. Sie kletterte

hinein und bemerkte erstaunt, dass Chandra auf dem Fahrersitz saß und eine Art Armeemantel über einem glänzenden Sari trug.

»Es ist zwanzig nach zehn.« Chandras Goldarmreife klimperten, als sie auf eine Uhr im Armaturenbrett deutete. »Phoebe wird nicht begeistert sein, dass du über eine Stunde zu spät kommst.«

»Tut mir leid. Wo ist Iain?«, fragte Haven. »Holen wir ihn unterwegs noch ab?«

»Vera kümmert sich um ihn«, erwiderte Chandra. »Ich muss jetzt erst mal überlegen, wie wir die beiden Grauen loswerden, die dir gefolgt sind. Guck mal aus der Heckscheibe. Sie steigen gerade ein Stück weiter die Straße runter in ein Auto.«

Haven sah, wie zwei Männer mit unscheinbaren Gesichtern in eine beigefarbene Limousine stiegen. Der Anblick ließ sie erschauern. »Heißt das, Adam lässt mich beschatten? Meinst du, er ahnt irgendwas? Bin ich in Schwierigkeiten?«

»Das glaube ich nicht. Wir waren extrem vorsichtig. Wahrscheinlich will er seine Angebetete einfach nur beschützen. Und jetzt pass auf, Prinzessin. Ich will, dass du an der ersten Ampel auf der Park Avenue aussteigst. An der Ecke auf der anderen Straßenseite wird ein blauer Minivan stehen. Geh über die Straße. Irgendwann fährt ein Bus vorbei. Warte, bis der Bus dich verdeckt, und steig dann in den Minivan. Nicht zögern, sonst vermasselst du alles. Cleo kennst du ja, die Frau aus der U-Bahn. Sie wird dich direkt zu Phoebe bringen.«

»Wow«, sagte Haven. »Das nenne ich einen Plan.«

»Wir vergessen nie, mit wem wir es zu tun haben«, erklärte Chandra ernst, während sie den Motor startete. »Und du solltest das auch nicht.«

Der Fahrzeugwechsel verlief problemlos. In den dreißig Minuten, die sie am East River entlangfuhren, sagte Cleo kein Wort zu Haven. Ihre Augen, verborgen hinter einer schwarzen Gucci-Sonnenbrille, schienen genauso oft in den Rückspiegel zu sehen wie auf die Straße. Als sie Sylvan Terrace erreichten, erwartete Phoebe sie schon auf der Eingangstreppe und starrte ihnen entgegen. Mit ihrem silbergrauen Haar, der blassen Haut und dem ärmellosen, cremefarbenen Kleid hätte man sie auch für eine Eisskulptur halten können.

»Du bist *viel* zu spät.« Phoebes Stimme hatte einen gebieterischen Unterton angenommen. Haven fühlte sich wie ein von seiner Hausherrin gescholtenes Dienstmädchen.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sich Haven. »Ich war am arbeiten und habe die Zeit vergessen.«

»Am arbeiten?«, schnaubte Phoebe. »Woran? Hast du im Augenblick nicht schon genug zu tun?«

»Ja, aber ich bin total pleite«, versuchte Haven sich zu rechtfertigen. »Ich muss arbeiten, wenn ich nicht verhungern will, darum schneidere ich ein Kleid für eine Freundin. Ich werde dafür sorgen, dass das unseren Plänen nicht noch einmal in die Quere kommt – versprochen.«

»Ist diese Freundin jemand, den du über Adam kennengelernt hast?«, verlangte Phoebe zu wissen.

»Ja«, gestand Haven.

»Wunderbar«, meinte Phoebe, nun schon viel freundlicher. »Nimm ruhig ein paar von seinen Gefälligkeiten an. Das ist der erste Schritt, um ihn davon zu überzeugen, dass er dich für sich gewonnen hat. Aber es darf nicht zu auffällig sein. Kein Geld, keinen Schmuck – nur kleine Aufmerksamkeiten. Sonst könnte er den Verdacht bekommen, dass du etwas im Schilde führst.«

»So ist das nicht.« Havens Stimme klang ungewollt scharf. »Der Auftrag war keine Gefälligkeit. Ich bin eine gute Designerin. Ich brauche Adam Rosier nicht, um meine Kleider zu verkaufen.«

»Natürlich nicht«, sagte Phoebe. »Aber bitte komm nicht noch einmal zu spät. Selbst eine begabte Designerin sollte sich doch wohl die Zeit nehmen, ihren besten Freund zu retten. Es wäre ja wirklich ein Jammer, wenn ihm etwas zustoßen würde, während du gerade an deinen hübschen Kleidchen nähst.«

Haven öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber ihr fiel kein Argument ein. Phoebe hatte recht.

»Wir sollten anfangen.« Die alte Frau winkte Haven herein und führte sie die Treppe hinauf. »Ich muss bald im Spa sein. Ich habe einen Termin mit einer Frau, die meint, sie wäre Jeanne d'Arc gewesen.« Sie stieß einen dramatischen Seufzer aus. »Sie wollen *alle* Jeanne d'Arc gewesen sein.«

»Moment mal. Wo ist denn Iain? Vera sollte ihn doch abholen.«

»Das hat sie auch«, antwortete Phoebe. »Er war hier, wir haben uns unterhalten, und dann hat er gesagt, er müsste weg. Zu dumm, dass ihr euch verpasst habt; wie ich hörte, könnt ihr eine Weile keinen Kontakt haben.«

»Sie haben mit ihm geredet? Hat Iain Ihnen von seinem Plan erzählt?«

Phoebe blieb auf der Treppe stehen. »Ja, und ich habe ihm meinen Segen gegeben. Aber ich habe ihm auch erklärt, warum die Horae ihre eigenen Pläne auf keinen Fall zurückstellen können. Du und ich werden weitermachen, wie wir es besprochen hatten.«

»Aber ...«

»Wenn Iain Erfolg hat, verspreche ich dir, unsere Vereinbarung noch einmal zu überdenken. Aber bis dahin halten wir an unserem Plan fest. Dein Freund könnte einem Psychopathen in die Hände gefallen sein, Haven, und du willst ja wohl nichts unversucht lassen, um ihn zu retten. Du siehst also bestimmt ein, dass zwei Pläne besser sind als einer, oder?«

Der Schnee auf dem Dach war rings um den Wasserturm in einem vollkommenen Kreis geschmolzen. Haven zog ihren Mantel aus, sobald sie den warmen, trockenen Raum betraten. In der Luft lag bereits der Duft von Phoebes seltsamen Kräutern. Haven ließ sich an der Feuerstelle auf den Boden sinken, und Phoebe nahm neben ihr Platz. Was für eine Zeitverschwendung, dachte Haven. Solange sie so aufgeregt war, würde sie mit Sicherheit keine Vision bekommen. Warum war sie nur zu spät zu diesem Treffen gekommen? Wie hatte sie ihre Chance verpassen können, Iain noch einmal zu sehen? Und warum war Phoebe so stur?

»Schließ die Augen«, sagte Phoebe, während sie noch mehr Zweige auf die Kohlen häufte. »Versuch dich an die Gerüche zu erinnern, die du bei deiner letzten Reise durch die Zeit gerochen hast.«

Haven erinnerte sich an den Geruch von Erde auf Pieros Grab, an ihr feuchtes Kleid. Dann, plötzlich, nahm sie noch einen weiteren Geruch wahr. Er war zart und blumig, ein Parfüm, das Beatrice gern getragen hatte. Es war noch immer da, irgendwo unter dem Gestank des vierzehnten Jahrhunderts.

»Lass dich von den Gerüchen in die Vergangenheit tragen ...«

Zwei Diener betraten den Raum. Jeder von ihnen trug eine große Truhe. Einige der Mädchen keuchten auf. Beatrice genoss es zu beobachten, wie ihre Freundinnen ihren Neid niederzukämpfen versuchten.

»Die sind von Adam. Öffnet sie«, befahl sie den Dienern. Sie hatte lange geübt, ihre Stimme so gelangweilt und eingebildet klingen zu lassen, innerlich aber platzte sie beinahe vor Aufregung. Geschenke waren das Einzige, was sie für kur-

ze Zeit aus dem Reich der Toten befreien konnte und ihr das Gefühl gab, lebendig zu sein. Doch die Zufriedenheit hielt nie lange an.

Die Schlösser der Truhen wurden geöffnet und die Deckel aufgeklappt. Die erste war mit Seide gefüllt, schöner, als es die Vorstellungskraft zuließ. Die zweite enthielt Leinen, Spitze und Pelze. Obenauf lag ein juwelenverziertes Kästchen. Sechs junge Frauen drängten sich um den Schatz. Eine streckte die Finger nach der Schachtel aus, aber Beatrice war schneller. Sie schlug die Hand des Mädchens beiseite und schnappte ihr die Schachtel vor der Nase weg. Darin lagen drei goldene Halsketten.

»Leg mir die hier um«, forderte sie eine ihrer Freundinnen auf und strich sich das lange blonde Haar aus dem Nacken. Die anderen Mädchen trugen ihr Haar hochgesteckt, gedreht und gezwirbelt wie Seile. Nur Beatrice weigerte sich, dieser Mode zu folgen. Haar wie ihres war dazu da, bewundert zu werden, und sie konnte nun ohnehin tun und lassen, was sie wollte. Beatrice stellte sich vor den Spiegel. Selbst in ihrem einfachen Kleid sah sie atemberaubend aus. Irgendwie hatte ihr Kummer sie noch schöner werden lassen.

»So etwas willst du wirklich tragen?«, flüsterte ihr eine ihrer Freundinnen zu.
»Du bist nur die Tochter eines Kaufmanns. Der Adel wird nicht begeistert sein.«

»Und bald werde ich die Ehefrau des Mannes sein, bei dem sie alle hoch verschuldet sind. Ich kann also machen, was ich will.«

»Weißt du denn schon, wann ihr heiraten werdet?«, fragte das Mädchen.

»Wenn die Zeit gekommen ist«, erwiderte Beatrice.

Die Hochzeit war der Preis, den sie für all die Geschenke würde bezahlen müssen, aber wann sie diese Schuld begleichen würde, konnte sie selbst entscheiden. Wenn es nach ihren Eltern gegangen wäre, hätte die Hochzeit so schnell wie möglich stattgefunden, aber die hatten nun keine Macht mehr über sie. Schließlich hatte ihr Verlobter ihr die Entscheidung überlassen. Nur ihr Bruder Piero hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Er warf ihr Leichtsinnigkeit vor und war sicher, dass diese Verbindung nichts Gutes bedeutete.

»Das Schicksal ist wirklich gnädig zu dir«, sagte eine andere Freundin.

»Ja. Endlich«, entgegnete Beatrice.

Haben erwachte auf dem Fußboden. Sie spürte, wie die Strohmatten ihr ein Muster in die Wange drückte.

»Erzähl mir, was passiert ist«, forderte Phoebe.

»Langsam wird es mir wirklich zu bunt!« Mühevoll setzte Haven sich auf. Sie stand noch immer unter Schock – die schreckliche Vision hatte sie aufgewühlt. Der Duft von Beatrices Parfüm lag noch immer in der Luft und Haven wurde beinahe übel davon. »Sie sollen mir Naddo zeigen!«

»Erzähl es mir«, wiederholte Phoebe.

»Nein. Was ich gesehen habe, geht Sie nichts an.« Haven wollte nicht zugeben, dass sie einmal dieses eitle, gierige Geschöpf mit dem lieblichen Gesicht und dem wunderschönen blonden Haar gewesen war. Und sie traute sich nicht, den Verlobten des Mädchens zu erwähnen. Es gab keinen Zweifel. Beatrice Vettori war kurz davor gewesen, Adam Rosier zu heiraten. Aber Haven hatte nicht vor, Phoebe das zu erzählen.

»Nichts von dem, was ich heute gesehen habe, wird mir helfen, Beau zu finden.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«, fragte Phoebe.

»Ich weiß es einfach«, fauchte Haven.

»Du bist blass. Du musst etwas gesehen haben, das dich zutiefst erschüttert hat«, drängte Phoebe sie weiter. »Du brauchst keine Geheimnisse vor mir zu haben.«

»Bitte«, flehte Haven. Sie konnte die bohrenden Fragen nicht mehr ertragen. »Ich fühle mich nicht gut. Ich muss nach Hause.«

Phoebes Mundwinkel hoben sich. Wenn sie es nicht besser gewusst hätte, hätte Haven den Eindruck bekommen können, dass die Frau höchst zufrieden war. »Na gut«, erwiderte Phoebe. »Geh zurück in dein Hotel. In ein paar Tagen holen wir dich wieder ab.«

Draußen hielt Haven nach einem Taxi Ausschau, aber die mit Schneematsch bedeckten Straßen waren wie ausgestorben. In ihrer Hast, das Haus der Horae hinter sich zu lassen, steuerte sie das Grundstück des heruntergekommenen weißen Herrenhauses auf der anderen Straßenseite an. Es thronte auf einem Hügel mitten in einem Wohngebiet nördlich von Harlem und musste einst ein prunkvoller Landsitz gewesen sein, umgeben von einem dichten, uralten Wald. Der Mann, der es im achtzehnten Jahrhundert hatte bauen lassen, wäre wahrscheinlich nie auf den Gedanken gekommen, dass es eines Tages inmitten einer lebhaften Großstadt liegen würde, in der sich Menschen aus aller Herren Länder tummelten.

Haven stapfte durch den Schnee und lief einen Bogen um das Gebäude, bis sie dessen Rückseite erreichte, wo die Horae sie weder sehen noch hören würden. Dort bot eine Veranda willkommenen Schutz vor dem schneidenden Wind, der von Osten über den Harlem River peitschte. Ein Streifen gelbes Polizei-Absperband war über die Stufen gespannt, aber Haven duckte sich darunter durch und klopfte den Schnee von ihren Schuhen. Erst jetzt, als sie Sylvan Terrace nicht mehr sehen konnte, zog sie ihr Handy aus der Tasche und versuchte, Iain anzurufen. Sie erreichte ihn nicht – noch nicht mal seine Mailbox. Frustriert setzte sie sich auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken an die Hauswand. Sie musste dringend mit jemandem reden, dem sie vertrauen konnte, und so ging sie die Liste der eingegangenen Anrufe in ihrem Telefon durch. Als sie die Nummer mit der Vorwahl aus North Carolina gefunden hatte, drückte sie die Anruftaste.

»Hallo?« Die Person am anderen Ende der Leitung hatte den Mund voll mit etwas Knusprigem. Schon als Kind hatte Leah Frizzell immer eine Tüte Chips in der Hand oder einen Schokoriegel in der Tasche gehabt. Und doch nahm sie nie auch nur ein einziges Pfund zu. Im Inneren des Mädchens schien ein gefräßiges Monster zu hausen, das ununterbrochen nach Essen verlangte. Vielleicht hatte es mit den Gerüchten zu tun, die sich um Leahs Familie rankten, aber Haven hatte sich immer eine riesige Schlange vorgestellt, die zusammengerollt im Bauch des Mädchens lauerte und einen unstillbaren Appetit auf Junkfood hatte.

»Leah, hier ist Haven. Hast du einen Moment Zeit?« Haven lief das Wasser im Mund zusammen. Sie hatte keine Ahnung, was Leah dort knabberte, aber sie hätte fast alles für einen einzigen Bissen davon gegeben.

Leah schluckte. »Beau schon gefunden?«, fragte sie, als wäre das die einfachste Aufgabe der Welt.

»Nein, noch nicht. Aber ich bin jetzt in New York.«

»Bist du bei der Frau im Rauch gewesen?«

»Ihr Name ist Phoebe. Ich hab mit ihr geredet. Schon dreimal, um genau zu sein.«

»Und?« Wieder Knuspern.

»Bisher hat es nicht viel gebracht. Sie lässt mich in mein vergangenes Leben sehen, aber nie an den richtigen Stellen. Ich wünschte, es gäbe eine andere Möglichkeit.«

»Tut mir leid. Wenn ich eine wüsste, würde ich sie dir sagen. Ich glaube, du wirst es erst mal weiter versuchen müssen.«

»Ja. Es ist nur ...« Haven seufzte. »Na ja, meine Visionen waren bisher nicht besonders angenehm. Scheint ganz so, als wäre ich damals kein besonders guter Mensch gewesen. Eigentlich war ich sogar ziemlich unausstehlich. Ich war gemein und arrogant und gierig. Und ich hab das ungute Gefühl, dass ich mit Adam Rosier verlobt war – und dass ich vielleicht irgendwie für den Tod meines Bruders verantwortlich war. Ich will nicht mehr darüber erfahren, Leah. Wenn ich Piero irgendetwas angetan habe, dann weiß ich nicht, wie ich mit dieser Schuld weiterleben soll.«

»Würde mich echt überraschen, wenn du irgendwem was angetan hättest. Aber selbst wenn, dann ist das doch 'ne Ewigkeit her. Schon mal darüber nachgedacht, dass du seit dem vierzehnten Jahrhundert vielleicht das eine oder andere dazugelernt haben könntest?«

»Klar, aber ...«

»Ich meine, ist das nicht der Sinn bei dieser ganzen Reinkarnationsgeschichte?«, redete Leah weiter. »Aus seinen Fehlern zu lernen?«

»Um ehrlich zu sein, weiß ich überhaupt nicht, was der Sinn dabei ist«, entgegnete Haven. »Aber wenn wir wirklich aus unseren Fehlern lernen, müssten wir dann nicht alle viel bessere Menschen sein, als wir sind?«

»Vielleicht *bist* du ja besser«, wandte Leah ein. »Oder vielleicht gibt es da draußen irgendwas, das die Weiterentwicklung verhindert. Du weißt schon, wie das Wechselwirkungsprinzip in der Physik, da heißt es doch, dass jede Aktion eine gleich große Gegenreaktion erzeugt.«

»Für Physik hatte ich nie viel Zeit«, erwiderte Haven.

»Schade eigentlich. Die liefert einem nämlich ziemlich viele Erklärungen, weißt du? Aber im Moment hab ich leider selbst nicht viel Zeit dafür, wie's aussieht.«

»Nein? Warum nicht?«

Jetzt war es Leah, die einen Seufzer ausstieß. »Diese Visionen, die ich hab – die werden langsam so schlimm, dass ich gar nicht mehr klar denken kann.«

»Siehst du immer noch diesen Mann in dem Garten?« Haven blickte von der Veranda über das Grundstück, das die Villa umgab, und versuchte sich vorzustellen, wie schön der kleine Park im Frühling sein würde, wenn der letzte Schnee

geschmolzen war. In Manhattan gab es Hunderte von versteckten Gärten. Jeder einzelne davon könnte der sein, den Leah suchte.

»Ja«, sagte Leah. »Es ist, als wollte er nicht mehr länger warten. Er will, dass ich komme. Ich hab noch nie so einen Druck gespürt. Fühlt sich an, als würde bald irgendwas Großes passieren. Ich wäre schon längst in New York, wenn ich wüsste, wo ich nach dem Typen suchen soll. Dir ist wahrscheinlich auch nichts eingefallen, oder?«

»Nein«, gab Haven zu. In der Ferne heulte eine Feuerwehirsirene. »Kannst du mir nicht noch ein paar Hinweise geben? Hörst du vielleicht irgendwas in deinen Visionen? Oder riechst du was?«

»Jetzt, wo du es sagst – ja, es stinkt sogar ziemlich. Nach Verwesung. Wie damals, als meinem Onkel Earl mal ein Opossum in den Autovergaser gekrochen und da gestorben ist.«

»So riecht es in New York den ganzen Sommer über«, meinte Haven. »Was ist mit Geräuschen? Hörst du irgendwas in deinen Visionen? Kirchenglocken vielleicht, oder einen Eiswagen?«

»Nein«, antwortete Leah nach einer langen Pause. »Ich höre gar nichts.«

»Bist du sicher? Noch nicht mal Sirenen oder Hupen oder Verkehrslärm?«

»Nö«, sagte Leah. »Nichts. Es ist vollkommen still.« Haven hörte Leahs Hand in einer Tüte rascheln, dann ging das Knuspern wieder los.

»Tja, dann kann ich dir leider nicht helfen«, sagte Haven, deren Magen zu knurren begann. »Ich kann gerade selber schlecht nachdenken. Ich hab den ganzen Tag kaum was gegessen.«

»Warum das denn?«

»Ist 'ne lange Geschichte«, antwortete Haven. »Sagen wir einfach, ich will verschiedenen Versuchungen widerstehen.«

»Indem du dich zu Tode hungerst?« Leah schnaubte. »Ein Hamburger wird dich schon nicht in Schwierigkeiten bringen, Haven. Geh und iss was. Halb verhungert rettest du bestimmt niemanden.«

»Guter Einwand«, sagte Haven.

»Das sind meine Einwände immer. Und, Haven?«

»Ja.«

»Mach dir nicht zu viele Gedanken über Versuchungen. Glaub an dich, dann wirst du schon das Richtige tun. Was auch immer das sein mag.«

Haven musste rennen, um den letzten Wagen der Bahn zu erreichen. Auf den Sitzen drängten sich erschöpfte Leute, die auf dem Weg von der Arbeit nach Hause waren. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Tür des Führerhauses und sah zu, wie der U-Bahn-Tunnel an den Fenstern vorbeirauschte. Selbst auf den einsamsten Abschnitten konnte sie Zeichen dafür erkennen, dass die Tunnel nicht ganz unbewohnt waren. Ein schäbiges Sofa. Ein vollgestopfter Koffer. Ein Kinderwagen. Am Rand der Gleise lebten tatsächlich Menschen – Menschen, die sich durch die Dunkelheit tasteten.

Haven hatte das Gefühl, genauso blind zu sein. Ihre Vision hatte ihr nur eine einzige Szene aus ihrer Vergangenheit gezeigt. Beatrice war nicht Adams Gefangene gewesen. Sondern seine Verlobte. Aber diese Enthüllung war so viel wert wie ein Streichholz in einer mondlosen Nacht. Wie oft hatte Haven sich aus freien Stücken für Adam entschieden? Wusste Iain davon? Sosehr sie die Antworten auch fürchtete, sie wusste, dass sie ihn danach würde fragen müssen.

Als die U-Bahn an der Station Zweiundsiebzigste Straße und Central Park West hielt, stieg Haven aus. Während die Schnellzüge durch den Bahnhof rasten, setzte sie sich auf eine Bank und wartete darauf, dass der Bahnsteig sich leerte. Chandra mochte die Grauen zwar am Vormittag abgeschüttelt haben, aber es bestand immer noch die Gefahr, dass sie ihre Fährte inzwischen wieder aufgenommen hatten. Als niemand außer ihr zurückblieb, stürmte Haven die Treppen hinauf. Sie duckte sich zwischen den Autos hindurch, die an einer Ampel auf der Avenue hielten, und gelangte schließlich an die Mauer, die den Central Park umgab. Dort, ein Stück von Frances Whitmans Apartmenthaus entfernt, blieb sie abermals stehen und vergewisserte sich, dass niemand sie beobachtete. Sie hätte das Risiko, die Grauen zu Iain zu führen, nicht eingehen dürfen, aber mittlerweile hatte sie schon ein Dutzend Mal erfolglos versucht, ihn zu erreichen, und der Drang, seine Stimme zu hören, war zu stark geworden, als dass sie ihn hätte ignorieren können.

Ihre Augen suchten gerade die Straße nach verdächtigen Limousinen ab, als sie einen jungen Mann aus dem Eingang der Andorra Apartments kommen und in Richtung Innenstadt gehen sah. Iains Gesicht war unter einer Yankees-Kappe verborgen, aber Haven erkannte ihn sofort am Gang. Zum Überqueren der Straße war der Verkehr zu dicht. Mit Rufen hätte sie nur unnötig die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen. Also folgte sie Iain auf der anderen Straßenseite, bis er um eine Ecke verschwand. Als die Ampel endlich Rot wurde, eilte sie über die Straße, um ihn einzuholen. Doch auf der anderen Straßenseite angekommen, hatte sie seine Spur verloren. Im Laufschrift eilte sie ein Stück nach Westen und hielt nach Iains schwarzem Mantel und der Kappe Ausschau. Schließlich entdeckte sie ihn an einer Ecke der Amsterdam Avenue, wo er soeben in einer heruntergekommenen Bar mit einem Neonschild über der Tür verschwand.

Sie hätte genug Zeit gehabt, nach ihm zu rufen, aber sie tat es nicht. Stattdessen schlich sie den Bürgersteig hinunter und versteckte sich hinter einem Baum in der Nähe des Eingangs der Bar. Warum zog Iain los und genehmigte sich einen Drink, während sie sich den Allerwertesten aufriss, um Beau zu finden? Und mit wem zum Teufel wollte er sich dort treffen? Sie spähte durch die schmutzigen Scheiben und erblickte einen kleinen, schäbigen Raum mit einem Billardtisch am einen Ende. Auf der rechten Seite befanden sich drei Sitznischen. Auf der anderen eine lange Theke aus Eichenholz. Dort begrüßte Iain gerade ein Mädchen, das offenbar auf ihn gewartet hatte. Mia Michalski. Haven drehte sich der Magen um, als sie sah, wie Iain ihr einen Kuss auf die Wange gab.

Sie sah nur einen Moment hin, jedoch lange genug, um zu erkennen, dass Mia zu jung war, um sich in Bars herumzutreiben – und genauso gut aussehend, wie Alex Harbridge sie beschrieben hatte. Haven fragte sich, warum eine so hübsche Frau sich dazu entschieden hatte, den größten Teil ihrer Arbeit über das Internet zu erledigen. Sie brauchte doch sicher nur mit den Wimpern zu klimpern oder ihre blonde Mähne über die Schulter zu werfen, und schon hätte ihr so gut wie jeder Mann auf dieser Erde seine Geheimnisse anvertraut.

Haven verschwand wieder hinter dem Baum und lehnte den Kopf an den Stamm. Wieder hatte sie eine Gelegenheit verpasst, mit Iain zu reden. Wenn sie jetzt in die Bar ging, würde er wissen, dass sie ihm heimlich gefolgt war. Und wie sollte sie ihm das erklären, wenn sie es noch nicht einmal selbst so recht ver-

stand? Was war nur los mit ihr? Warum hatte sie nicht nach Iain gerufen, als sie die Chance dazu gehabt hatte?

Du bist nicht, wer du zu sein glaubst, hatten die Horae sie gewarnt. Virginia Morrow hatte dasselbe behauptet. Haven dachte an die selbstsüchtige, verwöhnte Beatrice, die sich nur für Materielles interessierte und Adam Rosier heiraten wollte. War dieses schreckliche Mädchen noch immer ein Teil von ihr? War es die Beatrice in ihr, die so fasziniert von Alex Harbridge gewesen war, dass sie ihren Termin mit den Horae vergessen hatte? War sie der Grund, dass Haven hinter Iains Rücken versucht hatte, ein Vermögen zu retten, das eigentlich gar nicht ihres war? War sie der Grund, dass Haven gerade dem Menschen hinterherspionierte, den sie über alles liebte – dem Menschen, der alles riskierte, um ihr zu helfen?

Glaub an dich, dann wirst du schon das Richtige tun. Diesmal hörte Haven Leahs Worte in ihrem Kopf. Und Leah Frizzell log nie. Sie schmückte niemals die Wahrheit aus oder schwächte ihre Worte ab, um jemandes Gefühle zu schützen. Wenn Leah überzeugt war, dass sie das Richtige tun würde, dann wusste Haven, dass sie dieses Rätsel würde lösen können. Und so trat Haven aus ihrem Versteck hervor, ohne noch einen Blick auf die Bar zu werfen, und folgte ihrem Herzen die Amsterdam Avenue hinunter.

In einem Minisupermarkt kaufte sie sich ein kleines Spiralnotizbuch, um Iain eine Nachricht zu hinterlassen – Entschuldigung, Dankes- und Liebesbrief in einem. Aber sie fand einfach nicht die richtigen Worte für all das, was sie sagen wollte. Und so verbrachte Haven die nächsten zwei Stunden in einem Café und zeichnete Szenen ihrer glücklichsten Erinnerungen. Das kleine weiße Haus in den Washington Mews. Eden Falls. Der Kellerraum im Apollo Theater. Den Balkon ihrer Wohnung an der Piazza Navona. Die verschachtelten Straßen von Rom. Auf die allerletzte Seite des Notizbuchs schrieb Haven *Du fehlst mir*.

Der Portier der Andorra Apartments nahm das Notizbuch entgegen und steckte es in einen Umschlag, auf den er *Gast von Frances Whitman* schrieb. Nachdem ihr Vorhaben erledigt war, trat Haven wieder nach draußen auf die Straße, winkte ein Taxi heran und nannte dem Fahrer die Adresse des Gramercy Gardens. Als sie dort ankam, wollte Haven sich sofort auf den Weg in ihr Zimmer machen. Sie hatte beschlossen, dass es vor allem wichtig war, sich keinen Ärger einzuhandeln. Sie hatte die Lobby gerade halb durchquert, da hörte sie jemanden ihren Namen rufen.

»Entschuldigen Sie! Miss Moore!« Eine Frau in einem schicken schwarzen Anzug kam auf sie zugeeilt.

Nicht schon wieder, dachte Haven und blieb widerstrebend stehen. Sie erkannte die Frau, es war die Hoteldirektorin, die sie beim Einchecken begrüßt hatte, und Haven hoffte, dass sie nicht schon wieder aufgefordert werden würde, ihre Koffer zu packen. Dann aber fiel ihr ein, dass ja die Ouroboros-Gesellschaft die Rechnung bezahlte. Vermutlich hätte sie von der Direktorin verlangen können, sich bis auf die Unterwäsche auszuziehen und dabei die Nationalhymne zu schmettern, und die Dame hätte bereitwillig Folge geleistet.

»So ein Glück, dass ich Sie noch erwischt habe!« Die Direktorin war außer Atem, bemühte sich aber trotzdem um ein strahlendes Lächeln.

»Gibt es ein Problem?«, fragte Haven.

»Ein Problem? Oh nein, überhaupt nicht, Miss Moore! Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass Sie heute Nachmittag eine Lieferung erhalten haben. Ich hoffe, es ist Ihnen recht, dass ich es Ihnen direkt auf Ihr Zimmer habe bringen lassen.«

»Das ist in Ordnung«, antwortete Haven. Was auch immer Adam ihr geschickt hatte, würde direkt in den Müll wandern.

»Es war eine eher ungewöhnliche Lieferung«, sagte die Direktorin.

»Ich bin sicher, dass alles in Ordnung ist«, versicherte Haven ihr nochmals.

Vor ihrem Zimmer angekommen, öffnete Haven die Tür und blieb wie angewurzelt stehen. Vor dem Fenster stand eine Gestalt.

»Iain?« Ihr Kopf sagte ihr zwar, dass er es unmöglich sein konnte, aber ihr Herz wollte einfach nicht aufhören, vor Hoffnung zu tanzen. Als sie das Licht anknipste, schnappte sie nach Luft. Die Gestalt war eine Schneiderpuppe. Stoffrollen in jeder nur vorstellbaren Grün-Nuance lehnten an den Wänden. Auf dem Schreibtisch stand eine nagelneue Hightech-Nähmaschine und auf dem Tisch am Fenster ein Geschenkkorb von der Größe einer Mülltonne mit rosa glasierten Cupcakes und einer Flasche Champagner darin. Neben dem Korb lag ein Umschlag.

Ich hab sämtliche grünen Stoffe liefern lassen, die sie im Laden hatten. Ruf mich an, wenn du fertig bist. Aber nur kein Stress! ;-)

xx Alex

KAPITEL 21

Haven setzte sich an die Nähmaschine und fühlte den Stoff durch ihre Finger gleiten, während sie ihn unter der Nadel herschob. Sie hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, ein Schnittmuster zu erstellen. Es war nicht das Kleid, das sie mit Alex vereinbart hatte, aber sie wusste, dass es genau das Kleid werden würde, das Alex brauchte. Sie nähte es aus dem Gedächtnis, und zum ersten Mal, seit sie heute Iain gefolgt war, hatte sie wieder einen klaren Kopf. Ihr Handy lag in greifbarer Nähe, für den Fall, dass er anrufen würde, aber sie wusste, dass Iain seinen Plan verfolgte. Es konnte gut sein, dass eine ganze Woche vergehen würde, bevor sie wieder von ihm hörte. Haven blieb nichts anderes übrig, als zu warten – darauf, dass sie endlich die richtige Vision hatte. Darauf, dass irgendjemand Beau rettete. Darauf, dass Iain Padma Singh fand. Aber währenddessen würde sie arbeiten. Je mehr Zeit sie allein in ihrem Zimmer verbrachte, desto weniger wahrscheinlich war es, dass sie alles vermasselte.

Sie schnitt und maß und nähte die ganze Nacht hindurch und machte nur gegen drei Uhr morgens eine kurze Pause, um einen Cupcake aus Alex' Korb zu verschlingen und ihn mit einem Glas Champagner hinunterzuspülen. Das Papierförmchen des Cupcakes ließ sie zu den Stofffetzen und ausgemusterten Reißverschlüssen auf den Boden fallen. Vier Stunden später brach sie über einem Haufen Stoffresten zusammen und schlief tief und fest ein. Das Zimmer war ein einziges Chaos, doch die Schneiderpuppe in der Mitte trug eins der schönsten Kleider, die Haven je genäht hatte. Allerdings hätte sie sofort zugegeben, dass es nicht ihr eigener Entwurf war.

Beau erschien in ihren Träumen. Sie saß am Tisch in der Küche seines Vaters und aß eine Schüssel Froot Loops. Beau kam herein und ließ eine Barbie in einem hautengen grünen Kleid auf den Tisch plumpsen.

»Wer soll das denn sein? Schlampen-Barbie?«, fragte Haven und kleckerte dabei Milch auf ihr Oberteil.

»Musst du immer so vulgär sein? Das ist Alex Harbridge«, erklärte Beau. »Ich hab sie vom Joch ihres schlechten Modegeschmacks befreit.«

»Das würde Alex Harbridge nie im Leben anziehen.«

»Wenn *ich* es für sie schneiden würde, schon«, erwiderte Beau. »Es ist perfekt für ein Mädchen, das ein bisschen was auf den Rippen hat. Barbie kann da natürlich nicht ganz mithalten, aber was Besseres hatte ich nicht.«

»Ich sage ja nicht, dass es nicht gut aussieht. Ich sage nur, dass Alex Harbridge es nie anziehen würde. Sie hat ganz offensichtlich Komplexe wegen ihrer Figur. Du findest sie vielleicht heiß, aber die meisten Mädchen haben nun mal keinen Schimmer, wie sie wirklich aussehen. Wenn wir in den Spiegel gucken, sehen wir was völlig anderes.«

»Und genau darum sollte jedes Mädchen einen schwulen besten Freund haben, der ihr mal die Augen öffnet.«

Haven schreckte aus dem Schlaf hoch, als sie einen Schrei hörte. Tageslicht fiel durch die Fenster herein, und in der Tür stand eine Frau mit einem Staubsauger. Erst dachte Haven, das Zimmermädchen hätte sich vor dem Durcheinander erschreckt. Dann aber wurde ihr klar, dass sie auf dem Boden eines Zimmers lag, das aussah wie der Schauplatz eines brutalen Verbrechens.

»Schon okay! Ich bin nicht tot!«, rief Haven, gerade als die Frau bewusstlos im Flur zusammenbrach.

Alex Harbridge nahm ihre Sonnenbrille ab und begann an einem der Bügel zu kauen. »Ich hatte eigentlich damit gerechnet, erst in ein paar Tagen von dir zu hören. Du hast das in einer *einzigsten* Nacht gemacht?«, fragte sie skeptisch. »Das ganze Kleid?«

»Willst du die Schwielen an meinen Fingern sehen?«, entgegnete Haven.

»Das ist aber nicht das Kleid, auf das wir uns geeinigt hatten.« Alex ging zu der Puppe und drehte sie langsam im Kreis. Die Enttäuschung stand ihr ins Gesicht geschrieben. »Ein bisschen freizügig, oder?«

»Du bist neunzehn Jahre alt. Du musst absolut nichts verstecken. Ich weiß, dass das Kleid an der Puppe nicht sonderlich viel hermacht, aber es wurde von jemandem entworfen, der seit sechs Jahren davon träumt, etwas für dich zu schneiden.«

»Du träumst davon, mir was zu schneiden, seit wir beide in der achten Klasse waren?«

»Nein, nicht ich«, gab Haven zu, während sie der Puppe vorsichtig das Kleid auszog. »Ein guter Freund hatte die Idee, ich habe mir seinen Entwurf nur aus-geborgt. Er war immer der Meinung, dass du deine Kurven mehr in Szene setzen musst – anstatt sie zu verstecken. Willst du es nicht wenigstens mal anprobieren?«

»Mmh«, machte Alex mit einem gezwungenen Lächeln. Dann holte sie tief Luft. »Ach, warum eigentlich nicht?«

Haven überreichte ihr das Kleid, und Alex ging damit ins Badezimmer und schloss die Tür hinter sich ab. Die Tür blieb volle zehn Minuten verschlossen, bevor Haven den Mut aufbrachte, zaghaft zu klopfen.

Eins von Alex' Augen erschien im Türspalt. »Wie hast du das gemacht?«

»Was?«

Alex öffnete die Tür. Das Kleid versteckte nichts, und es hätte nicht vorteilhafter sein können. Ohne dass ihre Rundungen gequetscht und wie in eine Zwangsjacke gepfercht waren, sah Alex umwerfend aus, wie eine Göttin oder eine Gestalt aus einer Sagenwelt. »Wie hast du es geschafft, dass ich so aussehe? Ich hab Hunderttausende Dollar für Ärzte und Trainer ausgegeben, und du löst all meine Probleme mit einem einzigen Kleid.«

»Es ist nicht das Kleid«, widersprach Haven. »Das bist du.«

»Nein, nie im Leben. Ich hab schon Millionen von Kleidern angehabt und in keinem einzigen hab ich jemals so gut ausgesehen.«

»Na ja, freut mich, dass es dir gefällt«, sagte Haven, deren Laune so gut war wie seit Tagen nicht mehr.

»*Gefällt?* Das ist noch untertrieben. Sobald ich das Kleid wieder ausgezogen habe, gehen wir erst mal das Ende meines Lebens auf Diät feiern. Ich bin mit einem Freund in der Stadt verabredet, zum Lunch bei Amrita. Hast du nicht Lust mitzukommen? Du wirst ihn lieben – er ist einfach *toll*.«

»Ich sollte mich wahrscheinlich lieber ein bisschen aufs Ohr legen. Ich hab letzte Nacht nicht viel geschlafen.«

»Soll das ein Witz sein? Wenn du müde bist, trink Kaffee! Du solltest vor der Oscar-Nacht so oft aus dem Haus gehen, wie du nur kannst. Danach wirst du nämlich ziemlich beschäftigt sein – und ziemlich berühmt.«

Selbst ein Mädchen aus Snope City, Tennessee, wie Haven wusste, dass man in einen Laden wie Amrita nicht einfach hineinspazierte und gleich sein Essen vorgesetzt bekam. An Samstagvormittagen platzte die zum Restaurant gehörige Bar jedes Mal aus allen Nähten. Sie war voller Leute, die über eine Stunde Wartezeit in Kauf nahmen, um dort brunchen zu können. Nicht das Essen übte eine solche Anziehungskraft auf die Leute aus, sondern die Chance, bei den Reichen, Schönen und Berühmten zu sitzen und eine Weile so tun zu können, als gehörte man dazu. Als Alex auf den Oberkellner zustolzierte, teilte sich die Menge unter aufgeregtem Gemurmel. Haven blieb ein Stück hinter ihr und wünschte, Beau könnte dieses Spektakel miterleben.

»Miss Harbridge«, rief der Mann. »Welch ein Vergnügen, Sie zu sehen. Hier entlang, bitte. Ihre Begleitung ist schon eingetroffen.«

Auf der anderen Seite der Bar befanden sich etwa zwei Dutzend Tische mit schlichten weißen Decken. An den weißen Wänden hingen Schwarz-Weiß-Fotografien antiker Ruinen. Das Restaurant selbst sah aus wie jedes andere, wären da nicht die Gäste gewesen. Jedes Gesicht kam Haven bekannt vor, auch wenn sie sich nicht an alle Namen erinnerte. Doch sie sah auf den ersten Blick, worin sie sich von den Leuten, die in der Bar warteten, unterschieden. Keiner von ihnen hob auch nur den Blick, als Alex Harbridge vorbeilief, und niemand musste irgendwem beweisen, dass er dazugehörte. Es war, als wäre Haven zufällig in ein geheimes Treffen der Crème de la crème geraten.

Ein junger Mann mit rotblondem Haar fiel ihr auf, da er Alex wie wild zuwinkte und am besten Tisch des Hauses saß. Er war schlank und makellos gepflegt und trug ein Hemd, das seine trainierte Brust zur Geltung brachte. Haven kannte Calum Daniels' Gesicht aus einer erfolgreichen Teenie-Serie, von der sie nicht mehr als eine oder zwei Folgen gesehen hatte. Er spielte den intriganten Sohn eines Milliardärs, der nach und nach jede einzelne Figur der Serie verführte. Es ging das Gerücht, dass Calum für die Rolle nicht viel schauspielern musste.

Der junge Mann neben Calum lächelte, aber er winkte nicht. Er war dunkler, kräftiger und sah sogar noch besser aus als sein Freund. Er konnte nicht älter als achtzehn oder neunzehn sein, aber Haven spürte, dass sich hinter seinem jugendlichen Aussehen ein nachdenklicher Geist verbarg.

»Calum!«, rief Alex. »Ich wusste gar nicht, dass du auch kommst. Hast du dich mal wieder selbst eingeladen?«

»Freut mich auch, dich zu sehen, Süße!«, begrüßte der erste Junge die Schauspielerin. Als sie sich umarmten, zwinkerte er Haven über Alex' Schulter zu. »Und wer ist das reizende Geschöpf, das du da mitgebracht hast?«

»Haven Moore, das hier ist Calum Daniels. Und der große, schweigsame Typ da ist Owen Bell.«

»Hallo«, sagte Haven.

»Mein Gott! Guck dir diese Haare an! So was hab ich ja noch nie gesehen«, schwärmte Calum. Haven war immer davon ausgegangen, dass Calum Daniels schwul war, doch als seine Finger jetzt durch ihr Haar fuhren und sein Blick über ihren gesamten Körper glitt, beschloss sie, dass omnisexuell es wohl am besten traf. »Wo hast du denn diese kleine Göttin aufgetrieben, Alex?«

»Lass sie sich doch erst mal setzen«, meldete sich Owen zu Wort. »Du bringst sie ja total in Verlegenheit.«

»Du bringst sie ja total in Verlegenheit.«, äffte Calum ihn nach, und die Imitation seines Baritons war perfekt.

»Komm schon, Calum«, sagte nun auch Alex. »Sie ist noch nicht so gegen dein Gelaber abgehärtet wie wir.«

»Ach was. Bei *den* Haaren muss sie zumindest dran gewöhnt sein, dass die Leute sie anstarren«, gab Calum zurück, zog aber gleichzeitig einen Stuhl für Haven unter dem Tisch hervor, sodass sie Platz nehmen konnte. »So, jetzt aber raus damit, woher kennt ihr zwei euch?«

»Haven hat mir gerade ein Kleid für die Oscars geschneidert. Es ist so unglaublich, dass ich gar nicht weiß, wie ich es beschreiben soll.«

»Ein Kleid für die Oscars?«, fragte Calum. »Ich dachte, du wolltest dieses Jahr Chanel tragen. Ich hab drei Stunden meines Lebens dafür geopfert, dir beim Kleideranprobieren zuzugucken!«

»Ich hab's mir anders überlegt. Und wenn du Havens Kleid erst mal gesehen hast, weißt du auch, warum.«

»Tja, dann hoffe ich mal, dass du ihr auch ordentlich Punkte dafür berechnest, Haven«, sagte Calum. »Lass dich von Alex nicht billig abfertigen, nur weil du Anfängerin bist.«

»Nur damit du es weißt, ich zahle in Dollar«, korrigierte ihn Alex. »Nicht, dass dich das irgendwas angehen würde.«

»In Dollar?« Calum blickte sie verwirrt an. »Wieso *das* denn?« Es war, als hätte Haven darum gebeten, mit Kuhmist bezahlt zu werden.

»Wahrscheinlich ist Haven kein Mitglied der OG«, vermutete Owen.

»Was, *echt*?« Calum rümpfte die Nase, während er sorgfältig die Serviette auf seinem Schoß ausbreitete. »Wie überaus schade.«

»Sie ist zwar nicht in der OG, aber sie ist trotzdem eine von uns«, erklärte Alex schnell. »Wie sollte ein Mädchen in ihrem Alter sonst so was zustande bringen?«

Calum zuckte mit den Schultern. »Es gibt nichts, was es nicht gibt.«

»Außerdem ist sie mit Adam befreundet.«

»*Gut* befreundet?«, fragte Calum, dessen Interesse ganz plötzlich zurückgekehrt war. »Du bist doch nicht etwa die neue Frau an seiner Seite, oder? Wo lernt man als Frau eigentlich so jemanden wie Adam kennen?«

»Das ist 'ne lange Geschichte«, erwiderte Haven.

»Wunderbar. Ich hab jede Menge Zeit«, sagte Calum.

»Lass sie in Ruhe«, warnte Owen ihn.

»Von mir aus. Aber wenn du eine von uns bist und dann auch noch mit Adam befreundet, wieso bist du dann kein Mitglied?«

»Keine Ahnung.« Haven hoffte, dass Calum sich bald einem anderen Thema zuwenden würde, obwohl es schon ziemlich schmeichelhaft war, dass sich jemand so Berühmtes derart für sie interessierte. Sie war sich ziemlich sicher, dass er seine Zeit nicht an jedermann verschwendete.

»Gib's auf«, sagte Alex zu Calum. »Ich hab auch schon versucht, es aus ihr rauszukriegen. Ich hab ihr angeboten, sie ein paar von unseren berühmten Kollegen vorzustellen. Aber die Einzige, nach der sie gefragt hat, war Mia Michalski.«

Haven zog eine verschämte Grimasse.

»Bitte *wer*?«, fragte Calum.

»*Genau*«, sagte Alex.

»Ach, komm schon, Haven«, stöhnte Calum. »Du musst auch Mitglied werden! *Alle* coolen Leute sind in der OG. Warte, ich kann's dir sogar beweisen.« Er wandte sich an seine Freunde. »Wie wär's mit einer Runde ›Ich seh' 'ne Schlange, die du nicht siehst‹?«

»Ich hab Hunger«, nörgelte Alex. »Können wir nicht einfach was zu essen bestellen?«

»Ich versuche hier gerade, was zu erreichen, Süße! Okay, ich sehe jemanden. Haven, dreh dich bitte gleich mal um und guck dir den furchtbar businessmäßig aussehenden Herrn zwei Tische hinter dir an. Und achte dabei auf seine Manschettenknöpfe.«

Haven wandte langsam den Kopf und spähte über ihre Schulter. Ein eleganter Herr unterzeichnete gerade seine Rechnung. Sie erhaschte einen kurzen Blick auf einen seiner Manschettenknöpfe, bevor er wieder unter dem Ärmel seines Jacketts verschwand. Es war eine Platinschlange, die sich in den eigenen Schwanz biss.

»Hast du's gesehen?«, fragte Calum, und Haven nickte stumm. »Der Typ ist der Leiter der größten Bank von New York. Und weißt du, was das Witzigste ist? Es heißt, er hat seit vierzig Jahren kein Geld mehr angerührt. Er tätigt seine Geschäfte nur noch in OG-Punkten. Die Frau neben ihm ist auch ein Mitglied. Die steckt hinter diesen schrecklichen Promi-Porträts, die man immer in den Zeitschriften lesen kann. Ich weiß aus verlässlicher Quelle, dass sie ihr Schlangentattoo an einer Körperstelle hat, die nie mit der Sonne in Berührung kommen dürfte. Oho!«, unterbrach er sich selbst. »Da ist noch einer. Rechts von dir, an der Wand. Guck dir mal seine Krawattennadel an.«

Haven warf einen verstohlenen Blick auf den Gast und dreht sich dann blitzschnell wieder um. »Das ist doch der *Bürgermeister*«, flüsterte sie.

»Richtig«, bestätigte Calum und nickte dem Mann zu.

»Warum tragen die denn alle irgendwo eine Schlange? Ich dachte, die Mitgliedschaft in der Gesellschaft sollte geheim gehalten werden.«

»Wird sie ja auch. Keiner außer uns kennt die Bedeutung der Schlange. Und dir. Außerdem muss der Bürgermeister gerade ein bisschen die Werbetrommel rühren. Es heißt, er hätte während der letzten Wahl fast alle seine Punkte aufgebraucht. Hat einer von euch vielleicht einen Wunsch? Also ich wüsste da schon was. Bei mir nebenan ist eine Bar, und die Gäste dort randalieren in letzter Zeit immer dann, wenn ich meinen Schönheitsschlaf halten will. Und dieser widerliche Zigarettensqualm ist Gift für meinen Teint. Vielleicht frage ich ihn mal, ob er nicht dafür sorgen kann, dass der Laden geschlossen wird.«

»Du bist doch nur sauer, weil der Türsteher letzte Woche deinen Ausweis sehen wollte«, meinte Owen. »Lass den anderen doch ihren Spaß. Bald bist du auch einundzwanzig.«

»Bist du irre? Ich warte doch nicht noch zwei Jahre! Außerdem wär ich blöd, wenn ich die Bar schließen ließe. Schließlich ist sie mein bester Frischfleischlieferant. Ich Sorge einfach dafür, dass dieser Türsteher fliegt. Der Besitzer ist doch auf mich angewiesen, um das In-Niveau des Ladens zu halten. Aber weißt du, worauf ich hinauswollte, Haven? Haven?«

»Tut mir leid. Kleinen Moment, ja?« Ihr Handy klingelte. Sie hatte es gerade aus ihrer Tasche gefischt, da schnappte Calum es ihr aus der Hand.

»Oh nein.« Er schaltete das Telefon aus und ließ es zurück in ihre Tasche fallen. »Nicht am Esstisch, meine Liebe. *Also*, was ich damit sagen wollte, ist, dass allein die Mitglieder in diesem Raum dir alles geben könnten, was dein kleines Herz begehrt. Und bei einem so hübschen Kind wie dir – tja, wer weiß? Vielleicht gäb's sogar noch ein bisschen was gratis!«

»Ich brauche keine Hilfe«, zischte Haven, die ziemlich sauer über Calums Benimmlektion war. Sie hatte noch nicht mal die Nummer erkennen können. Aber es musste Iain gewesen sein, und sie wollte so gerne mit ihm sprechen. »Ich verlasse mich lieber auf mein Talent und harte Arbeit.«

»Wie süß«, sagte Calum. »Aber für eine Ewige bist du echt ganz schön naiv. In New York bringt es keiner zu was ohne ein bisschen Unterstützung. Da kannst du so schöne Kleider schneiden, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat – du kriegst kein Bein auf die Erde, solange dich nicht irgendwer weiterempfiehlt. Oder dir einen Kredit gibt, um einen Laden zu eröffnen. Oder die großen Kaufhausketten davon überzeugt, dein Label zu vertreiben. Oder dich in die *Vogue* bringt. Alleine schaffst du das nicht, Süße. Entweder nimmst du die Hilfe deiner Freunde an oder du kannst gleich wieder in der Versenkung verschwinden. So einfach ist das.«

»Calum«, versuchte Owen, ihn zu stoppen. »Das reicht jetzt. Wir wissen beide, dass es genug Leute gibt, die auch ohne die Hilfe der OG erfolgreich geworden sind.«

»Kann sein«, sagte Calum. »Aber wenn sie das Glück haben, noch mal zurückzukommen, werden sie das nächste Mal garantiert Mitglied. Wer wäre denn auch so blöd, eine Einladung abzulehnen?«

»Ich vielleicht«, wagte sich Haven vor. »Ich hab ein paar Sachen über die OG gehört, die nicht besonders einladend klangen.«

»Was denn zum Beispiel?« Diesmal war es Owen, der die Frage gestellt hatte. Er schien so aufrichtig interessiert, dass Haven sich nicht gewundert hätte, wenn er im nächsten Moment Zettel und Stift aus der Tasche geholt und sich Notizen gemacht hätte.

»Ich hab erfahren, wozu manche Mitglieder gezwungen werden, um ihre Konten im Plus zu halten.«

»Oh Gott. Du hast echt den richtig fiesen Kram gehört, was? Aber das war früher, als Padma Singh den Laden noch geleitet hat«, sagte Alex. »Die war wirklich eine furchtbare Präsidentin.«

»'ne ziemliche Niete«, stimmte Calum zu. »Aber du musst zugeben ...«

»Was?«, fragte Alex.

»... dass das Ganze damals wesentlich aufregender war. Ein bisschen wie in den wilden Zwanzigern oder der Weimarer Republik. Man wusste, dass jederzeit eine Katastrophe losbrechen könnte, aber gleichzeitig hatte man einen Heiden Spaß, während man darauf wartete, dass das Schiff unterging.«

»Dann scheint dein Gedächtnis aber echt mies zu sein.« Alex schüttelte den Kopf. »Du trauerst doch bloß der Zeit nach, als du noch Adams Liebling warst.« Zum ersten Mal hatte Calum keine Retourkutsche parat. Aber der schockierte Ausdruck in seinem Gesicht schien nur Haven aufzufallen. Was war passiert, dass er bei Adam in Ungnade gefallen war?

»Kannst du Padma auch?«, wandte Haven sich an Owen, um das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken.

»Nein, das Vergnügen ist mir erspart geblieben. Ich bin erst letztes Jahr dazugestoßen«, erwiderte Owen.

»Owen ist sozusagen Teil des Neuanfangs«, erklärte Calum, der sich schnell wieder erholt hatte. »Er gehört zu den Leuten, die den Laden hier wieder auf Vordermann bringen.«

»Ich tue, was ich kann«, entgegnete Owen, verlegen über die unerwartete Aufmerksamkeit.

»Oh ja, und das machst du verdammt gut«, sagte Calum und leckte sich über die Lippen.

»Okay, Calum«, mischte sich Alex ein, die die Augen verdrehte. »Kriech Owen ruhig in den Arsch, das wird dir nichts bringen. Doch reden wir lieber über was anderes. Ich hab dich ewig nicht gesehen. Darf man davon ausgehen, dass sich gerade irgendwo ein armer Junge von deinen Zuwendungen erholt?«

»Du bist ein fieses kleines Miststück mit einer echt kranken Fantasie«, entgegnete Calum. »Und nur zu deiner Information: Ich hab an meiner *Schauspielkunst* gearbeitet. Ich hab nämlich Aussicht auf eine ziemlich coole Rolle. Die Entscheidung könnte jeden Tag fallen.«

»Und davon hast du deiner besten Freundin kein Wort erzählt?«, fragte Alex und klimperte mit den Wimpern.

»Damit du es gleich dem *Us*-Magazin weitertratschst? Nein, danke, Miss Harbridge. Du kannst es gefälligst zusammen mit dem Rest der Welt erfahren. So.« Er griff nach Havens Hand und lehnte sich dicht zu ihr herüber. »Und jetzt will ich alles erfahren, was es über die zauberhafte Haven Moore zu wissen gibt.«

Um drei Uhr waren die Teller schließlich abgeräumt, die Rechnung bezahlt und der gut aussehende junge Kellner mit einem großzügigen Trinkgeld versorgt. Haven konnte nicht fassen, dass sie so lange geblieben war. Und – obwohl sie es sich nicht gern eingestand – sie hatte sich sogar tatsächlich ein bisschen amüsiert. Alex und Calum dabei zuzuhören, wie sie sich zankten wie ein ungezogenes Geschwisterpaar, hatte sie von ihren Sorgen abgelenkt. Am meisten jedoch war sie von Owen Bell beeindruckt. Er hatte die ganze Zeit nicht mehr als zwei Dutzend Sätze gesagt, aber wenn er den Mund aufmachte, saß jedes einzelne Wort. Sie wusste jetzt, dass Iain recht hatte. Nicht jedes Mitglied der OG war von Anfang an ein schlechter Mensch. Bei Alex machte sie sich keine großen Hoffnungen – und erst recht nicht bei Calum –, aber sie betete, dass es wenigstens für Owens Seele noch Rettung gab.

»Da ist sie!«, schrie ein Mann, als die Gruppe das Restaurant verließ. Geblendet vom Blitzlicht der Kameras, blinzelte Haven.

»Alex!«, rief ein Mann mit leichtem Bartschatten und Bierbauch. »Lächle mal für mich, meine Schöne!«

»Siehst super aus, Alex!«, schrie ein anderer Mann. »Hast 'n bisschen abgenommen, was?«

»Irgendwer hat bei den Paparazzi gepetzt«, schimpfte Alex, der es gelang, ernsthaft genervt zu klingen und gleichzeitig einen Handkuss in die Kamera zu werfen. »Das warst ja wohl nicht schon wieder du, oder?«, fragte sie Calum.

»Also, bitte«, empörte sich der. »Ist ja wohl ewig her, dass ich zu solchen Mitteln greifen musste.«

Die vier drängelten sich bis zum Straßenrand durch. Als Calum ein Taxi herbeiwinkte, griff einer der Männer Haven beim Arm.

»Hey! Wer bist du denn?«, wollte er wissen. »Kommt sie dir nicht auch bekannt vor?«, fragte er einen Kollegen neben sich.

»Ja, jetzt, wo du's sagst, ein bisschen schon«, pflichtete der andere ihm bei.

»Wie heißt du, Süße? Bist du berühmt?«

»Lassen Sie sie los«, knurrte jemand. Haven sah, wie Owen drohend auf den Paparazzo zutrat. Er war einen halben Kopf größer und zwanzig Jahre jünger als der korpulente Mann mit der Kamera.

»Schon gut, Kumpel!« Er ließ Havens Arm los und ging mit erhobenen Händen ein paar Schritte rückwärts. »Nichts passiert, okay?«

»Hast du ein Foto von dem Mädchen?«, hörte Haven ihn fragen, als sie ins Taxi stieg.

»Ja. Diese Haare hab ich schon mal irgendwo gesehen, ganz sicher.«

Die Wände, der Teppichboden und die Decke des Flurs, der zu Havens Zimmer im Gramercy Gardens führten, waren alle im selben Burgunderton gehalten. Man hörte keinerlei Lärm und sah fast kein Tageslicht. Die fünfundfünfzig Schritte bis zu ihrer Zimmertür waren wie eine Reise durch die Blutbahn eines riesigen Tiers. Wenn Haven im Flur anderen Gästen begegnete, schienen die es immer genauso eilig zu haben wie sie. Dies war kein Ort, an dem man gern verweilte. Trotzdem blieb Haven auf halbem Weg zu ihrem Zimmer plötzlich stehen, als ihr der nicht angenommene Anruf wieder einfiel. Sie verfluchte sich für ihre Gedankenlosigkeit und wühlte in ihrer Handtasche. Ihre Finger berührten Iains Ring auf dem Grund der Tasche, bevor sie das Handy ertasteten. Schnell schaltete sie es ein. Das Display zeigte eine neue Nachricht auf ihrer Mailbox an.

»Haven. Ich bin's.« *Beau*. Haven bekam keine Luft. Sie sank auf die Knie, während die Wände um sie herum plötzlich zu pulsieren schienen. »Ich hoffe, meine Mail hat dir keinen zu großen Schrecken eingejagt. Pass auf, ich soll eigentlich nicht telefonieren, ich wollte dir nur sagen, dass es mir gut geht. Sei tapfer und wir sehen uns ganz bald. Okay? Hab dich lieb.«

Sofort wählte Haven die Nummer, von der Beau angerufen hatte. Irgendwann hörte sie auf, das Tuten des Ruftons zu zählen.

»Ja?« Die Stimme klang barsch.

Haven räusperte sich. »Ich würde gern mit Beau Decker sprechen.«

»Kenn ich nicht. Haben Sie vielleicht den falschen Laden erwischt?«

»Wieso Laden? Wo habe ich denn angerufen?«

»In einer Tankstelle. Das hier ist 'n Münztelefon.«

»Tankstelle? Wo denn?«

»Achte Straße, Central Park Nord«, brummte der Mann. »Hören Sie, Lady, ich muss wieder an die Arbeit. Bin nur rangegangen, weil mich das Klingeln genervt hat. Hier gibt's keinen Beau. Rufen Sie nicht wieder an.«

Er legte auf.

»Scheiße!«, schrie Haven und starrte auf das Handy. Obwohl ihre Hände zitterten, schaffte sie es irgendwie, Iains Nummer zu wählen. Er ging nicht ran, nur seine Mailbox. Warum musste er auch unbedingt seinen eigenen Plan durchziehen? Warum war er nicht für sie da, wenn sie ihn brauchte? Es gab nur noch eine Person, die sie anrufen konnte.

»Ouroboros-Gesellschaft.«

»Ich möchte gern Adam Rosier sprechen.«

»Aber gern, Miss Moore. Einen Moment, bitte.«

»Haven?«

Beim Klang seiner ruhigen, besorgten Stimme stiegen Haven Tränen in die Augen. »Adam. Es ist etwas passiert. Er hat angerufen! Beau hat angerufen! Und ich hab seinen Anruf verpasst!«

Fünf Minuten später hockte Haven noch immer zusammengesunken und völlig verstört auf dem Boden des Hotelflurs, als Adam zu ihrer Rettung herbeieilte. Sie hatte wieder und wieder ihr Gedächtnis durchforstet und versucht, sich an eine Situation zu erinnern, in der Beau sie je im Stich gelassen hatte. Aber er schien immer genau gewusst zu haben, wann Haven Hilfe brauchte. Einmal hatten zwei Jungs aus der Neunten, die sich bei den Klassenkameradinnen, mit denen Haven verfeindet war, einschleimen wollten, Havens Kleider geklaut, als sie nach der Sportstunde unter der Dusche stand. Beau war mit einem Laborkittel, den er im Chemieraum stibitzt hatte, in der Umkleidekabine aufgetaucht und hatte ihr seinen eigenen Gürtel umgelegt, sodass ein weißes Kleidchen entstand, das beinahe schick aussah. Dann war da der Tag gewesen, an dem Bradley Sutton Haven in einem leeren Klassenraum in die Ecke gedrängt und sie zu küssen versucht hatte. Beau hatte dem Jungen zwei blaue Augen verpasst und ihm noch weit Schlimmeres angedroht, wenn so was noch einmal vorkäme. Diese und andere Begebenheiten würden genug Stoff für ein Dutzend Filme abgeben. Und jetzt, wo Beau ein einziges Mal *ihre* Hilfe brauchte, hatte Haven seinen Anruf verpasst. Sie hatte sich mit einem Haufen hirnloser Promis vergnügt, als sie auf der Suche nach ihrem besten Freund hätte sein sollen.

Gordon Williams und seine Männer kamen nur Minuten nach Adam im Hotel an. Haven stand noch immer zu sehr unter Schock, um sprechen zu können. Zu ihrer Erleichterung übernahm Adam es, die Situation zu schildern, während Haven in einer Ecke ihres Zimmers kauerte und sich Beaus Nachricht gute fünfzig Mal

anhörte, in der Hoffnung, irgendwann doch noch ihre Bedeutung zu verstehen. Als ihr Kopf schließlich schmerzhaft zu pochen begann, schloss sie die Augen und spürte, wie sich Müdigkeit in ihr ausbreitete. Um kurz nach acht verließen die Polizisten endlich ihr Zimmer. Haven war schon auf der Couch eingedöst, da verabschiedete sich auch Adam von ihr. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war, dass er ihr versprach, sofort anzurufen, sobald er etwas Neues erfuhr. In ihrem benebelten Zustand hätte Haven ihn beinahe gebeten, bei ihr zu bleiben.

Im Traum befand Haven sich wieder in Snope City. Sie wusste genau, welcher Tag das gewesen war. Sie erinnerte sich an die Kleidung, die sie trug, und an das Essen auf ihrem Cafeteria-Tablett. Es war der Tag, der Haven noch heute einen verschämten Schauer über den Rücken jagte.

Sie war allein. Beau war seit zwei Wochen nicht mehr in der Schule gewesen, und Haven verbrachte jeden Tag sieben Stunden schweigend. Niemand redete mit ihr, und auch sie kümmerte sich nicht um die anderen. Nach einer Weile machte sie sich beinahe Sorgen, ihre Stimme komplett zu verlieren, wenn Beau nicht bald wieder zurückkäme. Aber sie konnte sich nicht beschweren. Sie musste einfach warten und durfte Beau auf keinen Fall drängen. Haven wusste, wie es war, einen Elternteil zu verlieren, aber ihr Vater war wenigstens schnell gestorben. Er hatte nicht so lange gelitten wie Beaus Mutter.

Auf den Tisch hinter ihr wurden ein paar Tablett geknallt. Sie hörte drei Jungen tratschen, wie sie es nur von Mädchen kannte. Es war, als wäre sie gar nicht da. *Vielleicht, dachte sie, bin ich das ja auch gar nicht.*

»Ich hab Decker heute Morgen gar nicht gesehen. Sieht aus, als würde er heute schon wieder das Training verpassen«, bemerkte Dewey Jones.

»Wenn er das noch ein paarmal macht, ernennt der Coach bald jemand anderen zum Quarterback«, sagte Justin Snead.

»Alter, das würde Deckers Daddy echt den Rest geben.«

»Ja, seine Mama hat er ja schon ins Grab gebracht«, erwiderte Bradley Sutton. »Ist direkt krank geworden, nachdem sie rausgefunden hat, dass ihr Sohn vom anderen Ufer ist. Mein Onkel meint, das hat ihr das Herz gebrochen.«

Nie zuvor hatte Haven eine solche Wut verspürt. Am liebsten hätte sie sich umgedreht und den Tisch der Jungen gegen die Wand geschleudert; Bradley mit den Zähnen die Kehle herausgerissen; Dewey Jones zusammengetreten, bis er nur

noch ein lebloser Haufen war. Sie hätte Beau verteidigen müssen, um jeden Preis. Aber sie tat es nicht. Sie nahm bloß ihr Tablett und ging mit tränenverschleiertem Blick davon. Es war eine Entscheidung, die sie für den Rest ihres Lebens bereuen sollte.

Oh mein Gott, bist *du* das?«, quietschte die junge Frau, die sich gerade für ein Kleid vermessen ließ. Sie war ein aufgehendes Sternchen am Hollywoodhimmel, und obwohl ihr Gesicht auf Kinoplakaten in der ganzen Stadt zu sehen war, fiel Haven ihr Name nicht ein. Sie war in aller Frühe vor Havens Zimmertür aufgetaucht, mit einer Nachricht von Alex Harbridge auf dem Handy und einem Scheckbuch in der Hand. Haven hatte sich aus dem Bett gequält, sich einen Bademantel übergeworfen und nach ihrem Maßband gegriffen. Die Ereignisse des vergangenen Tages purzelten noch immer in ihrem Kopf durcheinander. Beaus seltsamer Anruf, Adams Fürsorglichkeit. Haven konnte nicht aufhören, jede Kleinigkeit zu analysieren, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Um irgendetwas zu finden, woran sie sich klammern konnte. Aber nichts ergab mehr einen Sinn.

Schon als Kind hatte sie festgestellt, dass sie am besten nachdenken konnte, wenn sie eine Nadel in der Hand hielt. Haven war froh über ihre neue Kundin gewesen, da sie gehofft hatte, ein bisschen Arbeit würde ihr helfen, ihre Gedanken zu ordnen. Aber das Mädchen hörte gar nicht mehr auf zu plappern. Als Haven mit dem Maßnehmen fertig war, hatte sie alles über die Haarverlängerungen der jungen Frau, ihre Arbeitsgewohnheiten und die berühmten Schauspieler erfahren, die sie nicht von der Bettkannte stoßen würde.

»*Wer* soll ich sein?«

Das Mädchen bückte sich und hielt Haven ihr Handy unter die Nase. »Das hier!«

Auf dem Display waren zwei Fotos zu sehen, die auf einer Klatschseite gepostet worden waren. Das erste zeigte Haven, Alex und Calum, wie sie am Tag zuvor das Restaurant verließen. Das zweite Bild war in Rom aufgenommen worden, fast zwei Jahre alt und das einzige Foto, das jemals von Haven und Iain zusammen gemacht worden war. Sie erinnerte sich nur zu gut an den Moment. Sie hatten auf dem Ponte Sant'Angelo gestanden. Iain hatte sie angefleht, mit ihm in Italien zu bleiben. Wenn sie ihm bloß damals schon seinen Wunsch erfüllt hätte. Haven ließ den Gedanken ziehen, bevor er ihr das Herz brechen konnte.

MORROW-ERBIN IN NEW YORK GESICHTET, lautete die Schlagzeile.

»Ja, das bin ich«, erwiderte Haven und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Es abzustreiten hatte ja ohnehin keinen Sinn.

»Du bist das Mädchen, das Iain Morrows ganzes Vermögen geerbt hat?«, fragte die Schauspielerin, die bei der Vorstellung beinahe in Ohnmacht zu fallen schien. »Dann musst du doch in Geld schwimmen! Warum machst du dir überhaupt noch die Mühe, Kleider zu schneiden?«

»Weil es mir tatsächlich Spaß macht«, entgegnete Haven spitz. »Ich schneidere nicht bloß Kleider, ich bin Künstlerin.«

»Ja, aber du bräuchtest dir doch bloß die Designs ausdenken und einfach jemanden bezahlen, der ...«

»Warte mal!«, zischte Haven und hielt sich einen Finger an die Lippen.

Als das Mädchen endlich kurz den Mund hielt, hörte Haven, dass jemand an die Tür klopfte. Auf Zehenspitzen schlich sie über den Teppich und warf einen Blick durch den Türspion. Ein junger Mann mit einem gestärkten weißen Hemd und einer altmodischen Brille starrte sie geradewegs an, als hätten seine Augen Röntgenkräfte.

»Ja?«, fragte sie durch die geschlossene Tür.

»Hallo, Miss Moore. Ich bin von der Ouroboros-Gesellschaft. Adam lässt fragen, ob Sie einen Moment Zeit hätten. Ich soll Ihnen ausrichten, dass es Neuigkeiten gibt.«

Haven schlüpfte hastig in ihre Sneakers. Das konnten nur Neuigkeiten von Beau sein.

»Hey, Moment mal, gehst du jetzt etwa einfach?«, jammerte die Jungschauspielerin. »Was ist denn mit meinem Kleid?«

»Ich hab ja deine Maße«, erwiderte Haven. »Komm einfach morgen wieder.«

»Morgen?«, wiederholte das Mädchen ungläubig. »Schon?«

»Ja.«

»Warte!«, rief das Mädchen hinter ihr her, als Haven schon den Flur hinunter-sprintete. »Willst du dir nicht wenigstens was anziehen?«

In dicke Wintermäntel gehüllte Fußgänger drehten sich nach Haven um, als sie in einem Hotelbademantel um den Park herumrannte. Sie achtete genauso wenig auf

die Leute auf den Bürgersteigen wie auf den Wind, dessen Ziel es zu sein schien, sie mit aller Macht zurück zu ihrem Hotel zu pusten.

Es war Viertel vor neun. Die Ouroboros-Gesellschaft hatte noch geschlossen. Vor dem Eingang warteten zwei Väter, die immer wieder ungeduldig auf die Uhr sahen, während ihre neunjährigen Kinder versuchten, über den Zaun des Gramercy Parks zu klettern. Haven stürmte die Stufen hinauf, und sofort wurde die Tür für sie geöffnet.

»Hier entlang, Miss Moore«, sagte eine Frau in der üblichen OG-Uniform. Sie führte Haven die Treppe hinauf in ein Büro, das nicht größer war als eine Abstellkammer. Das einzige Mobiliar bestand aus zwei schwarzen Stühlen und einem hölzernen Schreibtisch, auf dem ein Telefon mit Wählscheibe stand. Dort, die Füße auf den Tisch gelegt, saß Adam.

Einen Moment lang vergaß Haven fast, warum sie hier war. »*Hier* arbeitest du?«, fragte sie. Selbst ein Pappkarton hätte mehr Charakter gehabt.

»Ich habe mehr als nur ein Büro«, erwiderte Adam lächelnd. Seine Augen wanderten von ihrem Kopf zu ihren Füßen hinunter. »Für jemanden, der so wunderschöne Kleider entwirft, sieht man dich ganz schön oft im Bademantel. Mir persönlich hat der in dem Spa letzte Woche besser gefallen.«

»Was gibt es Neues von Beau?«, fragte Haven, der nicht der Sinn danach stand, unnötig Zeit mit Flirten oder Small Talk zu verschwenden.

»Ach ja, richtig.« Adam nahm die Füße vom Tisch und wurde wieder ernst. »Ich habe heute Morgen einen Anruf von Commissioner Williams erhalten. Er hat mir gesagt, dass es in dem Fall so etwas wie einen kleinen Durchbruch gegeben hat. Sie haben Beau Deckers Foto Leuten gezeigt, die in der Nähe der Tankstelle arbeiten, von der aus er angerufen hat. Gestern Abend haben sie einen Händler befragt, der an der Ecke Frederick Douglass Boulevard und Hundertzwölfte Straße Regenschirme verkauft. Er hat vor ein paar Tagen gesehen, wie ein junger Mann, dessen Beschreibung zu Beau passt, mit einem Koffer aus einem Taxi gestiegen ist. Er meinte, Beau könnte in eins der Gebäude auf der Hundertzwölften gegangen sein.«

»Hat die Polizei ihn gefunden?«, fragte Haven atemlos.

Adam hob die Hand, um zu verhindern, dass sie voreilige Schlüsse zog. »Nein, noch nicht. Der Regenschirmverkäufer hat nicht gesehen, welches Gebäude Beau

betreten hat. Sie suchen in diesen Minuten den gesamten Häuserblock ab. Sobald ich Genaueres weiß, rufe ich dich an. Aber da ist noch etwas, das du wissen solltest.«

»Was?«

Adam runzelte die Stirn, denn es war keine gute Nachricht. »Ein paar andere Polizisten haben mit der Besitzerin eines Lebensmittelladens in derselben Gegend gesprochen. Sie behauptet auch, Beau gesehen zu haben. Offenbar ist er gestern Nachmittag an ihrem Laden vorbeigelaufen. Es waren zwei Leute bei ihm – ein Mann und eine Frau –, aber sie hat keinen von beiden gut erkennen können.«

»War alles in Ordnung mit ihm?« Haven hielt den Atem an, während sie auf die Antwort wartete.

»Ja, aber sie hat sich nicht ohne Grund an ihn erinnert«, erklärte Adam. »Die Ladenbesitzerin meinte, er hätte ausgesehen, als sei er kurz zuvor verprügelt worden.«

»Verprügelt?«, keuchte Haven.

»Beaus Gesicht war ziemlich zugeschwollen, und er hat gehumpelt.«

»Oh Gott! Was haben die nur mit ihm gemacht?« Plötzlich musste sie wieder an die schreckliche Geschichte denken, die Phoebe ihr als Warnung erzählt hatte. Bis zu diesem Augenblick hatte Haven den Gedanken an das OG-Mitglied verdrängt, das von einem Liebhaber aus einem anderen Leben gefoltert und ermordet worden war. Haven wusste, wenn sie diesen einen Schritt in die Dunkelheit machte, würde sie vielleicht nie wieder herausfinden. Jetzt aber musste sie die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass Beaus Geschichte ebenfalls ein böses Ende nehmen würde.

»Haven.« Adams Stimme durchdrang ihre panischen Gedanken. »Lass deine Fantasie nicht mit dir durchgehen. Versuch dich erst mal auf die Fakten zu konzentrieren. Beau ist am Leben. Er ist nicht schwer verletzt. Und jetzt, wo die Polizei sich auf einen Block konzentrieren kann, dürfte es nicht mehr lange dauern, bis er wieder zu Hause ist.«

»Bist du sicher?«, fragte Haven unter Tränen.

»Gordon Williams hat mir sein Ehrenwort gegeben.«

Havens Erleichterung war so groß, dass sie beinahe auf die Knie gesunken wäre. Sie konnte kaum glauben, dass diese Tortur bald ein Ende haben sollte. Wenn Beau erst wieder zu Hause war, würde sie keine schlimmen Visionen mehr ertra-

gen müssen. Keine schlaflosen Nächte, in denen sie sich um die beiden Menschen sorgte, die sie am meisten liebte.

»Ich hoffe wirklich, dass Commissioner Williams recht hat«, sagte sie und wischte sich die Tränen vom Gesicht. »Danke, Adam. Ich kann dir gar nicht sagen, wie dankbar ich bin. Ich verspreche dir, dass ich dir das niemals vergessen werde.«

Sie wollte schon gehen, doch sie sah Adam an, dass er noch nicht fertig war.

»Es war mir ein Vergnügen, Haven«, entgegnete er. »Ich nehme an, du wirst New York verlassen, sobald Beau in Sicherheit ist. Ich weiß, dass das kein guter Moment für so etwas ist, aber es könnte immerhin sein, dass ich dich eine ganze Weile nicht mehr sehe. Dürfte ich dich also noch um etwas bitten, bevor du gehst?«

»Natürlich!«, platzte Haven heraus, bevor sie sich davon abhalten konnte.

»Darf ich dich zum Abendessen ausführen?«

Haven musste sich beherrschen, nicht das Gesicht zu verziehen. Sie hätte wissen müssen, dass das Ganze einen Haken haben würde. Deshalb hatte Adam sie in die Ouroboros-Gesellschaft bestellt, anstatt sie im Hotel anzurufen. Jetzt, nachdem er ihr geholfen hatte, verlangte er natürlich eine Gegenleistung. »Ich wünschte, ich könnte, aber ich habe gerade wirklich viel zu tun.« Die Entschuldigung klang überstürzt und unaufrichtig – wie eine Ausrede. »Alex Harbridge hat meinen Namen einer ihrer berühmten Freundinnen weitergesagt. Das Mädchen braucht so schnell wie möglich ein Kleid, und ich hinke jetzt schon meinem Zeitplan hinterher.«

»Das verstehe ich«, sagte Adam.

Haven erwartete, dass er versuchen würde, sie zu überreden, doch das tat er nicht. »Tut mir wirklich leid«, sagte Haven, und dieses Mal meinte sie es wirklich ernst. Er hatte wirklich alles getan, um ihr zu helfen, und verlangte dafür eigentlich nicht viel. »Ich glaube, ich gehe dann mal.«

»Noch nicht«, befahl Adam. Havens Herz begann schneller zu schlagen.

»Nein?«

»Ich kann dich nicht im Bademantel nach draußen lassen. Es ist tiefster Winter. Erlaube mir wenigstens, dir einen ordentlichen Mantel zu besorgen.« Er ging aus seinem Büro und rief die Treppe hinunter. »Madison, würden Sie bitte einen Mantel für Haven bringen?«

In weniger als einer Minute kam eine umwerfend schöne junge Frau mit einem Mantel im Arm die Treppe heraufgeeilt.

»Haven trägt keinen Pelz«, informierte Adam sie. Er sah sie noch nicht einmal an. »Holen Sie einen anderen.«

»Ich glaube, der ist aber nicht echt, Sir«, erwiderte Madison.

»Egal, ob er echt ist oder nicht«, sagte Haven zu Adam. »Den kann ich nicht annehmen.«

»Annehmen? Wer sagt denn, dass ich ihn dir schenken will, Haven? Der gehört einer meiner Mitarbeiterinnen – ich wollte ihn dir bloß ausleihen.« Adam half Haven in den Mantel. Die Arme von dem weichen Pelz umhüllt, war ihr gleich wärmer. »Ich werde veranlassen, dass jemand vom Hotelpersonal ihn mir zurückbringt.«

Als sie in den dicken Mantel eingepackt dastand, legte Adam ihr die Hände auf die Schultern und hielt sie fest, während er sie von oben bis unten musterte.

»Kommst du noch einmal, um dich zu verabschieden, bevor du gehst?«

»Mache ich«, sagte Haven und gab damit ein Versprechen, von dem sie nicht wusste, ob sie es würde halten können.

Draußen fühlte sich die Sonne ein wenig wärmer an, und der Wind hatte sich etwas gelegt. Gordon Williams hatte versichert, dass Beau bald wieder zu Hause sein würde, ein bisschen mitgenommen vielleicht, aber lebendig. Zum ersten Mal seit Tagen spürte Haven nicht die allgegenwärtige Panik. Sie war in einem dunklen, verwirrenden Labyrinth gefangen gewesen, war immer wieder in die falsche Richtung gelaufen, in Sackgassen gelandet und hinter jeder Biegung einem neuen Ungeheuer begegnet. Jetzt sah es endlich so aus, als hätte sie den richtigen Weg gefunden. In der Mitte des Labyrinths wartete Beau, und Haven hatte ihn fast erreicht. Sie stellte sich vor, wie sie die Arme um ihn schlingen würde, wie ihre Füße sich vom Boden heben würden, wenn er sie durch die Luft wirbelte. Sie würde ihren besten Freund in Sicherheit bringen. Ihn schwören lassen, nie wieder nach New York zurückzukehren. Und dann könnten sie endlich beide nach Hause.

Nach Hause. Bei dem Gedanken an Rom blieb Haven abrupt stehen. Sie war so sehr auf Beaus Befreiung konzentriert gewesen, dass sie gar nicht mehr daran gedacht hatte, was sie dort erwarten würde. Dank Virginia Morrows Klage konnten sie nicht in die Wohnung an der Piazza Navona zurück. Havens Boutique

auf der Via dei Condotti würde verrammelt sein. Haven wusste, dass ihre goldene Stadt nun nicht viel mehr als eine Erinnerung war. Iain und sie würden sich ein neues Zuhause suchen müssen.

Doch über dieses Problem konnte sie sich an einem anderen Tag den Kopf zerbrechen. Als Haven den Park umrundete, sah sie ein wohlbekanntes Taxi auf der anderen Straßenseite vor dem Gramercy Gardens warten. Hinter dem Steuer saß Chandra, bereit, Haven zu ihrem nächsten Termin mit den Horae zu fahren – einem Termin, den Haven jetzt einfach absagen konnte. Sie brauchte Phoebes Hilfe nicht mehr, um Beau zu finden. Die Horae konnten ihren *Magos* allein wegsperren. Adam war derjenige, der für Beaus Rettung gesorgt hatte, und Haven würde ihm seine Hilfe bestimmt nicht danken, indem sie ihn verriet.

Als sie das Taxi erreichte, bedeutete Haven Chandra, das Fenster herunterzukurbeln.

»Was musstest du tun, um den Mantel da zu bekommen?«, fragte das Mädchen.
»Sieht ziemlich teuer aus.«

»Der ist nur geliehen«, erwiderte Haven.

»Bist du so weit?«, wollte Chandra wissen. »Du willst doch wohl nicht wieder zu spät kommen, oder?«

»Bitte richte Phoebe meinen Dank für ihre Mühe aus, aber ich brauche die Hilfe der Horae nicht mehr«, sagte Haven. »Mein Freund ist so gut wie in Sicherheit.«

Chandra lachte. »Das ist ja wohl ein Scherz.«

»Keineswegs. Ich wünschte, ich könnte Phoebe persönlich danken, aber es ist besser, wenn ich hierbleibe und arbeite. Ich muss noch ein bisschen Geld verdienen, bevor ich wieder nach Hause fliege.«

»Hast du den Verstand verloren?«, fragte Chandra, als ergäben Havens Worte keinerlei Sinn.

»Ich glaube nicht, nein«, entgegnete Haven.

»Aber was ist, wenn du dich irrst? Was ist, wenn du deinen Freund doch nicht findest und ihm was passiert? Was ist, wenn er *getötet* wird?« Chandra spie Haven die letzten Worte geradezu ins Gesicht, als wollte sie ihre Wirkung voll auskosten.

»Ich irre mich nicht«, beharrte Haven, verärgert über den Ton Chandras. Sie hatte zwar damit gerechnet, dass die Horae nicht gerade begeistert sein würden, aber eine solche Wut hatte sie nicht erwartet.

»Wir hatten eine Vereinbarung, Haven!«

»Tut mir leid. Die gilt nicht mehr«, erwiderte Haven. Sie drehte sich um und marschierte vom Auto weg zum Eingang des Hotels. Hinter ihr raste Chandras Taxi mit quietschenden Reifen davon.

Zurück in ihrem Zimmer widerstand Haven der Versuchung, alle möglichen Leute anzurufen, um sie über die neuesten Entwicklungen zu informieren. Sie wollte lieber abwarten, bis sie wirklich Neuigkeiten zu verkünden hatte. Stattdessen begann sie mit dem Kleid für die junge Schauspielerin und benutzte dafür eine der Stoffrollen, die noch immer an der Wand ihres Hotelzimmers lehnten. Während der Arbeit ließ sie das Telefon nicht aus den Augen. Doch je mehr Zeit verstrich, desto stärker wurde das Gefühl, dass ihr Optimismus womöglich doch etwas voreilig gewesen war. Irgendetwas stimmte nicht – das spürte sie. Wenn die Polizei so genau wusste, wo Beau zu finden war, warum brauchten sie dann so lange?

Drei Stunden später machte Haven den letzten Stich an der wunderschönen grünen Ausführung eines Kleids, dass in ihrer Boutique in Rom in Blassblau ein Verkaufsschlager gewesen war. Gerade als sie es vorsichtig auf einen Kleiderbügel hängen wollte, verkündete ihr das leuchtende Display ihres Handys, dass sie eine E-Mail bekommen hatte. Sie ließ das Kleid zu Boden fallen und öffnete die Nachricht.

»Herzlich willkommen in der Ouroboros-Gesellschaft, Haven Moore«, las sie. »Auf Ihren Namen wurde ein Konto eröffnet, und Sie haben eine neue Gutschrift von Lucy Fredericks.«

»Was soll das denn?«, murmelte Haven, die nun endlich wieder den Namen der jungen Schauspielerin wusste. Sie hatte das Mädchen gebeten, sie bar zu bezahlen. Und jetzt hatte Haven ein OG-Konto, das sie nie gewollt hatte. Sie musste es so schnell wie möglich wieder schließen, und es gab nur eine einzige Person, die sie deswegen um Rat fragen konnte.

»Haven? Wie geht es dir?«, fragte Frances.

»Gut. Wir stehen vielleicht kurz davor, Beau zu finden.« Sie wünschte, ihre Stimme klänge zuversichtlicher.

»Das sind ja wunderbare Neuigkeiten!«, rief Frances. »Wo war er denn?«

»Das erzähle ich dir alles später, erst mal wollte ich fragen, ob ich Iain kurz sprechen könnte.«

»Iain? Den hab ich seit Tagen nicht mehr gesehen«, gab Frances zurück. »Ich dachte, er wäre bei dir.«

»Seit Tagen?«, wiederholte Haven, während sie sich bemühte, ruhig zu bleiben. »Hat er denn nicht bei dir übernachtet?«

»In den letzten paar Nächten nicht. Wo könnte er denn sonst untergekommen sein?« Haven merkte, dass Frances' Sorge genauso schnell wuchs wie ihre eigene. »Macht er sich denn gar keine Gedanken, dass ihn jemand sehen könnte? Um Himmels willen, Haven. Habt ihr denn beide den Verstand verloren? Iain ist offiziell tot!«

In der Leitung tutete es. »Warte mal kurz, Frances«, sagte Haven. »Ich kriege gerade noch einen Anruf. Vielleicht ist es ja Iain.« Sie nahm den Anruf an. »Hallo?«

»Haven Moore?« Der Mann sprach mit einem Brooklyn-Akzent, der ihr bekannt vorkam.

»Ja?«

»Hier ist Gordon Williams von der New Yorker Polizei. Man hat mich gebeten, Sie direkt zu kontaktieren. Ich weiß, Ihnen wurde mitgeteilt, dass wir heute einer vielversprechenden Spur gefolgt sind. Allerdings muss ich Ihnen leider sagen, dass wir Ihren Freund Beau Decker noch nicht ausfindig machen konnten.«

»Was? Aber Sie hatten es doch versprochen!« Haven kreischte beinahe.

»Es tut mir sehr leid, Miss Moore. Ich hätte nicht so voreilig sein dürfen.«

»Und jetzt – geben Sie einfach auf? Sie können die Suche nicht abbrechen! Sie müssen ihn finden! Die Frau in dem Lebensmittelladen hat doch gesagt, er sei verletzt gewesen!«

»Seien Sie versichert, dass wir die Suche fortsetzen. Wir sind dazu angehalten worden, die Suche auf die benachbarten Blocks auszudehnen.« Commissioner Williams klang resigniert, als wäre er sich sicher, dass das alles sowieso nichts bringen würde. »Aber falls Sie sich noch an irgendetwas anderes erinnern sollten, rufen Sie mich bitte sofort an. Im Moment können wir jeden neuen Hinweis gebrauchen, den wir bekommen können.«

»Okay«, murmelte Haven.

»Geben Sie die Hoffnung nicht auf«, sagte Commissioner Williams.

»Ich werd's versuchen«, erwiderte Haven. Sie legte auf und vergaß Frances, die noch immer in der anderen Leitung gewartet hatte. Ihre Panik war zurück.

Wieder eine Sackgasse. Die Wände des Labyrinths schienen unaufhaltsam auf sie zuzurücken. Sie musste etwas unternehmen, aber es gab nichts, was sie hätte tun können.

Ihr Zimmertelefon klingelte. Haven griff nach dem Hörer wie nach einer Rettungsleine.

Es war jemand vom Empfang. »Sie haben eine Lieferung erhalten, Miss Moore. Darf ich sie raufbringen lassen?«

»Ja.« Haven spürte, wie sie sogleich wieder in ihrer Verzweiflung versank.

Der Bote, der kurze Zeit später an ihre Tür klopfte, verschwand fast komplett hinter einer Unmenge von Blumen. Das riesige Bouquet aus schneeweißen Pfingstrosen in seinen Armen war perfekt arrangiert. Kein einziges Blütenblatt tanzte aus der Reihe.

»Wo darf ich das abstellen?«, fragte er.

»Wahrscheinlich am besten auf der Kommode«, antwortete Haven, die zu sehr in ihre Gedanken vertieft war, um ihn einfach wieder wegzuschicken. Als der Mann an ihr vorbeiging, zog sie eine Karte aus dem Strauß.

Ich habe gerade die Neuigkeiten gehört. Aber das ist nur ein kleiner Rückschlag. Wir geben nicht auf. In Liebe, Adam.

Ein furchtbarer Gedanke formte sich in Havens Kopf. Hatte Adam die Rettungssaktion sabotiert, um sie länger in der Stadt zu halten? War die Suche von Anfang an ein Bluff gewesen? Was, wenn sie einen schrecklichen Fehler gemacht hatte? Wenn sie der falschen Person vertraut hatte? Doch unter all ihre Angst mischte sich auch ein fahler Hoffnungsschimmer. Wenn es *kein* Fehler gewesen war, hatte Beau immer noch eine Chance. Denn wenn irgendjemand Beau finden konnte, dann der Leiter der Ouroboros-Gesellschaft.

Der Bote war gegangen, ohne die Tür hinter sich zuzumachen, und Haven hörte jemanden auf dem Gang vor ihrem Zimmer die Titelmelodie eines Disneyfilms summen. Ein kleines Mädchen, das nicht älter als sieben oder acht Jahre sein konnte, hüpfte durch den Flur. Auf seinem hübschen Gesicht lag ein strahlendes Lächeln, und es hielt einen Strauß Narzissen in der Hand. Schließlich blieb es vor Haven stehen und streckte ihr die Blumen entgegen.

»Bist du Haven?«

»Ja, bin ich.«

»Dann sind die hier für dich«, sagte das Kind.

»Für mich?«, fragte Haven. »Hast du die gepflückt?«

»Nein, die sind von einem *Jungen*. Ich soll dir sagen ...« Das kleine Mädchen schloss die Augen, um die Worte richtig wiederzugeben. »Er hat gesagt, die Blumen erinnern ihn an Rom. Und dass er dich vermisst. Aber er hat jetzt fast alles erledigt und will dich bald besuchen kommen.«

Iain.

»Wo hast du denn mit ihm gesprochen?«, wollte Haven von dem kleinen Mädchen wissen.

»Im Park«, antwortete das Kind, das schon wieder zurück über den Gang hüpfte.

»Georgia!« Die Stimme einer Frau drang aus einem der Zimmer um die Ecke. Das Mädchen winkte Haven noch einmal zu, dann war es verschwunden.

Im Badezimmer fand Haven ein Glas, in das sie die Narzissen stellte. Die Blütenköpfe hingen über den Rand der provisorischen Vase. In dem einen Frühling, den sie und Iain in Rom verbracht hatten, war ihre Wohnung voll von den gelben Blumen gewesen. Jedes Mal, wenn Iain unterwegs gewesen war, war er mit einem Strauß Narzissen zurückgekommen. Irgendwann im April waren alle Vasen, die es in der Wohnung gab, in Gebrauch gewesen, und die Blumen bevölkerten daher Wassergläser, Bleistifthalter und leere Konservendosen. Sie erhellten jeden Raum wie kleine Sonnenstrahlen.

Haven stellte das Glas auf ihren Nachttisch und betete, dass Iain wirklich bald alles erledigt haben würde. Sie sehnte sich so sehr nach ihm wie noch nie zuvor. Natürlich wünschte sie sich, dass Iain der Held war, aber wenn sein Plan nicht funktionierte, würde sie nicht zögern, sich an Adam zu wenden.

Wir haben ihn nach Florenz geholt! Du hast geschworen, uns zu helfen!«, fauchte das kleine Mädchen. Sie war bei Beatrice aufgetaucht, wie sie es schon in der Vergangenheit getan hatte, verkleidet als Tochter eines der Bediensteten. Zuerst war Beatrice schockiert gewesen, ein Mädchen so reden zu hören. Aber seit dieser ersten Begegnung hatte Beatrice Dinge gesehen, die das Mädchen beinahe normal erscheinen ließen.

»Als ich mich bereit erklärt habe, euch zu helfen, hatte ich auch noch nichts, wofür es sich zu leben lohnt«, erwiderte Beatrice. »Dieses Haus war der reinste Käfig. Aber jetzt bin ich frei.«

»Und was mit den Menschen hier passiert, ist dir egal?«

»Warum sollte ich meine Freiheit für sie aufs Spiel setzen, wenn sie selbst nie einen Finger gerührt haben, um mir zu helfen? Es gibt keinen Beweis für deine Behauptungen. Mein Verlobter liest mir jeden Wunsch von den Augen ab. Selbst wenn er sein sollte, was du sagst – ich kann dir versichern, dass deine Prophezeiung sich niemals erfüllen wird.«

Das Mädchen musterte sie mit offenkundigem Abscheu. »Du hast deine Seele verkauft, Beatrice Vettori. Was auch immer nun passiert, ist ganz allein deine Schuld.«

»Hallo?«, murmelte Haven ins Telefon.

»Calum und ich sind hier.« Es war Alex Harbridge. »In der Lobby. Du hast genau zehn Minuten, um dir die Haare zu kämmen und deinen Hintern hier runterzubewegen.«

»Sag nicht, dass sie sich die Haare kämmen soll«, hörte Haven Calum im Hintergrund stöhnen. »Das kann ja Stunden dauern.«

»Ich kann jetzt nicht«, erwiderte Haven. »Ich hab bis vor zwei Sekunden noch ein Nickerchen gehalten, und jetzt muss ich ungefähr eine Million Sachen erledigen.«

»Was denn für ›Sachen‹?«, wollte Alex wissen. »Ich weiß genau, dass du im Moment keinen Auftrag mehr hast. Ich hab heute Morgen einen Anruf von Lucy bekommen, die völlig hin und weg war von deinem Werk. Ich hoffe nur, dass ihr Kleid nicht schöner ist als meins. Jedenfalls bedeutet das, du hast jetzt erst mal frei. Genieß es doch ein bisschen. Lass uns ein paar von den Punkten auf den Kopf hauen, die du dir gerade verdient hast.«

Haven runzelte die Stirn. Sie hatte zwanzig Punkte auf ihrem OG-Konto, das Lucy Fredericks ohne sie zu fragen für sie eröffnet hatte.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich kein Mitglied bin, Alex«, entgegnete Haven. »Und ich hab auch nicht vor, eins zu werden.«

»Von mir aus«, sagte Alex. »Aber das heißt ja nicht, dass du die Punkte, die du verdient hast, verfallen lassen musst. Komm schon. Du kannst dich ruhig mal bei mir dafür erkenntlich zeigen, dass ich dich zum neuen Shooting-Star unter den Modedesignern mache.«

»Ich kann wirklich nicht.«

»Doch, du kannst, Haven«, schalt Alex sie. »Lucy hat mir erzählt, dass du, als sie heute Morgen ihr Kleid abgeholt hat, dieselben Klamotten anhattest wie gestern. Sie meinte, du wärst auf dem besten Weg, dich outfitmäßig in eine Stadstreicherin zu verwandeln. Ich musste ihr sogar versichern, dass du regelmäßig duschst.«

Haven sah sich in dem Zimmer um, das sie seit zwei Tagen fast nicht verlassen hatte. Lucy hatte recht. Ihre letzte Dusche war schon eine ganze Weile her. Sie hatte nicht das Risiko eingehen wollen, einen Anruf zu verpassen. Doch das Telefon hatte nicht geklingelt. Von Beau gab es noch immer keine Spur. Weder Adam noch Iain hatten ihre Versprechen eingehalten, und Haven fragte sich langsam, ob es womöglich ein schrecklicher Fehler gewesen war, den Kontakt zu den Horae abubrechen.

»Noch acht Minuten«, informierte Alex sie. »Glaub mir, du willst dich nicht persönlich davon überzeugen, was für eine Szene ich machen kann.«

»Okay«, stöhnte Haven schließlich. »Aber gib mir zwanzig. Ich könnte wirklich 'ne Dusche vertragen.«

Alex und Calum lümmelten auf einem der Zweiersofas in der Lobby. Zusammen gaben sie ein Paar ab, das beinahe zu schön war, um real zu sein. Perfekte

Gesichter mit Porzellanteint, das Haar kupfern und golden glänzend. Alex trug einen Mantel in einem dunklen Violett, das perfekt zu dem lavendelfarbenen Schal passte, der aus Calums Jackenkragen lugte. Sie sahen aus, als wären sie soeben einem Roman von Fitzgerald entstieg oder dem Cover irgendeines Vintage-Magazins. Haven fragte sich, ob ihre zueinander passenden Outfits wohl Zufall waren.

»Wow, Baby, du siehst wirklich ein wenig mitgenommen aus«, verkündete Calum, sobald er Haven sah. »Vielleicht hättest du dir doch noch kurz die Haare kämmen sollen.«

»Da muss ich Calum ausnahmsweise mal zustimmen«, sagte Alex. »Was hältst du davon, wenn wir unsere männliche Begleitung abschütteln und uns ein bisschen verwöhnen lassen? In der Morton Street gibt es so ein Spa ...«

»Nein!«, wehrte Haven ein bisschen zu heftig ab.

»Siehst du? Sie kann den Gedanken, von mir getrennt zu sein, nicht ertragen.« Calum stand auf und legte Haven den Arm um die Schultern. Er warf Alex ein blasiertes kleines Lächeln zu. »Tja, nicht nur die Gentlemen fliegen auf mich. Auch die Ladys können ihre Finger nicht von mir lassen.«

»Wenn du nicht ins Spa willst, wie wär's dann mit etwas Kultur?«, schlug Alex vor.

»Exzellente Idee«, meinte Calum mit einer perfekten Imitation eines versnobten britischen Akzents. »Ich glaube, Kultur ist genau das, was diese junge Dame jetzt gebrauchen kann.« Es war offensichtlich, dass sie schon einen Plan hatten. Beide haken sich bei Haven unter und schleiften sie buchstäblich durch die Lobby und nach draußen auf die Straße. Dort wartete ein schwarzer Geländewagen auf das Trio.

»Zum Metropolitan Museum of Art«, sagte Alex zum Fahrer.

»Aber heute ist Montag«, bemerkte Haven. »Sind montags nicht die meisten Museen in New York geschlossen?«

Calum und Alex lachten. »Für *uns* nicht«, erwiderte Calum.

Am Eingang des Museums wurden sie von einer Frau empfangen. An ihrer weißen Bluse und dem formlosen grauen Rock erkannte Haven sofort, dass sie eine

Ouroboros-Drohne war. Selbst das altherwürdige Metropolitan war vor der OG nicht sicher.

»Es ist wie immer alles vorbereitet, Miss Harbridge«, sagte die Frau. »Wissen Sie noch den Weg zu der Galerie?«

»Natürlich!« Alex fegte an der Frau vorbei, ohne sie auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen. Calum und Haven folgten ihr durch das verlassene Labyrinth aus Gängen im Erdgeschoss des Museums, bis sie schließlich eine Treppe hinuntergingen. Nach einer Weile schien Alex ihr Ziel erreicht zu haben. Vor einer Galerie stand ein kleiner Tisch. Darauf entdeckte Haven drei Kristallkelche und eine Flasche Champagner. Alex ließ den Korken knallen und schenkte ein.

»Danke«, sagte Haven, als sie das Glas entgegennahm, obwohl es kaum Mittag war und somit eigentlich ein bisschen früh für Alkohol, vor allem, wenn man dafür sowieso noch zu jung war.

»Auf Haven.« Alex hob ihren Kelch. »Mögen ihre Kleider eines Tages in diesem Museum ausgestellt werden.« Sie leerte ihr Glas und schenkte sich erneut ein. »Lasst uns reingehen.«

Haven betrat die Galerie und sah sich von blassen, dünnen Schaufensterpuppen umgeben, deren seelenlose Augen sie aus Glaskästen anstarrten. Jede trug Kleidung aus längst vergangenen Epochen. Es gab spanische Hofgewänder, die mit geraubtem Gold aus Aztekentempeln verziert waren, und Kleider aus dem neunzehnten Jahrhundert, mit Reifröcken, die einer Lady das Sitzen unmöglich gemacht haben mussten. Ein paar der Puppen schienen vor imaginären Kameras zu posieren, während andere ihre Gesichter hinter handbemalten Fächern verbargen. Haven machte der Anblick wütend. Diese bleichen Museumsgespenster waren es nicht würdig, die echten Frauen zu verkörpern, die gestorben waren und ihren Besitz zurückgelassen hatten.

»Was ist das hier?«, fragte Haven.

»Das Kostüminstitut«, erklärte Alex. »Ich komme ziemlich oft her. Ich versuche, mir mich selbst in meinen vergangenen Leben vorzustellen, in denen ich vielleicht so was getragen habe.« Sie blieb vor einem scharlachroten, mit Perlen und Granatsteinen bestickten Kleid stehen. »Ich frage mich, wie das damals wohl gewesen ist«, fügte sie wehmütig hinzu, bevor sie weiterging.

»Alex kann sich nicht gut an ihre früheren Leben erinnern«, informierte Calum Haven flüsternd. »Ihre Eltern haben die Sachen, von denen sie als Kind gesprochen hat, nirgendwo dokumentiert. Sie dachten einfach, sie hätte 'ne kleine Schraube locker, und ich glaube, daran hat sich bis heute auch nicht allzu viel geändert. Ich hab Papa und Mama Harbridge letzte Weihnachten kennengelernt. Sag Alex nichts davon, aber das sind echt die langweiligsten Spießer auf der ganzen Welt. Sobald man anfängt, über irgendwas anderes als Fußball oder das Wetter zu reden, werden sie ganz nervös. Aber unsere liebe kleine Alex betet sie natürlich an.«

»Aber an irgendwas muss Alex sich doch erinnern«, entgegnete Haven. »Sie hat mir erzählt, dass sie in ihren letzten sieben Leben Schauspielerin gewesen ist.«

»Sie weiß nur das, was die Pythia ihr erzählt hat. Ach, und nur so nebenbei – hat Alex erwähnt, dass sie Marilyn Monroe gewesen ist?«

»Glaubst du das etwa auch?« Das musste eine von Phoebes Lügen sein. »Alex kommt mir eigentlich ziemlich intelligent vor. War Marilyn Monroe nicht ein bisschen dumm?«

»Überhaupt nicht. Sie hatte einen erstaunlichen Sinn für Humor. Und vielleicht hätten die Kritiker auch irgendwann begriffen, dass sie eine ziemlich gute Schauspielerin war, wenn sie nicht nur auf ihre Hupen gestarrt hätten.«

»Und du?«, fragte Haven. »An wie viel kannst du dich erinnern?«

»Ich? Mittlerweile an nicht mehr viel. Ich hatte einfach Glück, dass meine Mutter mich zur Ouroboros-Gesellschaft gebracht hat, als ich klein war. Damals hab ich hauptsächlich von drei Leben erzählt. Ich hab immer davon geredet, im siebzehnten Jahrhundert ein berühmter Schauspieler gewesen zu sein. Es wäre sogar möglich, dass Shakespeare die Rolle des Hamlet extra für mich geschrieben hat. Ein oder zwei Jahrhunderte später war ich dann ein erfolgreicher Kinderschauspieler, bin aber leider an irgendeiner schrecklichen Krankheit gestorben. Und in meinem letzten Leben war ich Wallace Reid.«

»Wer?«, fragte Haven.

Calum runzelte die Stirn. »Wallace Reid war ein Stummfilmstar. ›Der größte Liebhaber, den die Leinwand je gesehen hat.‹ Na ja, jedenfalls war meine Mutter ziemlich überzeugt davon, dass ich zu Großem berufen bin.«

»Sie muss sehr stolz auf dich sein«, sagte Haven. »Du hast es schließlich ganz schön weit gebracht.«

»Na ja, alles ist relativ«, entgegnete Calum ohne seine gewohnte Bissigkeit.
»Wir reden nicht mehr viel miteinander.«

»Hey, ihr zwei. Wollt ihr mal was Tolles sehen?«, rief Alex zu ihnen herüber.
»Ich will euch etwas zeigen, das ich vor ein paar Wochen entdeckt habe. Es kann noch nicht lange hier sein, sonst wäre es mir bestimmt schon früher aufgefallen.«
Sie stand vor einem glänzenden Zwanzigerjahrekleid, das mit Tausenden und Abertausenden von Goldperlen bestickt war. Es waren 10725 Stück, um genau zu sein, und jede einzelne war aus reinem, vierundzwanzigkarätigem Gold. Haven wusste das deshalb, weil dieses Kleid ihr gehört hatte, als ihr Name noch Constance Whitman gewesen war. Ihr wurde schwindelig, und sie nahm das Schild, das auf Höhe der Füße der Puppe angebracht war, zum Anlass, sich einen Moment hinzuhocken, um wieder zu Atem zu kommen.

ABENDKLEID, SEIDE MIT GOLDPERLEN, UM 1924.
GESCHENK EINES FREUNDES DER FAMILIE WHITMAN.

»Was machst du denn da unten?«, fragte Alex.

»Die Beschreibung lesen«, erwiderte Haven matt.

»Na, dann steh mal schnell wieder auf und sieh dir den Arm der Puppe an.«

Haven war noch immer ein wenig schwummrig, als sie sich wieder aufrichtete, und ihre Knie gaben beinahe unter ihr nach, als sie das goldene Armband an dem geisterhaft weißen Handgelenk erblickte. Es war eine Schlange mit zwei rubinroten Augen, deren Kiefer sich um ihren eigenen Schwanz schlossen. Ein Ouroboros.

»Glaubt ihr, das hat jemandem von uns gehört?«, fragte Alex.

»Keine Ahnung«, erwiderte Calum. »Wann ist die Gesellschaft denn gegründet worden?«

»Neunzehnhundertdreiundzwanzig«, sagte Haven, und die beiden fuhren zu ihr herum.

»Woher weißt *du* das denn?«, wollte Calum wissen. »Du bist doch noch nicht mal Mitglied.«

»Aber damals war ich eins«, erklärte Haven. »Ich hab dieses Kleid entworfen, und das da war mein Schmuck.«

»Ist nicht dein Ernst!«, rief Alex. »Ich *wusste*, mein Gefühl, dich unbedingt hierherbringen zu müssen, war nicht unbegründet. Glaubst du, ich bin eine Hellscherin oder so was?«

»Hör auf, dich selbst zu beweihräuchern, und lass Haven erzählen!«, schnitt Calum ihr das Wort ab. »Ich sterbe sonst gleich vor Neugier!«

»Nein, nein, warte!«, entgegnete Alex. »So was Spannendes sollte man nicht im Stehen besprechen. Lasst uns mittagessen gehen, dann kann Haven uns alles in Ruhe erzählen.«

»Hervorragende Idee«, stimmte Calum zu, und die beiden marschierten auf die Treppe zum Erdgeschoss zu.

»Hey«, rief Haven ihnen hinterher, als sie sich auf den Weg zur Abteilung für Ägyptische Kunst machten. »Ich glaube, zum Ausgang geht es da aber nicht lang.«

»Natürlich nicht«, bestätigte Alex. »Wir sind doch auch gerade erst gekommen. Wieso sollten wir denn schon wieder gehen?«

Sie liefen am ägyptischen Tempel von Dendur vorbei, an glänzenden mittelalterlichen Rüstungen und umrundeten eine Statue der Andromeda, die an eine Felsklippe gekettet war. In einem der französischen Salons stiegen Alex und Calum über eine Samtkordel und machten es sich in zwei Plüschsesseln mit vergoldeten Beinen bequem. Der Raum wirkte edel und opulent, trotz des unverkennbaren Geruchs nach Würstchen, der in der Luft lag.

»Bedient euch«, sagte Alex. Auf einer französischen Kommode aus dem achtzehnten Jahrhundert standen ein paar abgedeckte Silberplatten. Calum sprang auf und hob einen der Deckel hoch.

»Hotdogs?«, stöhnte er. »Wir sitzen hier in einem Zimmer aus dem Haus des Marquis de Cabris und essen ausgerechnet *Hotdogs*?«

»Ich mag Hotdogs nun mal«, erwiderte Alex. »Und die Franzosen auch. Sei doch nicht so ein Snob, Calum. Das ist keine besonders schöne Eigenschaft. Außerdem waren die Leute, die in diesem Raum hier gewohnt haben, lange nicht so vornehm, wie du vielleicht denkst. Die haben in die Ecken gepinkelt.«

»Weißt du das aus deinen Erinnerungen?« Calum quietschte vor Lachen.

»Nein, das hab ich gelesen«, gab Alex schnippisch zurück.

Haven nahm sich keinen Hotdog, goss sich jedoch eine Tasse Kaffee aus einer silbernen Kanne ein, die aussah, als hätte sie noch vor Kurzem in einer anderen Abteilung des Museums gestanden.

»Mist!«, rief Calum auf einmal. Er hatte aus Versehen etwas Senf auf das dreihundert Jahre alte Polster seines Sessels gekleckert und tupfte nun mit einer weißen Baumwollserviette daran herum.

»Okay«, sagte Alex, die Calums Fluchen ignorierte. »Spuck's aus, Haven. Wer war das Mädchen mit dem goldenen Kleid?«

»Was wisst ihr über die Geschichte der OG?«, fragte Haven.

»Nicht viel«, erwiderte Calum und blickte von dem Fleck auf. »Die einzige Geschichte, die mich interessiert, ist meine eigene.«

»Jetzt lass doch Haven endlich mal erzählen.« Alex schnaubte ungeduldig.

Haven zögerte, aber ihr fiel kein Grund ein, warum sie es ihnen nicht erzählen sollte. »In den 1920ern war ich ein Mädchen namens Constance. Sie war eins der Gründungsmitglieder der Ouroboros-Gesellschaft. Ich hatte als kleines Kind schon Visionen aus ihrem Leben. Sie und ihr Freund sind im Jahr 1925 in einem Feuer ums Leben gekommen. Ich wusste, dass der Brand kein Unfall gewesen ist, darum bin ich vor ungefähr anderthalb Jahren nach New York gekommen, um rauszufinden, was wirklich passiert ist.«

»Und was *ist* passiert?« Alex rutschte bis zur äußersten Kante ihres Sessels vor.

»Sie sind beide von einem Mädchen ermordet worden, das in Constances Freund verliebt war.« Haven verschwieg, dass dieses Mädchen inzwischen als Padma Singh wiedergeboren worden war.

»Oh mein Gott!«, rief Alex. »Das ist ja schrecklich! Und Constance hat diesen Typen wirklich geliebt – den, mit dem sie zusammen gestorben ist?«

»Ja.«

»Dann findet ihr euch vielleicht wieder! Weißt du, solche Sachen passieren wirklich ziemlich oft. In der OG gibt es einen ganzen Haufen Leute, die behaupten, ihre große Liebe wiedergefunden zu haben.«

Haven widerstand dem Drang, mehr zu erzählen. Sie kannte Alex und Calum nicht gut, aber sie war sich ziemlich sicher, dass sie ihnen nicht unbedingt ihre Geheimnisse anvertrauen sollte.

»Wir haben uns schon gefunden.«

»Und?«, bohrte Calum nach.

»Was ist passiert?«, wollte auch Alex wissen.

»Als Erstes hat er mich enttäuscht. Und dann ist er gestorben. Wieder in einem Feuer.«

»Du redest über Iain Morrow, oder?«, fragte Alex.

»Woher weißt du das?«

»Ach, komm schon, Haven, glaubst du denn, wir lesen keine Klatschblätter? Du bist die Erbin des Morrow-Vermögens. Um ehrlich zu sein, sind wir ein kleines bisschen beleidigt, dass du es uns nicht von selbst gesagt hast. Ich dachte schon, Iain hätte vielleicht schlecht über uns geredet oder so.«

»Ihr kanntet Iain?« Jetzt war es an Haven überrascht zu sein.

»Klar«, erwiderte Alex. »Ich hab ihn in der OG kennengelernt. War eine Weile ziemlich gut mit ihm befreundet. Ich bin sogar ein paarmal mit ihm ausgegangen. Nur zur Show natürlich. Wir brauchten beide ein bisschen Publicity.«

»Ach, Iain ist ein Idiot«, sagte Calum. »Verdammt heiß, aber ein Idiot.«

»Ja«, pflichtete Alex ihm traurig bei.

»Warum?«, wollte Haven wissen. »Was hat er denn gemacht?«

»Wir standen uns wirklich mal recht nah«, erzählte Alex, »aber dann hat er eines Tages ganz plötzlich beschlossen, dass er nicht mehr mit mir befreundet sein will.«

»Ganz ohne Grund?«

»Na ja ...« Alex sah Calum an.

»Los, sag's ihr schon«, drängte er.

»Vor ein paar Jahren war mein OG-Konto mal ziemlich leer gefegt. Ich hatte nur ein paar Punkte für eine kleine Korrektur hier und da ausgegeben. Außerdem hatte ich alle Hände voll mit meiner Oscar-Kampagne zu tun. Du hast ja keine Ahnung, wie teuer so was werden kann. Irgendwann hatte ich das Gefühl, jedem, mit dem ich mich traf, Punkte zahlen zu müssen. Na ja, jedenfalls hat die frühere Präsidentin der OG – diese Schlampe Padma Singh – immer ein Riesentheater darum gemacht, dass die Leute auch ja genug Punkte auf ihrem Konto hatten. Ich bin unter die Fünfzehnpunktegrenze gefallen und wurde prompt davon in Kenntnis gesetzt, dass ich sofort welche verdienen müsste, wenn ich in der Gesellschaft bleiben wollte.

Iain wollte mir Punkte leihen, aber dann hat Padma mich angerufen und mir einen Job angeboten. Sie brauchte jemanden, der jung und unschuldig aussah, um irgendeinem hohen Tier aus der OG, das gerade in Paris Urlaub machte, Drogen zu überbringen. Es hätte noch nicht mal einen Tag gedauert, ich hätte eine Gratisreise nach Frankreich bekommen und genug Punkte verdient, um mein Konto

wieder auszugleichen. Das Angebot war einfach zu gut, um es auszuschlagen, und ich war damals noch ziemlich naiv. Ich hab ihr gesagt, dass ich den Job machen würde.«

»Du hast Drogen geschmuggelt?«, fragte Haven.

»Nein. Am Ende hab ich mich doch dagegen entschieden. Ich hab einen anderen Weg gefunden, um mein Konto auszugleichen.«

»Alex will noch nicht mal *mir* erzählen, was sie dafür machen musste«, sagte Calum, woraufhin das Mädchen ihm einen finsternen Blick zuwarf.

»Ich hab versucht, Iain zu erreichen, doch er war so sauer darüber, dass ich die Sache mit den Drogen auch nur in Erwägung gezogen hatte, dass er nicht mehr mit mir reden wollte.«

»Der hat sich immer für was Besseres gehalten«, schnaubte Calum. »Als wären wir irgendwie schmutzig oder so.«

»Ja«, bestätigte Alex, »und ich hab nie verstanden, warum. Er war ja nun selbst nicht gerade ein Kind von Traurigkeit. Der hatte alle hübschen Mädchen in der OG durch, bevor er achtzehn war.«

»Davon hab ich gehört«, sagte Haven. Ein paar Jahre zuvor hatte sich Iain in der OG einen Namen als unverbesserlicher Herzensbrecher gemacht, um seine wahre Identität vor Adam zu verbergen. Wie es aussah, waren auch Alex und Calum auf seine Maskerade hereingefallen.

»Hast du mich deswegen nach Mia Michalski gefragt?«, wollte Alex wissen.

»Iain und Mia?« Haven erinnerte sich an den Kuss, den Iain Mia auf die Wange gegeben hatte. Sie hatte sich eingeredet, dass er rein freundschaftlich gewesen war. Wahrscheinlich war er das auch gewesen. Aber warum hatte Iain nicht erwähnt, dass Mia eins der Mädchen gewesen war, mit denen er damals ›ausgegangen‹ war?

»Ja, sie haben zwar versucht, es geheim zu halten, aber jeder wusste, dass sie zusammen waren. Und dann ist Mia plötzlich verschwunden, und Iain hat offenbar beschlossen, dass er auf reifere Frauen steht, und schnüffelte nur noch Padma Singhs scheinotem Gerippe hinterher. Allerdings ...« – Alex biss in einen Hot-dog – »... das war alles damals in den finsternen Tagen der OG. Heute ist das Ganze keine riesige Orgie mehr.«

»Nein, heute sind alle plötzlich total rechtschaffene Bürger«, spottete Calum. »Wenn du mich fragst, gehörte Iain eigentlich immer mehr zu diesen gruseligen Robotern als zu uns.«

»Robotern?«, murmelte Haven, der es immer schwerer fiel, ihre Rolle in dieser Unterhaltung überzeugend weiterzuspielen. Wenn Iains Frauengeschichten nur ein Ablenkungsmanöver gewesen waren, warum hatte er dann seine Beziehung mit Mia geheim gehalten?

Calum verdrehte die Augen, als würde ihn schon die bloße Erwähnung dieses Themas wütend machen. »Bist du in der OG schon vielen jungen Leuten begegnet?«

»Nein«, erwiderte Haven.

»Ich nenne sie immer Roboter. Die meisten von ihnen nehmen diese ganze Ewigkeitssache viel zu ernst. Alles, woran die denken können, ist ihre glorreiche Zukunft.«

»Ja, es ist echt erstaunlich, wie sehr die OG sich verändert hat«, pflichtete Alex ihm bei.

»Und zwar zum Schlechten«, fügte Calum hinzu. »Kannst du dir auch nur im Entferntesten vorstellen, wie das wird, wenn diese ganzen RoboterKinder von Halcyon Hall ihren Abschluss haben?«

»Du meinst, die Kinder von der Schule, die Adam gegründet hat? Wieso? Wie sind die denn so?« Plötzlich bekam Haven ein schlechtes Gewissen. Sie hatte Adams junge Rekruten beinahe vergessen.

»Mit so jemandem wie mir dürfen die gar nicht reden«, erzählte Calum. »Ihr Anführer ist dieser Milo Elliot. Der ist eine totale Marionette. Ich wette, der hat schon bei Brooks Brothers eingekauft, als er noch in der Grundschule war.«

»Adam *liebt* Milo«, erklärte Alex.

»Ja«, knurrte Calum. »Wahrscheinlich sollten wir anderen uns einfach damit abfinden. Adam hat mit seiner Roboterarmee noch eine ganze Menge vor. Ich tippe ja auf die Weltherrschaft.«

»Die Weltherrschaft? Wovon redest du eigentlich?« Alex verdrehte die Augen. »Die Kinder von Halcyon Hall sind die reinsten Musterschüler. Die sind nicht *böse*.«

»Das glaubst du«, erwiderte Calum unheilschwanger. »Aber meine Quellen behaupten was ganz anderes.«

»Du und deine Quellen, ihr hattet schon immer einen kleinen Schatten«, gab Alex zurück. »Ich lasse bestimmt nicht zu, dass du Haven solch einen Mist einred-est. Warum gehen wir nicht mit ihr zu der Wohltätigkeitsveranstaltung und lassen sie sich selbst ein Urteil machen?«

»Vergiss es!«, protestierte Calum. »Ich will nicht dafür verantwortlich sein, dass Haven vor Langeweile stirbt.«

»Wohltätigkeitsveranstaltung?«, wiederholte Haven.

»Was hast du heute Abend vor?«, fragte Alex unschuldig.

Als Haven die vielen OG-Mitglieder sah, die geschäftig die Stufen vor dem Rathaus hinaufeilten, war sie froh, dass sie das konservativste Kleid angezogen hatte, das sie besaß. Alex wirkte mit ihrem Faltenrock und der Perlenkette mehr wie eine Kindergärtnerin als ein Filmstar. Selbst Calum hatte sein Hemd bis oben hin zugeknöpft und dem Ganzen mit einer dunkelrot und marineblau gestreiften Krawatte den letzten Schliff verpasst.

»Ihr hättet ruhig erwähnen können, dass die Party in der City Hall stattfindet«, flüsterte Haven. In das Licht riesiger Scheinwerfer getaucht, gab das zweihundert Jahre alte Wahrzeichen eine atemberaubende Kulisse ab.

»Mach den Mund wieder zu, Süße«, sagte Calum schlecht gelaunt. Er hatte keine Lust, seinen Abend bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung zu verschwenden und hatte während der Fahrt in die Stadt so viel genörgelt, dass Alex damit gedroht hatte, ihn aus dem Auto zu werfen. »Der Bürgermeister versucht doch bloß, sich ein paar Punkte dazuzuverdienen.«

»Soll das heißen, der Bürgermeister vermietet die City Hall?«

»Wenn du die richtigen Leute kennst, kannst du in New York alles mieten«, erklärte Alex. »Für fünfzehn Punkte könntest du eine Cocktailparty in der Freiheitsstatue schmeißen. Falls du dich je entschließt, der Gesellschaft beizutreten, geb ich 'ne Fete auf dem Dach des Empire State Building.«

In der prunkvollen weißen Rotunde des Gebäudes angelangt, wo früher einmal der Sarg von Abraham Lincoln gestanden hatte, huschten die drei an den Sicherheitsleuten vorbei. Sie folgten den anderen Gästen die herrschaftliche Treppe hinauf und gelangten schließlich in einen Raum mit leuchtend grünen Wänden, an denen unbezahlbare, goldgerahmte Gemälde hingen.

Trotz all des Prunks im Govenor's Room war die Stimmung eher gedämpft. Im Gegensatz zu anderen Partys der OG, auf denen Haven bisher gewesen war, würde auf dieser hier der Alkohol wohl eher sparsam fließen und auch nicht viel nackte Haut zu sehen sein. Die Gesprächsfetzen, die Haven aufschnappte, während sie und

ihre Begleiter durch die Menge schlenderten, waren so langweilig, dass ihr nichts davon im Gedächtnis blieb.

»Guck mal. Da ist ja der Mann der Stunde.« Calum griff plötzlich nach Havens Hand und flüsterte ihr ins Ohr. »Das da ist Milo. Na, was hab ich dir gesagt? Ist der Typ ein Roboter, oder nicht?« Er deutete auf einen adretten jungen Mann von vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahren. Milo war blond und hellhäutig und eigentlich in jeder Hinsicht völlig unscheinbar. Selbst sein Anzug war von der Stange und wirkte keineswegs schicker als die Uniformen der OG-Drohnen. Dennoch war Milo ganz offensichtlich wichtig. In dem glatzköpfigen Mann, mit dem er gerade plauderte, erkannte Haven den Geschäftsführer der größten New Yorker Bank wieder. Gerade hatte Milo etwas gesagt, das den Mann zum Lachen brachte.

»Ich dachte, die Welt zu verändern ist nicht so euer Ding.« Haven fuhr herum und stand Owen Bell gegenüber, der in seinem eher konservativen Anzug umwerfend aussah. Er lächelte sie an. »Aber schön, *dich* wiederzusehen. Ich bin ja echt froh, dass die beiden es geschafft haben, dich mal aus deinem Nobelhotel herauszubekommen.«

»Danke«, sagte Haven. »Und was machst du hier?«

»Genau, was machst *du* eigentlich hier, Owen?«, wollte Calum wissen, als hätte Owen ohne Einladung die Party gestürmt.

»Wie du dich vielleicht erinnerst, Calum, arbeite ich bei der Ouroboros-Gesellschaft. Ich werde dafür bezahlt, hier zu sein.«

»Stimmt. Wie konnte ich das nur vergessen? Owen widmet sich ja voll und ganz der Aufgabe, den Robotern bei der Übernahme der Weltherrschaft zu helfen«, erklärte Calum.

Sein Tonfall war locker, aber sein Blick wirkte ernst. »Er ist ein Verräter an der Menschheit.«

»Wer weiß? Vielleicht bin ich ja auch ein Doppelagent«, scherzte Owen. »Und beschütze die Menschheit vor Milo.«

»Macht ihr ruhig eure Witze, ich verstehe jedenfalls immer noch nicht, warum Adam seine Zeit mit diesem Typen verschwendet«, sagte Alex. »Du bist doch der mit den brillanten Ideen, Owen. Du bist derjenige, auf den Adam wirklich hört.«

»Adam hört auf dich?«, fragte Haven Owen und versuchte, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Vielleicht hatte sie sich in Owen getäuscht. Vielleicht war seine Seele schon zu beschmutzt, um sie noch zu retten.

»Er will mich nur bei Laune halten«, korrigierte Owen.

»Owen ist viel zu bescheiden«, fiel Alex ihm ins Wort. »Alle tollen Verbesserungsvorschläge sind von ihm. Er erzählt Adam von seinen Ideen und der setzt sie dann in die Tat um.«

»Du übertreibst, Alex«, sagte Owen verlegen.

»Ach ja? Immerhin hast du Adam dazu gebracht, Mitgliedern unter einundzwanzig ihre Schulden zu erlassen, und du hast dabei geholfen, die richtig harten Drogendealer rauszuschmeißen.«

»Das hat Adam alles akzeptiert?«, fragte Haven verwundert. Wenn das die Wahrheit war, hatte sie hiermit den ersten Beweis dafür, dass die OG sich tatsächlich veränderte.

»Ja, es dauert nicht mehr lange, bis in der Gesellschaft alles nur noch ganz seriös und langweilig ist«, mischte sich Calum wieder ein. »Wir wollen doch schließlich nicht, dass irgendwelche unschönen Gerüchte über kriminelle Machenschaften Milos Karriere im Weg stehen, oder?«

»Meine Vorschläge hatten nie zum Ziel, Milo zu helfen«, stellte Owen richtig. »Ich mag ihn auch nicht mehr als ihr. Aber wenn Adam nun mal davon überzeugt ist, dass Milo die Zukunft der OG ist, kann ich mich ja wohl wenigstens darum bemühen, dass es eine Zukunft ist, mit der ich leben kann. Wenn ihr mich jetzt einen Moment entschuldigt, es wird Zeit, dass ich die große Hoffnung der Gesellschaft auf die Bühne bringe.«

»Wie lange kennt ihr drei euch eigentlich schon?«, fragte Haven, als Owen wieder in der Menge verschwunden war.

»Seit einem Jahr oder so«, erwiderte Alex. »Calum hat Owen zum ersten Mal gesehen, kurz nachdem er Mitglied geworden ist, und sofort beschlossen, ihm einen besonders warmen Empfang zu bereiten.«

»Hat nicht funktioniert«, erklärte Calum. »Anscheinend bin ich nicht Owens Typ. Was total verrückt ist – ich bin schließlich *jedermanns* Typ!«

»Owen ist erst seit einem Jahr Mitglied, und trotzdem hört Adam auf ihn?«, fragte Haven.

»Er ist ein talentiertes Bürschchen, unser Owen Bell«, bemerkte Calum spitz. »Ich wünschte, ich käme genauso aufrichtig rüber.«

»Meine Damen und Herren!« Ein älterer Herr in einem Tweedanzug hatte das Podium im vorderen Teil des Raums betreten. »Dürfte ich kurz um Ihre Aufmerksamkeit bitten?«

»Wer ist das?«, flüsterte Haven Calum zu.

»Jeffrey Lemke. Der neue Präsident der OG. Er ist der Nachfolger von Padma. Im Vergleich zu unserer teuflischen Ms Singh ist er in etwa so charismatisch wie eine Wollmaus.«

»Vielleicht ist das nicht das Schlechteste«, bemerkte Haven, als Lemke anfang zu reden.

»Ich möchte Ihnen nun gern den jungen Mann vorstellen, wegen dem Sie heute alle gekommen sind. Im Alter von neun Jahren war Milo der erste Schüler, der in Halcyon Hall aufgenommen wurde. Im Mai wird er seinen Abschluss mit Bestnoten absolvieren und im September in Yale sein Studium beginnen. Milo ist nicht nur der hellste Stern am Himmel der Ouroboros-Gesellschaft, er ist auch die Zukunft der Organisation. Heute Abend wird er uns einen kleinen Einblick in das verschaffen, was diese Zukunft für uns bereithält.«

Die Menge applaudierte höflich.

»Vielen Dank, Jeffrey«, übernahm Milo. Er sah auf seine Notizen und drehte sich dann kurz zu dem Porträt von George Washington um, das über dem Podium hing. Als er sich wieder seinem Publikum zuwandte, wirkte Milo wie ausgewechselt. Der unscheinbare, blonde Junge war verschwunden. Stattdessen blickte eine selbstsichere Führungspersönlichkeit mit einem warmen, einnehmenden Lächeln auf die Menge herab. »Wenn ich einen Blick in die Gesichter der heute Abend hier versammelten Menschen werfe, sehe ich mich den Besten und Klügsten des Landes gegenüber. Ich sehe Künstler, Geschäftsleute, Philanthropen, Erfinder, Wissenschaftler – in diesem Raum sind genug Geld, Begabung und Intelligenz versammelt, um den Lauf der Geschichte zu verändern.

Und genau das ist seit jeher das Ziel der Ouroboros-Gesellschaft gewesen. Nachhaltiger Wandel. Als August Strickland im Jahr 1923 diese Organisation gründete, führte er die ersten Ewigen zu einem ganz bestimmten Zweck zusammen. Er hatte eine Vision von einer Welt, in der unsere einzigartigen Fähigkeiten und unser Wissen etwas bewirken können. Leider hat sich dieser Traum in den letzten neunzig Jahren nicht erfüllt. Ironischerweise hat sich, je mehr die Ouroboros-Gesellschaft an Macht gewann, unser Einfluss auf die Welt verringert. Wir haben

uns zu sehr auf unsere eigenen belanglosen Wünsche und Bedürfnisse konzentriert. Wir haben vergessen, dass wir nicht zurück auf die Erde geschickt worden sind, um unsere eigenen Taschen zu füllen, sondern um die Zukunft zu gestalten und den vom Schicksal weniger Begünstigten würdige Führer zu sein.«

Haven erschauerte. Nur wenige Zentimeter von ihr entfernt war ein schwarz gekleideter Mann aufgetaucht. Adam lächelte ihr kurz zu, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder dem Redner zuwandte. Haven hatte das Gefühl, als würden sie beide durch einen unsichtbaren Schild abgeschirmt – eine Blase, die durch nichts zum Zerplatzen gebracht werden konnte. Es war, als könnte ihr nichts je etwas anhaben, solange Adam an ihrer Seite war.

»Meine Damen und Herren«, fuhr Milo fort. »Ich glaube, die Zeit ist gekommen, da wir unsere Talente höheren Zielen widmen sollten. Von dem Tag an, an dem ich mein Yale-Studium abgeschlossen haben werde, möchte ich mein Leben darauf verwenden, anderen zu dienen. Durch ein öffentliches Amt kann ich meinen bescheidenen Beitrag dazu leisten, die Zukunft unserer Stadt, unseres Bundesstaats und die ganz Amerikas positiv zu beeinflussen. Und ich bin nicht der einzige Schüler von Halcyon Hall mit solchen Zielen. Die nächste Generation von Ouroboros-Mitgliedern ist sich bewusst, dass es unsere *Bestimmung* ist, die Welt auf den rechten Weg zu leiten. In zehn Jahren werden wir Amerikas Politiker, Wissenschaftler und Geschäftsleute sein. Mit Ihrer Unterstützung werden wir in den nächsten fünfundzwanzig Jahren Präsidenten, Nobelpreisträger und die Vorstände der wichtigsten Unternehmen des Landes stellen.

Ich stehe heute hier, um Sie um Ihre Unterstützung zu bitten. Dies ist Ihre Chance, Ihren Reichtum und Ihre Macht dafür zu nutzen, die Zukunft mitzugestalten. Überweisen Sie einfach so viele Punkte, wie Sie erübrigen können, auf das Konto der Halcyon-Hall-Stiftung. Wir werden die Spenden dokumentieren und sind für jeden Beitrag dankbar. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und genießen Sie weiterhin die Feier.«

Diesmal war der Applaus lauter und herzlicher.

»Guten Abend, Haven«, begrüßte Adam sie, nachdem es wieder etwas ruhiger geworden war. »Ich hatte gar nicht erwartet, dich heute hier zu treffen.«

»Ich bin mit Alex und Calum gekommen.« Haven deutete auf die Stelle, wo die zwei einen Moment zuvor noch gestanden hatten, doch sie waren verschwunden.

»Und, was meinst du?«

Haven warf einen Blick zu Milo hinüber, der nun ein paar Leuten aus seinem von Ehrfurcht ergriffenen Publikum die Hände schüttelte. Calum und Alex standen ein Stück abseits und beobachteten das Treiben kichernd.

»Er ist ein eindrucksvoller Redner. Ich hätte nicht gedacht, dass jemand, der so jung ist, eine solche Ausstrahlung haben kann«, sagte Haven. »Aber seine Rede hat mich doch ein bisschen verwirrt. Milo hat gesagt, er will, dass die Mitglieder der Gesellschaft die Welt, in der sie leben, verändern. Widerspricht das denn nicht all deinen Grundsätzen? Ich dachte, es wäre gerade dein Ziel, dass die Mitglieder so mit den Punkten auf ihren eigenen Konten beschäftigt sind, dass sie gar nicht dazu kommen, die Welt zu verbessern.«

»Man könnte vielleicht sagen, dass sich meine Strategie ein wenig gewandelt hat«, erwiderte Adam. »Ich habe beschlossen, einen anderen Weg einzuschlagen. Die OG der Zukunft wird ganz anders aussehen als die, die du kennengelernt hast.«

»Alex hat gesagt, du arbeitest mit Owen Bell zusammen. Sie meinte, er sei dafür zuständig, den Ruf der Gesellschaft aufzupolieren – und dass du all seinen Verbesserungsvorschlägen zugestimmt hast. Ist das wahr?« Haven konnte es noch immer kaum glauben.

»Ja. Owen ist sehr begabt«, bestätigte Adam. »Es ist immer besser, ein solches Talent auf der eigenen Seite zu haben, als dagegen anzuarbeiten. In Wahrheit verlasse ich mich voll und ganz auf Mr Bell. Milo ist lediglich das *Gesicht* der Zukunft. Owen dagegen wird ihr Herz und ihre Stimme sein. Er hat die Rede geschrieben, die du gerade gehört hast.«

»Wirklich?« Haven suchte die Menge nach Owen ab und fand ihn schließlich am anderen Ende des Raums, von wo aus er Milo mit finsterner Miene beobachtete. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sah wütend aus.

»Ich wünschte, Mr Bell könnte seine Reden selbst halten, anstatt sie nur zu schreiben, aber er bevorzugt es aus verschiedenen Gründen, hinter den Kulissen zu arbeiten.« Adams Augen lagen nun fest auf dem jungen Mann. Sein Blick erinnerte an einen Zoologen, der ein seltenes und faszinierendes Tier betrachtet. »Ich bin Owen schon in mehreren seiner Leben begegnet, und die Art, wie er mit Worten umzugehen vermag, hat mich schon immer beeindruckt. Trotzdem hatte ich bis vor Kurzem das Gefühl, mit ihm nur meine Zeit zu verschwenden.«

»Warum?«, fragte Haven.

»Soweit ich das beurteilen kann, ist Owen Bell unbestechlich«, erklärte Adam, der beinahe erstaunt über seine eigenen Worte zu sein schien. »Ich kann mich nicht erinnern, jemals einem Menschen wie ihm begegnet zu sein. Owen hat mehr als dreitausend Punkte auf seinem Ouroboros-Konto. Er hat nie auch nur einen einzigen davon ausgegeben, und ich bezweifle, dass sich das je ändern wird. Ich bin sehr froh, dass ihr zwei die Gelegenheit hattet, euch kennenzulernen. Owen könnte einen Freund gut gebrauchen. Wirklich schade, dass du bald wieder abreisen musst.« Bei dem letzten Satz schien ihm etwas einzufallen, und Adams Stimme wechselte von freundlich zu formell. »Ich sollte nicht noch mehr von deiner Zeit beanspruchen, Haven. Ich bin nur zu dir gekommen, um mich bei dir zu entschuldigen. Es tut mir leid, dass wir Beau noch immer nicht gefunden haben. Aber Commissioner Williams hat mir versichert, dass es sich nur noch um Tage handeln kann – wenn nicht sogar um Stunden –, bis es so weit ist. In der Zwischenzeit wende dich doch bitte jederzeit an meine Leute von der Gesellschaft, wenn es irgendetwas gibt, wodurch wir dir deinen Aufenthalt angenehmer gestalten können.«

»Danke«, entgegnete Haven, die nun mehr als nur ein bisschen verwirrt war. Hatte er seine Versuche, sie für sich zu gewinnen, etwa so leicht aufgegeben?

»Dann entschuldige mich jetzt bitte. So gern ich meinen Abend auch mit dir verbringen würde, ich muss mich um meine anderen Gäste kümmern.«

»Du willst mich hier ganz allein stehen lassen?«, hörte Haven sich selbst kokett fragen.

Adam nickte ernst. Haven fiel auf, dass er sogar noch blasser als gewöhnlich war, und seine Augen hatten ihren Glanz verloren. Er sah aus wie jemand, der unerträgliche Schmerzen litt. War es möglich, solche Qualen vorzutäuschen?, fragte sie sich. »Ich *muss* gehen. Um deinetwillen«, beharrte Adam. »Gestern musste ich mich mit einer schrecklichen Erkenntnis auseinandersetzen. Die ganze vergangene Woche über habe ich die Tatsache zu ignorieren versucht, dass du nicht in New York bleiben wirst. Ich bin der Versuchung erlegen, Haven. Ich habe mir gestattet, Dinge zu fühlen, die ich mir geschworen hatte, nie wieder zuzulassen. Aber bald wird Beau wieder auftauchen, und dann verliere ich dich ein weiteres Mal. Wenn ich nicht ein bisschen Distanz zwischen uns bringe, wird der Schmerz zu groß sein, um ihn noch zu ertragen. Ich habe Angst, dass ich dich sonst nicht werde

gehen lassen können, wenn der Tag gekommen ist. Ich weiß, wie das für dich klingen muss, doch ich muss ehrlich zu dir sein. Ich hoffe, du kannst mir vergeben.«

»Aber ...« Haven setzte an, um ihm zu widersprechen, bevor die Bedeutung seiner Worte gänzlich zu ihr durchdrang. Der Adam Rosier, den sie kannte, hätte sie niemals gewarnt. Er hätte sich kein Vergnügen versagt, selbst wenn es auf Kosten von jemand anderem gegangen wäre. Bis zu diesem Augenblick war Haven nie auch nur in den Sinn gekommen, dass Adam sein Versprechen ernst gemeint hatte. Sie hatte trotzdem seine Hilfe angenommen, ja. Und sie war ihm auch dankbar für seine Mühen. Aber sie war nie auf die Idee gekommen, dass Adams Liebe für sie aufrichtig sein könnte – oder dass ihr Glück ihm wichtiger sein könnte als sein eigenes. Vielleicht war das alles auch bloß inszeniert – ein neuer Trick, den er ersonnen hatte, um Haven zurück in seine Arme zu locken. Oder vielleicht – nur ganz vielleicht – war der Mann, der jetzt neben ihr stand, ein völlig anderer Adam Rosier.

»Gute Nacht, Haven«, sagte er.

Haven sah Adam nach, wie er in der Menge verschwand und sie allein zurückließ.

»Was hast du denn mit unserem großen Boss gemacht, Haven?« Calum stand auf einmal neben ihr, mit Alex im Schlepptau. »So hab ich ihn noch nie gesehen. Und jetzt guck sich einer das an – du wirst ja rot wie eine Jungfrau in einem Sexshop! Willst du mir vielleicht immer noch weismachen, ihr zwei wärt nicht mehr als *Freunde*?«

»Was geht dich das an?«, fragte Haven, plötzlich wütend. »Und warum beobachtest du mich eigentlich?«

»Ach, kümmer dich nicht um Calum«, riet Alex ihr und verdrehte die Augen. »Er ist entsetzlich neugierig, aber er meint es in den seltensten Fällen böse.«

Haven dachte an die Zeit, als ihr Leben noch einfach gewesen war. Iain war ihr Seelenverwandter. Beau war ihr bester Freund. Die Ouroboros-Gesellschaft war rettungslos korrupt. Adam war böse. Bis vor ein paar Wochen hatte sie keine Ahnung davon gehabt, dass die Horae sie auf Schritt und Tritt beobachteten. Und Mia Michalski war nichts als ein Name gewesen. In nur zwei kurzen Wochen war ihre gesamte Welt in tausend Stücke zerbrochen. Haven würde die Scherben wieder zusammensetzen müssen. Und sie würde mit einer der wenigen Sachen anfangen, bei der sie sich noch sicher war: Beau war ihr bester Freund, und solange sie ihn nicht gefunden hatte, war alles andere unwichtig.

Sie legte einen Cinderella-gleichen Abgang aus der City Hall hin, stürmte die Treppe hinunter und auf die Straße zu, die das Gebäude umgab. Den Van, der am Rand des Broadway geparkt war, bemerkte sie nicht, und erst als sie von hinten gepackt wurde, begriff sie, dass Chandra und Cleo ihr draußen aufgelauert hatten. Frierend und misstrauisch wurde Haven so lange im hinteren Teil des Vans hin und her geschleudert, dass sich eine enorme Wut in ihr zusammenbraute. Nach einer Weile hielt der Van, die Türen gingen auf, und Chandra sprang zu ihr herein.

»Bind dir das hier um«, befahl sie und hielt Haven eine Augenbinde hin.

»Du kannst mich mal«, knurrte Haven.

»Bind es dir um«, wiederholte Chandra.

Haven gab nach, und ihre Entführerinnen schleiften sie aus dem Van wie einen Mehlsack. Jede Frau hielt einen ihrer Arme umklammert und zerrte sie vorwärts. Schnee drang in Havens Schuhe und Gestrüpp peitschte gegen ihre Knöchel. Wo waren sie? In einem Wald? Endlich ließen die beiden ihre Arme los.

»Zähl bis sechzig und nimm dann die Augenbinde ab«, kommandierte Chandra.

Haven hörte, wie die beiden den Weg zurückgingen, den sie gekommen waren. Als sie die Augenbinde abnahm, fand sie sich wie vermutet in einem dichten Wald wieder. Zwischen den Zweigen sah sie etwas Helles flackern. Sie stapfte los und gelangte auf eine verschneite Lichtung mitten im Nirgendwo. In der Mitte bran-

nte ein Lagerfeuer, und auf einem gefällten Baumstamm, ein Stück von den Flammen entfernt, saß Phoebe. Sie schien sich vollkommen wohl zu fühlen, obwohl ihr beiges Kleid und der dazu passende Mantel besser in irgendeine Chefetage gepasst hätten als in diese Wildnis.

»Ich glaub's einfach nicht, dass Sie mich haben kidnappen lassen! Wo sind wir?«, verlangte Haven zu wissen. Ringsum bildete das dichte Netz von Kiefernzweigen ein undurchdringliches Dickicht.

»Bleib ganz ruhig, Haven«, sagte Phoebe beschwichtigend, als spräche sie mit einem überdrehten Kind. »Wir haben dich nicht entführt. Das hier ist nur ein Ort, an dem wir uns eine Weile ungestört unterhalten können.«

»Über *was* unterhalten? Nach dieser Aktion helfe ich Ihnen garantiert bei gar nichts mehr. Wir haben nichts mehr zu bereden.«

»Ich kann dich natürlich nicht dazu zwingen, aber ich würde dir auch nicht empfehlen, dich von hier aus allein auf den Heimweg zu machen.« Phoebe deutete auf den Wald, der sie umgab. »Ich weiß mit ziemlicher Sicherheit, dass sich in diesem Wald ein paar gefährliche Kreaturen herumtreiben.«

»Hören Sie auf, mir Angst einzujagen!«, fauchte Haven und machte einen Schritt auf das Feuer zu. Sie mochte das Gefühl der Dunkelheit in ihrem Rücken nicht.

»Chandra hat mir deine Nachricht überbracht. Du hast dich also dafür entschieden, deine Vereinbarung mit den Horae zu brechen. Stimmt das?«

»Ja. Ich will Ihre Hilfe nicht mehr. Ich werde Beau auch allein finden.« In der Sekunde, in der die Worte ihren Mund verließen, zweifelte Haven auch schon daran. Doch auf ihrer Fahrt im Van hatte sie etwas begriffen. Haven hatte am eigenen Leib erfahren, wie weit die Schwestern gehen würden, um sie dazu zu bewegen, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Irgendetwas sagte ihr, dass Beau und sie ohne die Horae besser dran wären. Aber sicher konnte sie sich natürlich nicht sein.

Phoebe lachte. »Allein? Glaubst du etwa, der Magos lässt New York City wirklich nach deinem Freund absuchen? Woher willst du wissen, dass nicht er derjenige ist, der Beau hat entführen lassen? Woher willst du wissen, dass seine Grauen den Jungen nicht in diesem Moment foltern?«

»Das würde er nicht tun«, widersprach Haven. Sie sah Adam vor sich, wie er auf der Wohltätigkeitsfeier von ihr wegging. Wenn er Beau benutzt hätte, um sie nach New York zu locken, hätte er nicht so einfach von ihr abgelassen. Irgendwie hatte diese einfache Geste Havens Herz dazu gebracht, eine Schlussfolgerung

zu ziehen, die ihr Verstand noch immer nicht ganz erfassen konnte. »Er hat sich geändert.«

»Hat er das? Und wie viele Menschenleben würdest du darauf verwetten?« Phoebe stocherte mit einem Stock im Feuer herum, und die Glut knackte und sprühte Funken. »Ich hatte gehofft, du wärest in diesem Leben ein bisschen intelligenter. Leider bist du genauso dumm, wie du es schon immer gewesen bist.«

»Ich würde mich an Ihrer Stelle mit den Beleidigungen etwas zurückhalten«, warnte Haven die Frau. »Haben Sie überhaupt eine Ahnung, was Adam tun würde, wenn er wüsste, dass Sie mich heute gekidnappt haben?«

»Oh ja, dein tapferer Ritter käme sicher sofort auf seinem edlen Hengst hergeritten, um seine Prinzessin zu retten und ihre Feinde in die Flucht zu schlagen«, knurrte Phoebe. »Dieses Mal hat er dich ziemlich schnell überzeugt, was? Er behauptet, er hätte seine Fehler eingesehen, und schon liegst du ihm zu Füßen. Hast du vergessen, dass hier eine ganze Menge Leben auf dem Spiel stehen? Was ist mit den Kindern, die der Magos seit über zehn Jahren in die OG lockt? Kümmert es dich denn kein bisschen, was aus ihnen wird?«

»Natürlich *kümmert* mich das. Aber ich habe noch nirgendwo einen Beweis dafür gefunden, dass diese Kinder in Gefahr sind. Ich war vorhin auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung von Halcyon Hall und ...«

»Ja, der Magos hält in letzter Zeit eine ganze Menge Wohltätigkeitsveranstaltungen ab. Was auch immer er vorhat, es scheint teuer zu sein.«

»Tja, auf mich hat die Feier jedenfalls einen ziemlich seriösen Eindruck gemacht«, gab Haven trotzig zurück. »Ich habe Adam auch schon mit einigen der Kleinen erlebt. Er geht sehr liebevoll mit ihnen um.«

»Liebevoll?«, wiederholte Phoebe. »Ach, du armes, *dummes* Geschöpf.«

»Es interessiert mich nicht, was Sie von mir denken.« Haven warf ihr einen finsternen Blick zu. Nachdem sie es als Kind hatte erdulden müssen, dass jeder Witze über sie machte, war sie in dieser Hinsicht heute ziemlich empfindlich. »Rufen Sie Cleo und Chandra und sagen Sie ihnen, dass sie mich zurück in mein Hotel bringen sollen. Ich bin fertig mit den Horae.«

»Sei nicht albern. Der Magos hat deine Schwäche herausgefunden, und jetzt nutzt er sie schamlos aus. Er spielt dir doch nur etwas vor, Haven. Er will, dass du glaubst, er habe sich geändert – sich gebessert –, und dass du ihn dazu gebracht hast. Aber vergiss eins nicht: Der Magos hat Jahrtausende damit zugebracht,

Krankheit und Elend zu verbreiten. Er hat gemordet und Menschen verstümmelt. Ich habe so furchtbare Dinge gesehen, dass du sie dir noch nicht einmal vorstellen könntest. Ich könnte es dir zeigen, wenn du mir die Chance geben würdest.«

Haven brauchte keinen Beweis für Adams Grausamkeiten. Sie dachte an ihren eigenen Vater, der von einem von Adams Männern getötet worden war. Adam konnte seine Handlanger zu den schrecklichsten Dingen anstiften. Aber man konnte die Welt sowieso nicht ganz von ihm befreien. Das hatte selbst Phoebe zugegeben. Ihn wegzusperren war nicht mehr als eine vorübergehende Lösung. Ihn zu ändern hingegen könnte eine dauerhafte sein. War es verrückt von ihr, zu denken, dass sie diejenige sein könnte, der das gelang?

»Ich glaube nicht, dass Adam immer noch so ist, wie er einmal war«, widersprach Haven. »Er reformiert die Ouroboros-Gesellschaft. Er ermuntert die jungen Mitglieder dazu, sich zum Ziel zu setzen, die Welt zu verbessern. Und selbst wenn er mich damit nur beeindrucken möchte, was macht das schon? Denken Sie doch mal an all das Gute, das Adam bewirken könnte.«

»Deine Argumentation hat zwei große Schwachstellen, Haven. *Menschen* können sich verändern – aber der Magos ist kein Mensch. Und *du* hast nicht die Macht, ihn zu ändern.«

»Ich würde sagen, das bleibt noch abzuwarten«, erwiderte Haven mit einem sarkastischen Schulterzucken.

Phoebe schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, das ist leider nicht möglich. Ich habe Chandra und Cleo gebeten, dich hierherzubringen, weil du eine Entscheidung treffen musst. Und zwar heute Abend. Du kannst dich bereit erklären, den Horae bei der Umsetzung unseres Plans zu helfen. Oder du kannst es darauf ankommen lassen und beten, dass der Magos der Heilige ist, für den er sich ausgibt.«

Haven öffnete den Mund, um sogleich ihre Antwort zu verkünden, aber Phoebe stoppte sie.

»Bevor du dich entscheidest, sollten wir uns vielleicht kurz über die Gefahren unterhalten, die das Ganze birgt. Beginnen wir bei den Kindern von Halcyon Hall. Du hast keinen Zweifel daran gelassen, dass dir ihr Schicksal gleichgültig ist. Gut. Aber was ist mit deinem Freund Beau? Bist du bereit, auch sein Leben aufs Spiel zu setzen? Und Iains Leben? Du erinnerst dich doch noch an Mr Morrow, oder? Dir muss doch klar sein, dass es vielleicht Iain ist, der dafür bezahlen muss, wenn du dich in Adam täuschst. Willst du dieses Risiko eingehen?«

Phoebe hatte recht. Das konnte Haven nicht abstreiten. Auch wenn ihr Herz ihr sagte, dass Adam sich geändert hatte, eine Garantie gab es dafür nicht. Es war eine Sache, ihm ihr eigenes Leben anzuvertrauen. Aber sie konnte nicht von Iain und Beau verlangen, dasselbe zu tun.

»Es gibt nur einen sicheren Weg, wie du deine Freunde beschützen kannst«, fuhr Phoebe fort. »Du musst dich an die Vereinbarung halten, die du mit mir und meinen Schwestern getroffen hast. Ich weiß, du willst Adam nicht hintergehen. Ich weiß, du würdest ihn lieber nicht einsperren. Aber ist seine Freiheit es dir wert, das Leben der Menschen aufs Spiel zu setzen, die du liebst? Es ist an der Zeit, dich zu entscheiden, was dir wirklich wichtig ist, Haven.«

Darauf konnte Haven nichts erwidern, und Phoebes zufriedenes Lächeln war wie das eines Bogenschützen, dessen Pfeil direkt ins Schwarze getroffen hatte.

»Wie ich bereits sagte, das hier ist deine letzte Chance.« Die alte Frau deutete auf einen Baumstumpf am Feuer. »Ich werde das Angebot nicht noch einmal wiederholen. Nimmst du es an?«

»Habe ich denn eine Wahl?«, murmelte Haven. Sie setzte sich auf den Stumpf und spürte, wie die Wärme des Feuers ihren Körper einhüllte.

»Du wirst schon noch einsehen, dass du eine sehr weise Entscheidung getroffen hast.« Phoebe warf eine Handvoll Zweige in die Flammen, und ein penetranter, süßlicher Duft verbreitete sich auf der Lichtung.

Beatrice lag auf ihrem Bett und starrte an die Decke. Ihr Blick folgte den Blumenranken, die auf die Holzbalken gemalt waren. Ihre neuen goldenen Halsketten lagen ihr schwer über der Kehle, und sie kämpfte gegen den Drang zu würgen an. Erst als sie hörte, wie sich die Tür ihrer Kammer öffnete, hob sie die Hand, um ihren Schmuck zurechtzurücken.

»Das ist nicht wahr, oder?«, fragte eine Stimme. »Bitte sag mir, dass du dich nicht mit ihm getroffen hast.«

»Doch, habe ich. Die Hochzeit findet am dritten des nächsten Monats statt.«

»Das ist nicht möglich. So leicht kann er dich nicht bekommen haben. Ist das wirklich der Preis, für den du deine Seele hingibst?« Sie fühlte, wie ein Pelz auf ihrer Brust landete. »Du verkaufst dich ihm für diesen jämmerlichen Tand?«

Wut wallte in ihrem Inneren auf, und sie setzte sich auf, um ihrem Bruder die Stirn zu bieten. Piero war groß, gut gebaut und fast ebenso schön wie Beatrice

selbst. »Das alles hier bedeutet mir gar nichts, du Dummkopf.« Sie schleuderte den Pelz quer durchs Zimmer, sodass er auf einem Haufen in der Ecke landete. »Alles, was ich will, ist etwas, das du für selbstverständlich hinnimmst. Ist es dir denn noch gar nicht aufgefallen? Seit meiner Verlobung kann mir niemand mehr vorschreiben, was ich tun darf und was nicht. Vater, Mutter – sie haben alle zu viel Angst vor ihm. Adam hat mir die Freiheit geschenkt, Piero. Und der Preis dafür wird nicht meine Seele sein, sondern mein Körper. Meine Seele hat mich verlassen, als Ettore gestorben ist. Ich könnte sie niemandem schenken, selbst wenn ich wollte.«

Piero setzte sich auf die Bettkante. »Es tut mir leid«, sagte er und starrte zu Boden. »Es tut mir leid, dass ich Ettore nicht retten konnte. Aber du kannst dein Leben nicht wegwerfen, nur weil er nicht mehr da ist.«

»Was macht das für einen Unterschied?«, fragte Beatrice. »Irgendwen werde ich sowieso heiraten müssen. Warum dann nicht Adam? Dass er mich begehrt, steht schließlich außer Frage.«

»Jeder andere wäre besser«, entgegnete Piero. Er dachte einen Moment nach, bevor er weitersprach. »Hast du von dieser Krankheit gehört, die sich in der Stadt ausbreitet?«

»Ich habe die Ärzte in den Straßen gesehen, die mit diesen schrecklichen Masken.«

»Die Pestilenz ist mit Adams Schiffen nach Genua gelangt, und nun hat sie auch Florenz erreicht. Es heißt, die Besatzung lag bereits im Sterben, als die Boote anlegten. Noch nicht einmal die Ratten haben überlebt. Er hat diese Seuche in unsere Stadt gebracht. Dutzende sind daran schon gestorben, und das ist seine Schuld.«

»Das ist doch Irrsinn!«, fauchte Beatrice. »Wie kannst du es wagen, mich mit diesen ungeheuerlichen Lügen zu behelligen? Du behauptest also, mein zukünftiger Ehemann hätte eine Seuche heraufbeschworen? Nur der Teufel selbst könnte so etwas tun!«

»Ich bin nicht der Einzige, der glaubt, dass Adam uns diese Krankheit gebracht hat. Naddo hat mir erzählt, die gesamte Obrigkeit ist davon überzeugt, dass Adam dafür verantwortlich ist. Sie sagen, er will Florenz von seinen Widersachern befreien. Wenn erst alle fort sind, kann er die Herrschaft übernehmen.«

»Das ist doch lächerlich. Adam hatte recht mit dem, was er über dich gesagt hat, weißt du? Du bist bloß neidisch, Piero. Weil du und Naddo euch verstecken müsst. Wenn irgendjemand von eurer Liebe erfährt, seid ihr beide innerhalb von einer Woche tot. Du kannst es einfach nicht ertragen, dass der Rest von uns normal leben kann. Du gönnst mir meine Freiheit nicht – das einzige Fünkchen Glück, das ich seit Jahren gehabt habe.« Es war das erste Mal, dass sie diese Dinge laut aussprach. Sie wusste, dass jeder sie hätte hören können, aber sie war zu wütend, um sich darüber Gedanken zu machen.

»Glaubst du das wirklich?«, fragte Piero.

»Ja.«

»Dann tut es mir leid, dass ich dich gestört habe. Ich hätte meine Zeit nicht damit verschwenden sollen, an deinen Verstand zu appellieren. Nun muss ich die Sache eben selbst in die Hand nehmen.«

»Wag es ja nicht«, zischte Beatrice.

»Hast du ihn diesmal gesehen?«, wollte Phoebe wissen.

Haven rieb sich die Augen, die noch immer von dem vielen Qualm brannten. Sie hatte die Vermutung, dass Phoebe von Adam sprach und nicht von Naddo. Aber Haven weigerte sich, der Frau die Antwort zu geben, die sie hören wollte.

»Ich habe Piero gesehen. Er war bei Beatrice. Er hat auch Naddo erwähnt. Aber ich weiß immer noch nicht, wie ich ihn finden soll. Ich wusste, dass das nichts bringen würde.«

»Du irrst dich«, entgegnete Phoebe. »Die Visionen ergeben nach und nach einen Sinn. Vielleicht enthält schon die nächste genau die Erinnerung, die du suchst.«

»Dann lass es mich gleich noch mal versuchen«, verlangte Haven.

»Nein, das ist zu gefährlich.« Kopfschüttelnd lehnte Phoebe ihre Forderung ab. »Ich weigere mich, dein Leben zu riskieren, solange deine Aufgabe noch nicht erfüllt ist. Du musst zum Magos gehen und ihn von deiner Liebe überzeugen. Dann können wir schon bald unseren Plan in die Tat umsetzen.«

»Nicht, bevor ich nicht Naddo gesehen habe!«, beharrte Haven. »Nicht, bevor ich nicht den Mann gefunden habe, der Beau entführt hat! Wenn ich mich an meinen Teil der Abmachung halten soll, müsst ihr euch auch an euren halten!«

»Du kannst es dir nicht leisten zu warten, Haven. Dein Liebhaber – der menschliche – wird immer leichtsinniger. Eine meiner Schwestern hat beobachtet, wie er

im Gramercy Park mit einem kleinen Mädchen geredet hat. Am helllichten Tag, direkt vor der Ouroboros-Gesellschaft. Wenn du ihn nicht aufhältst, wird er dem Magos bald direkt in die Arme laufen. Und was meinst du, wer diese Auseinandersetzung gewinnen würde?«

Haven musste nichts sagen. Die Antwort lag auf der Hand.

»Du solltest dir wirklich Sorgen um Iain machen«, fuhr Phoebe fort, entschlossen, nicht lockerzulassen. Haven spürte, dass sie gleich eine Überraschung erleben würde – eine, die die alte Frau sich für genau einen solchen Moment aufgespart hatte. »Es wäre schließlich nicht das erste Mal, dass er mit seiner Dummheit anderer Leute Leben aufs Spiel setzt. Der Junge hat schon immer gedankenlos gehandelt, und er hat sich noch nie zur Vernunft bringen lassen. Und mindestens einmal ist es ihm auch gelungen, euch beide damit umzubringen.«

»Woher wollen *Sie* das denn wissen?«, fragte Haven.

»Ich weiß es, weil ich persönlich Zeugin der Tragödie wurde. Vor zwölfhundert Jahren warst du die Tochter des Emirs von Córdoba, und dein Vater hatte deine Hochzeit mit einem wichtigen Verbündeten arrangiert. Du hattest dein ganzes Leben lang im Harem des Emirs verbracht. Du hattest noch nie mit einem Mann gesprochen, der nicht zu deiner Familie gehörte – weder mit deinem zukünftigen Ehemann noch mit dem jungen Lehrer, den dein Vater mit nach Spanien gebracht hatte, damit er deine Brüder unterrichtete. Drei der Horae waren zu dieser Zeit Sklavinnen im Palast, und wir erkannten die beiden Männer sofort. Ich sprach mit Iain. Ich konnte ihm meine wahre Identität nicht enthüllen, aber ich flehte ihn an, nichts gegen deine Heirat mit dem Magos zu unternehmen. Ich schwor ihm, dass er kurz nach der Hochzeit ohnehin verschwinden würde und du für den Rest eurer Tage Iain gehören würdest. Aber Iain weigerte sich nachzugeben. Eines Nachts brach er in die Frauengemächer ein und entführte dich. Dein Vater ließ ihn von seinen Männern suchen. Als sie Iain fanden, töteten sie ihn für sein Verbrechen. Und dich richteten sie hin, weil du Schande über deine Familie gebracht hattest. Euer Tod war völlig unnötig. Iains Gedankenlosigkeit hat euch beide ins Verderben gerissen. Ich schlage daher vor, du beeilst dich lieber, bevor so etwas noch einmal passiert.«

»Tolle Geschichte, Phoebe. Sind Sie sicher, dass ich nicht vielleicht auch Anne Boleyn war? Oder Johanna von Orleans? Woher soll ich wissen, dass das nicht bloß wieder eine von Ihren Lügen ist?«, fragte Haven, obwohl die Geschichte

durchaus so klang, als könnte etwas Wahres daran sein. Sie wusste, dass Iain sich manchmal zu sehr von seinen Gefühlen leiten ließ. Und von seinen Überzeugungen war er tatsächlich nicht leicht abzubringen. Selbst Haven fand es manchmal schwierig, ihn dazu zu bringen, sich bei einer Auseinandersetzung ihre Sicht des Problems anzuhören. Ein Fremder hätte bei ihm also kaum eine Chance.

»Nun, ich glaube, es gibt einen Menschen, der dir die Wahrheit meiner Geschichte bestätigen kann«, sagte Phoebe. »Und jetzt, nachdem ich dir alles erzählt habe, darfst du gern gehen und ihn danach fragen.« Sie entließ Haven mit einem Wedeln des Handgelenks.

»Gehen? Wir sind mitten im Wald. Wo soll ich denn da bitte schön hingehen?«

»Folge einfach dem Pfad hinter dir«, erklärte Phoebe.

Haven drehte sich um. Irgendwie hatte sie den schmalen Kiesweg übersehen, der sich zwischen den Bäumen hindurchschlängelte. Als sie sich noch einmal zum Feuer umdrehte, war Phoebe verschwunden und das Licht wurde schwächer. Haven eilte über den Pfad und fragte sich, wohin er wohl führen mochte und warum der Himmel über ihr so seltsam zu glühen schien. In der Nähe hörte sie ein Geräusch. Eine Autohupe. Sie begann zu rennen. Der Wald lichtete sich, bis fast keine Bäume mehr da waren. Haven fand sich auf einer Wiese wieder. Und dann sah sie sie – die riesigen Umrisse, die die vermeintliche Wildnis umgaben. Hochhäuser. Sie stand mitten im Central Park.

Über Nacht war der Frost in die Stadt zurückgekehrt. Eiszapfen hingen in den Hauseingängen, ein Hydrant spie eine eisige Fontäne aus, und die Schneehaufen, die die Straßen säumten, waren steinhart gefroren. Der Boden knarzte unter jedem von Havens Schritten, und auf der Lexington Avenue pflügten die Autos durch dicken Schneematsch.

Als Haven auf das Gebäude der Ouroboros-Gesellschaft zuging, erspähte sie ein kleines Grüppchen, das auf den mit Streusalz überzogenen Eingangsstufen des Gebäudes hockte. Eltern und ihre Sprösslinge, die darauf warteten, dass die Türen geöffnet wurden, dachte Haven zuerst – bis ihr auffiel, dass nur ein einziger Erwachsener darunter war. Als sie näher heranging, erkannte sie Adam, umringt von einem halben Dutzend Kindern. Keiner von ihnen bemerkte sie. Völlig reglos und mucksmäuschenstill saßen sie da, während sie geradeaus in den Park starrten. Haven hatte noch nie sechs Kinder gesehen, die so leise und konzentriert waren.

Sie hatte die Treppe beinahe erreicht, als sie einen der kleinen Jungen flüstern hörte: »Da ist er.« Sie folgte seinem Blick, um zu sehen, was er meinte. Ein majestätisch aussehender brauner Vogel landete auf der Statue in der Mitte des Gramercy Park. Er blieb einen Moment dort sitzen und schien sie zu beobachten. Dann breitete er seine riesigen Flügel aus und flog in Richtung des East River davon. Als er nicht mehr zu sehen war, schienen die Kinder alle auf einmal aufzuatmen.

»Vor langer, langer Zeit«, hörte sie Adam erklären, »glaubten die Menschen, dass sie vom Verhalten der Vögel auf den Willen der Götter schließen könnten. Die Priester, die diese Zeichen lasen, hießen Auguren. Ein Bussard, der auf dem Kopf einer Statue landet, wäre damals sicher ein sehr machtvolleres Vorzeichen gewesen.«

»Was bedeutet es?«, wollte eins der Kinder wissen.

»Dafür müssten wir schon einen Auguren fragen«, erwiderte Adam. »Nur sehr wenige von uns besitzen die Fähigkeit, in die Zukunft sehen zu können. Eigentlich

sogar nur eine Einzige ...« Er sah hoch. »Haven.« Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Na, seid ihr auf Vogelsafari?«, fragte sie.

Adam legte einen Arm um das Kind, das neben ihm auf der Stufe saß, und der kleine Junge strahlte. »Jeremiah hat einen Rotschwanzbussard entdeckt und da wollten wir ihn uns alle mal ansehen.«

»Und wer gehört noch zu eurer Crew?«

»James, Hunter, Olivia, Avery, Jeremiah«, stellte Adam die Kinder nacheinander vor. »Und Flora. Bis auf Jeremiah sind alle in der Stadt, um ihren Geburtstag zu feiern.«

»Dann herzlichen Glückwunsch euch allen!« Haven lächelte dem niedlichen kleinen Mädchen zu, das rechts neben Adam saß. Sie war größer, als Haven sie in Erinnerung gehabt hatte, und obwohl sie noch Zöpfe trug, wirkte sie schon sehr viel reifer. »Hi, Flora«, sagte sie. »Wir haben uns mal vor ganz langer Zeit hier im Warteraum unterhalten. Erinnerst du dich an mich?«

»Das würde ich doch nie vergessen«, erwiderte Flora leutselig. »Wir haben uns am selben Tag getroffen, an dem ich Adam kennengelernt habe.«

»Stimmt«, sagte Adam und tätschelte Floras Knie. »So ein gutes Gedächtnis. Kein Wunder, dass du Klassenbeste bist.« Er stand von der Stufe auf. »Würden die Damen und Herren mich mal kurz entschuldigen?«, fragte er. »Warum geht ihr nicht rein und bittet Madison, euch eine heiße Schokolade zu machen? Ich bin in einer Minute wieder bei euch.«

Vor Vergnügen quietschend sprangen die Kinder auf und rannten ins Gebäude. Die Aussicht auf einen Becher Kakao ließ also selbst die Herzen von Wunderkindern höher schlagen.

»Brauchst du irgendetwas?«, fragte Adam, als die Kinder weg waren. Er klang wachsam; seine Höflichkeit war wie ein Schutzschild.

»Nein. Ich ... ich wollte dich nur fragen, ob du vielleicht mit mir zu Abend essen möchtest«, erwiderte Haven und inspizierte dabei eingehend ihre Nagelhäute. Noch nie hatte sie sich mehr verachtet. Wenn Adam sie wirklich liebte, war das, was sie hier machte, unverzeihlich grausam. *Tu es für Beau*, sagte sie zu sich. *Tu es für Iain*.

»Ein Date?«, fragte Adam argwöhnisch. »Heißt das, du denkst darüber nach, doch in New York zu bleiben?«

»Vielleicht. Ich glaube schon. Ich meine, ja, ich denke darüber nach. Hör zu, wenn du heute Abend keine Zeit hast, ist das okay.«

»Nein, nein. Ich habe Zeit«, beteuerte Adam, der seine Freude nicht verbergen konnte. »Ich habe um sieben noch einen wichtigen Termin, aber der sollte nicht lange dauern. Wie wäre es um acht?«

»Perfekt.« Haven trat einen Schritt zurück. Jetzt, da ihre Mission erfüllt war, wollte sie nur noch weg. »Ich hole dich dann hier ab.«

»Ich fürchte, heute Abend werde ich in unseren anderen Büroräumen sein.«

»Oh«, sagte Haven und sah zu dem roten Backsteingebäude hinüber, das ein Stück östlich der Ouroboros-Gesellschaft an der Gramercy Park South lag. Als sie das erste Mal dort gewesen war, hatte ein kleines Bronzeschild neben der Tür es als Gramercy Park Historical Society ausgezeichnet. Das Schild war nun verschwunden und durch ein silbernes, noch kleineres ersetzt worden, das einen Ouroboros zeigte. Das Gebäude war eine Art Erweiterung der Ouroboros-Gesellschaft, und darin fanden Adams geheime Treffen mit den ranghöchsten Mitgliedern der Organisation statt.

Haven konnte nicht verhindern, dass ihr Blick die Backsteinmauer hinauf bis zum vierten Stock des Gebäudes huschte, in dem sich Adams makabres Museum befand. Einst hätte sie das mit Furcht erfüllt, doch nun machte sich Erleichterung in ihr breit. Vielleicht tat sie ja doch das Richtige.

»Keine Angst. Da oben ist nichts mehr«, sagte Adam.

»Was?« Haven tat so, als hätte sie nicht verstanden.

»Der Raum ganz oben. Der ist jetzt leer.«

Sie konnte kaum glauben, dass er das Thema angesprochen hatte. Sie dachte an all das, was sie in diesem gruseligen Raum gesehen hatte – Dinge, die sie in ihren früheren Leben besessen hatte, und die Leichen von sechs Frauen, die sie einmal gewesen war.

»Ich erinnere dich natürlich nicht gern daran, aber ich dachte, du solltest es wissen«, erklärte Adam. »Ein Augenblick des Unbehagens ist immer noch besser als ein ganzes Leben voller Unsicherheit. Ich habe all deine Besitztümer entfernt. Einiges davon ist in Museen gelandet. Den Rest habe ich in ein Lager bringen lassen. Der Schlüssel gehört dir, wenn du ihn möchtest.«

»Und die Leichen?«, fragte Haven.

»Sind zur ewigen Ruhe gebettet. Ich habe in Brooklyn ein Mausoleum für sie bauen lassen. Bist du jemals auf dem Green-Wood-Friedhof gewesen?«

»Nein«, erwiderte Haven.

»Der ist wunderschön«, sagte Adam. »Es gibt dort riesige Bäume und Hügel, von denen aus man die ganze Stadt überblicken kann. Das Mausoleum selbst ist recht schlicht gehalten. Ein von Menschen erbautes Objekt hätte der Schönheit der Umgebung sowieso nichts hinzufügen können. Darum habe ich das Grab direkt in einen der Hügel hineinbauen lassen. Nur der Eingang ist zu erkennen. Ein Stück weiter gibt es einen See, und im Sommer kann man darauf die Schwäne vorbeigleiten sehen. Selbst ich finde den Ort friedvoll. Obwohl ich zugeben muss, dass ich nicht mehr an dem Mausoleum gewesen bin, seit es fertig ist. Ich dachte, nach all den Jahren hast du vielleicht ein wenig Ruhe verdient.«

»Du hast dich wirklich verändert.« Die Worte blieben Haven beinahe im Hals stecken. Sie wollte nicht, dass sie wahr waren. Doch bei genauerer Betrachtung erkannte sie, dass es stimmte.

»Ich bin noch lange nicht so weit, wie ich sein wollte«, entgegnete Adam. »Um ehrlich zu sein, ich hatte nicht erwartet, dass du in diesem Leben noch einmal zu mir zurückkehren würdest. Ich dachte, ich würde mehr Zeit haben, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ich will eine Ouroboros-Gesellschaft aufbauen, auf die du stolz sein kannst. Eine, von der du dir sogar vorstellen könntest, sie an meiner Seite zu leiten.«

»Wirst du mir denn wirklich die Wahl lassen?«

»Ja«, versprach Adam. »Das werde ich.«

Um acht Uhr blieb Haven einen halben Block von dem roten Backsteingebäude entfernt stehen und konnte ihre Füße nicht davon überzeugen, sich weiterzubewegen. Sie brachte es einfach nicht über sich, weiter den Plan der Horae zu verfolgen. Beim Gedanken an Iain und Beau wurde Haven zwar das Herz schwer, dennoch konnte sie die Vorstellung nicht ertragen, Adam zu hintergehen. Er liebte sie, und sie hatte Mitleid mit ihm. Es schien ihr wie eine besonders grausame Fügung des Schicksals, dass sie Adams Freiheit für das Leben der zwei Menschen, die ihr am meisten bedeuteten, eintauschen musste. Wenn es doch nur einen anderen Weg gäbe. Sie hatte stundenlang versucht, Iain zu erreichen, um zu hören, ob er in der

Zwischenzeit etwas herausgefunden hatte – und um ihn zu warnen, dass er vorsichtiger sein musste. Doch er ging nie ans Telefon, und Frances Whitman hatte ihn seit Tagen nicht mehr gesehen.

Haven spürte, wie sich ihr Herzschlag verlangsamte und sie zu frösteln begann. Aber noch immer konnte sie weder umkehren noch weitergehen. Dann sah sie, dass die Tür des Backsteingebäudes aufging. Commissioner Williams kam die Stufen heruntergestürmt und wandte sich dann in Richtung der Third Avenue. *Es ist an der Zeit, dich zu entscheiden, was dir wirklich wichtig ist*, hörte sie wieder Phoebes Worte. Haven fing an zu rennen.

Adam fing sie im Foyer des Gebäudes ab.

»Bist du etwa den ganzen Weg vom Hotel bis hierher gerannt?«, scherzte er. »Ich hätte nicht gedacht, dass meine Gesellschaft so begehrenswert ist.«

»Ich hab eben Commissioner Williams gesehen«, sagte Haven, während sie nach Luft schnappte. »War das dein Siebenuhrtermin? War er hier, um über Beau zu reden?«

Adam ließ sie los. »Ich habe dir vorhin nichts davon gesagt, weil ich nicht wollte, dass du dich grundlos aufregst. Es gibt Neuigkeiten. Möchtest du dich vielleicht setzen?«

Haven sah sich um. Ihre früheren Körper mochten jetzt vielleicht in Brooklyn ruhen, aber der Anblick des Gebäudes jagte ihr noch immer einen Schauer über den Rücken.

Adam schien ihr Unbehagen zu spüren. »Ich habe eine bessere Idee. Warum machen wir nicht einen Spaziergang und gehen zu Fuß zum Restaurant? Ich habe einen Tisch im Amrita reserviert.« Er hielt Haven die Tür auf. Erst als sie einen Block weit gelaufen waren, fiel Haven auf, dass Adam keinen Mantel angezogen hatte. Es mussten um die minus sechs Grad sein. Und Adam hier draußen nur in seinem dünnen Kaschmirpullover zu sehen, war ein bisschen, wie Clark Kent ohne Brille zu erwischen.

»Erzähl es mir«, forderte sie ihn auf.

»Haven, hältst du es für möglich, dass Beau mit Absicht untergetaucht ist?«

»Nein!«, antwortete Haven energisch. »Warum sollte er denn so was machen?«

»Gordon Williams hat sich nur darüber gewundert, dass Beau sein College einfach verlassen hat, obwohl einige wichtige Prüfungen anstanden.«

»Er war aufgeregt«, versuchte Haven zu erklären. »Er war fest davon überzeugt, er würde in New York den Mann treffen, der für ihn bestimmt ist. Ich glaube, er hat noch nicht mal mehr an seine Prüfungen *gedacht*.«

»Gordon fand es außerdem auch seltsam, dass Beau neulich auf der Straße gesehen wurde. Hört sich nicht unbedingt an, als würde er irgendwo gegen seinen Willen festgehalten, meinst du nicht?«

»Wovon redest du eigentlich? Sein Gesicht war voller blauer Flecken! Worauf willst du hinaus, Adam?«

»Du hast doch bisher Beaus Studiengebühren bezahlt, oder?«

Beim Gedanken an ihre derzeitige Armut runzelte Haven die Stirn noch stärker. »Ja, zumindest bis Virginia Morrow mich des Betrugs bezichtigt hat. Aber was hat das damit zu tun?«

»Gordon hat mir erzählt, dass Beau sich in seinem Studium nicht besonders angestrengt hat. Er hat Kurse geschwänzt, und seine Noten waren ziemlich miserabel.«

»Das Semester ist doch noch nicht mal halb rum!«, wandte Haven ein. »Beau hätte noch genug Zeit gehabt, um wieder aufzuholen.«

Adams Stimme klang nun sanfter. »Aber vielleicht hatte er selbst nicht das Gefühl, er könnte es noch schaffen. Vielleicht hat er sich dafür geschämt, dass dein Geld nutzlos verschwendet wird.«

»Aha. Jetzt verstehe ich, was hier läuft.« Haven warf Adam einen finsternen Blick zu. »Anstatt nach Beau zu suchen, erfindet Commissioner Williams irgendwelche Ausflüchte, um seine eigene Unfähigkeit zu verschleiern. War er deswegen heute Abend hier? Um dich davon zu überzeugen, dass Beau absichtlich verschwunden ist, nur damit ich nicht erfahre, dass er an der Vanderbilt grandios gescheitert ist?«

»Es ist ja bloß eine Theorie, die Gordon mit mir besprechen wollte.« Adam blieb stehen. »Haven, ich habe einen Blick für jene Seiten, die die Menschen gern vor anderen verbergen. Glaubst du, es besteht auch nur die geringste Möglichkeit, dass Beau vielleicht gar nicht gefunden werden will?«

»Nein!«, rief Haven wieder. »Ich fasse es einfach nicht! Denkt Commissioner Williams vielleicht auch, Beau hätte sich selbst zusammengeschlagen?«

»Es könnte eine andere Erklärung für seine Verletzungen geben.«

»Nein! Nein, Adam! Beau würde nie jemandem, den er liebt, solche Angst einjagen, nur um sein Gesicht zu wahren. Außerdem, wenn Beau in seinen Kursen durchgefallen wäre, hätte er mir das ganz sicher erzählt!«

»Und das makellose Bild riskiert, das du von ihm hast?«

»Er hätte es mir erzählt!«, wiederholte Haven, die sich weigerte, eines der letzten Dinge, deren sie sich sicher gewesen war, infrage zu stellen. Sie hatte ein ganz ähnliches Gefühl gehabt. Irgendetwas war faul an Beaus Verschwinden. Vielleicht hatte er wirklich Probleme am College. Aber er hätte Haven niemals absichtlich durch diese Hölle geschickt. Es spielte keine Rolle, was für Indizien darauf hindeuteten. Beau Decker würde ihr niemals wehtun. Das – da war Haven sich vollkommen sicher – war eine unumstrittene Tatsache.

»Es tut mir leid«, sagte Adam, der sich nun geschlagen gab. »Es war ja auch nur eine Vermutung. Gordon war einfach verwundert, dass seine Männer den Fall bisher nicht lösen konnten. Er hat sich gefragt, ob Beau womöglich irgendwie erfahren hat, dass wir nach ihm suchen, und New York wieder verlassen hat.«

Haven kaute auf ihrer Unterlippe und versuchte, ihre Wut im Zaum zu halten.

»Es tut mir leid«, sagte Adam abermals. »Wir suchen weiter nach Beau. Und ich werde Gordon noch ein bisschen Druck machen. Mach dir keine Sorgen. Können wir das Ganze jetzt vielleicht einfach vergessen und unser Abendessen genießen?«

»Ich fürchte, mir ist der Appetit vergangen«, brummte Haven.

Sie waren inzwischen auf der anderen Seite des Madison Square Parks angelangt und vor ihnen ragte das Flatiron Building auf, als Haven stehen blieb. Das dreieckige Hochhaus war ein paar Jahre vor Constance Whitmans Geburt errichtet worden. Als kleines Mädchen hatte Constance den Wolkenkratzer, der zu den berühmtesten Gebäuden der Welt zählte, immer bestaunt. Haven sah vor ihrem geistigem Auge, wie heftige Windböen die Röcke der Frauen aufflattern ließen und Männer in altmodischen Dreiteilern ihre Hüte festhielten und darauf warteten, einen Blick auf den Fußknöchel einer der Damen zu erhaschen.

»Darf ich fragen, woran du gerade denkst?«, fragte Adam, und die Vision verschwand. »Du hattest gerade einen sehr merkwürdigen Ausdruck im Gesicht.«

»Manchmal vermischen sich in meinem Kopf Vergangenheit und Gegenwart«, erklärte Haven. »Dann habe ich immer für einen Moment das Gefühl, den Verstand zu verlieren.«

»Das geht uns allen so«, versicherte Adam ihr. »Die Zeit ist eben nicht die gerade Linie, als die die meisten Leute sie sich vorstellen.«

An einem anderen Tag, in einer anderen Stimmung hätte sie ihn vielleicht gebeten, das genauer zu erläutern. »Du machst mir Kopfschmerzen«, sagte sie jedoch stattdessen nur.

»Entschuldige bitte. Was hältst du davon, wenn wir doch nicht ins Restaurant gehen? Hättest du Lust auf einen längeren Spaziergang?«

Hatte sie nicht. Dafür trug sie nicht die passenden Schuhe, und ihr dünnes Kleid und der Wollmantel waren kein ausreichender Schutz vor der Kälte. Aber Haven wusste, dass sie nicht Nein sagen durfte. Ein romantischer Spaziergang wäre die perfekte Gelegenheit, den schrecklichen Auftrag auszuführen, den Phoebe ihr erteilt hatte.

»Wo willst du denn hingehen?«, fragte Haven, die den Gedanken an ihr vorheriges Gespräch zu verdrängen versuchte.

»Hier lang. Ich möchte dir etwas zeigen.«

Sie schlenderten nach Westen in Richtung des Hudson River. Die fünfundzwanzigste Straße war von Antiquitätenläden und Schaufensterpuppen-Manufakturen gesäumt. Hinter einem Metallgitter, mit dem einer der Läden gesichert war, sah Haven eine Wand, an der etwa hundert wunderschöne, kahle Frauenköpfe aus Kunststoff befestigt waren. Jeder Gesichtsausdruck war anders: einige lächelten, andere wirkten düster und zurückhaltend – wie eine Zuschauermenge, die sich über die Qualität der Show nicht einig war. Sie hatten fast die Tenth Avenue erreicht, als Adam vor dem rostigen Tor eines alten Stadthauses aus rötlich braunem Sandstein stehen blieb. Er bückte sich und löste einen Backstein aus der Wand. Hinter dem Stein lag ein Schlüssel.

»Da sind wir«, verkündete er, während er das Tor aufschloss. »Mach dir keine Sorgen, ich darf hierherkommen, wann immer ich will. Na, komm, du wirst schon sehen.«

»Wem gehört dieses Haus?«, wollte Haven wissen. Ein schmaler Weg führte in einen Garten. Sie betrat den Durchgang und ließ das Tor hinter sich zufallen.

»Einem sehr alten Mann namens Matteo Salvatore. Er ist ein Freund von mir. Komm.«

Der Garten hinter dem Gebäude war karg. Es gab keine Bäume oder Pflanzen, nur vom Mondlicht erhellte Marmorstatuen. Sie wirkten so real, dass es genauso

gut echte Frauen hätten sein können, die ein Zauber zu Stein hatte erstarren lassen. Adam näherte sich einer von ihnen. Es war die Statue eines tanzenden Mädchens. Ihr Kleid, in Falten um ihren Körper drapiert wie ein antikes Gewand, schmiegte sich an jede Kurve. Ihr langes lockiges Haar wallte offen durch die Luft, und der Blumenkranz, den sie darin trug, hatte sich gelöst und drohte zu Boden zu fallen. Adam streckte die Hand aus und strich über den kalten, toten Arm der Statue. Es war das erste Mal, dass Haven sah, wie seine Augen beim Anblick einer anderen Frau zu funkeln begannen.

»Erkennst du das Mädchen?«, fragte er.

»Nein«, erwiderte Haven, die plötzlich einen Anflug von Eifersucht auf dieses wunderschöne Wesen verspürte, das vielleicht tatsächlich einmal gelebt hatte. »Sollte ich? Ist das jemand, den ich kenne?«

»Das bist du.«

»Ich?«

»So hast du ausgesehen, als wir uns das erste Mal begegnet sind. Ich habe dich in den Gärten hinter dem Palast deines Vaters auf Kreta tanzen sehen.« Er lächelte bei der Erinnerung daran. »Weißt du, was ich gemacht habe, als ich dich dort gesehen habe, wie du dich zu einer Musik, die nur du in deinem Kopf hören konntest, im Kreis drehtest? Ich habe gelacht. Du magst es vielleicht nicht glauben, aber ich hatte noch nie zuvor gelacht. Aber du warst so jung und schön, so voller Leben und Feuer. Du warst all das, was ich nicht war. Matteo muss dich auch gesehen haben. Die Ähnlichkeit ist verblüffend. Ich frage mich oft, wie viele Leben er wohl gebraucht hat, bis er fähig war, solch ein Meisterwerk zu schaffen.«

»Ist Matteo Salvatore ein Mitglied der OG?«

»Nein«, sagte Adam fest. »Er ist in den 1940ern in der Gesellschaft aufgetaucht. Er war erst achtzehn Jahre alt, als ich ihm zum ersten Mal begegnete, aber er sagte, er sei schon seit über einem Jahrhundert Bildhauer. Er erinnerte sich an kleine Bruchstücke aus seinen früheren Leben. Nichts Aufregendes, nur ein paar unwichtige Eindrücke, die einem aus irgendeinem Grund im Gedächtnis bleiben. Ich fragte ihn, ob ich seine Werke sehen dürfe, und er brachte mich hierher. Er war gerade mit dieser Statue fertig geworden. Er sagte, das hier sei ein Mädchen, von dem er sicher sei, es einmal gesehen zu haben, aber er könne sich nicht erinnern, wo oder wann. Ich habe dich natürlich sofort erkannt. Kurz zuvor war Constance gestorben, und der Schmerz war noch sehr frisch. Ich bat ihn, eine Weile bei dir

sitzen zu dürfen. Ich blieb drei Tage lang hier in diesem Garten. Matteo hat mir nie auch nur eine einzige Frage gestellt.

Er wollte der Gesellschaft beitreten, aber ich weigerte mich, ihn aufzunehmen. Ich hätte es einfach nicht ertragen, wenn sein Talent missbraucht oder zerstört worden wäre. Also bin ich stattdessen sein Mäzen geworden. Ich gab ihm das Geld, das er brauchte, um weiter seine Kunstwerke zu schaffen, und ließ ihm ansonsten völlig freie Hand. In den letzten siebzig Jahren habe ich nur drei Dinge von ihm verlangt. Ich habe ihn gebeten, niemals deine Statue zu verkaufen. Ich habe ihn gebeten, diesen Garten betreten zu dürfen, wann immer ich will. Und vor einem Jahr habe ich Matteo gebeten, zwei Statuen für das Mausoleum auf dem Green-Wood-Friedhof zu erschaffen.«

»Er kennt dich seit siebzig Jahren? Hat er sich nie gewundert, warum du immer noch genauso aussiehst wie an dem Tag, als ihr euch kennengelernt habt?«

»Matteo weiß, dass ich anders bin als alle anderen.«

»Hat er Angst vor dir?«

»Warum sollte er?«, entgegnete Adam. »Ich bin immer freundlich zu ihm gewesen. Darf ich dir eine Frage stellen?«

»Ja.«

»Hast *du* immer noch Angst vor mir?«

»Ein bisschen«, gab Haven zu. »Als ich das letzte Mal in New York war ... Als wir zusammen da oben in diesem Zimmer waren ... Du hättest mich ...« Sie konnte es nicht aussprechen. »Was wäre passiert, wenn Beau nicht aufgetaucht wäre?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Adam, den Blick gesenkt. »Wenn ich daran zurückdenke, erkenne ich mich selbst nicht mehr wieder. Ich schäme mich für das, was an diesem Tag geschehen ist.«

Scham. Er hatte dem Gefühl, das langsam immer stärker in ihr anwuchs, einen Namen gegeben. Sie schämte sich dafür, dass sie Adams Herz im Austausch für Beaus Sicherheit verschachert hatte. Sie schämte sich dafür, dass sie in Adam die Hoffnung weckte, sie könnte seine Liebe eines Tages erwidern. Und sie schämte sich dafür, dass diese Hoffnung noch nicht einmal ganz unberechtigt war.

»Haven? Ist etwas nicht in Ordnung? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein. Es ist nicht deine Schuld«, erwiderte Haven, die ihre Tränen zurückzuhalten versuchte. »Du bist die ganze Zeit so nett zu mir. Du hilfst mir bei der

Suche nach Beau, besorgst mir ein Hotelzimmer, überzeugst Alex Harbridge davon, dass sie sich ein Kleid von mir entwerfen lassen soll ...«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich mit Alex' Kleid nichts zu tun hatte«, sagte Adam. »Und was den Rest anbelangt, das war mir ein Vergnügen. Ich wünschte nur, ich könnte noch mehr für dich tun. Aber ich bin bereit zu warten.« Er betrachtete wieder die Statue des ersten Mädchens, das er je geliebt hatte. Des ersten Mädchens von so vielen, die vor seiner Umarmung geflohen waren. »Haven, als du mich gefragt hast, ob ich mit dir zu Abend essen möchte, war das mehr, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Allein die Vorstellung, dass du aus eigenem Antrieb zu mir kommen würdest. Offen gestanden, ich bin noch immer sprachlos.«

»Ich bin dir einfach nur dankbar«, sagte Haven. »Und ich merke, dass du dich irgendwie verändert hast.«

»Zum allerersten Mal blicke ich hoffnungsvoll in die Zukunft«, erklärte Adam, und das Leben kehrte in seine dunklen Augen zurück. »Vorher war die Vergangenheit alles, was ich hatte. Darum habe ich alles aufbewahrt, was du auch nur berührt hattest. Diese Dinge brauche ich nun nicht mehr. Es tut mir leid«, fügte er dann hinzu, als er sah, wie Haven eine zarte Röte ins Gesicht stieg. »Ich wollte dich nicht in Verlegenheit bringen.«

»Das hast du nicht«, log Haven. »Ich frage mich nur, warum du nicht schon immer so warst. Dann hätte ich auch nicht vor dir fliehen müssen.«

»Es ist nicht immer einfach zu wissen, was ein anderer sich am meisten wünscht«, sagte Adam. »Zuerst habe ich mir eingebildet, ich könnte mir deine Zuneigung mit Gold und Juwelen erkaufen. Diese Anstrengungen, dein Herz zu erobern, waren natürlich zum Scheitern verurteilt. Danach habe ich es versucht, indem ich all die Probleme lösen wollte, mit denen du während deiner Leben konfrontiert wurdest. Das hat eine Weile ganz gut funktioniert. Ein paar Jahre lang lebten wir glücklich zusammen in Konstantinopel. Dann aber hast du die Wahrheit über mich herausgefunden und dich in den Bosphorus gestürzt. Später, in Florenz, habe ich meine Chance abermals vertan. Aber jetzt weiß ich, was du dir wünschst. Ich weiß nun, was ich dir geben muss und du nicht zurückweisen kannst.«

»Und was?«, wollte Haven wissen.

»Ich muss ein guter Mensch sein. Jemand, dem du vertrauen kannst. Ich habe gesehen, wie du gelitten hast, als Iain dich enttäuscht hat, und da wurde mir klar, dass ich der Mann werden musste, der er nicht war, wenn ich mit dir zusammen

sein wollte. Und so habe ich angefangen, die nötigen Veränderungen einzuleiten. Ich versuche, die Ouroboros-Gesellschaft zu reformieren. Ich will unseren Mitgliedern eine neue Mission geben. Vielleicht entscheidest du dich eines Tages dazu, die OG an meiner Seite zu führen, und dann will ich, dass du stolz auf das bist, was wir haben. Überleg doch mal, was wir mit der Gesellschaft im Rücken alles erreichen könnten. Wir könnten unsere Macht für das Gute verwenden, genauso wie August Strickland es sich von Anfang an vorgestellt hat.«

»Aber ich verstehe das alles immer noch nicht, Adam. Du hast mir mal erzählt, dass das Chaos notwendig ist. Du hast gesagt, dass ohne dich die Entwicklung der Welt stagnieren würde. Was passiert denn dann, wenn du dich plötzlich veränderst?«

»Das Universum hat andere Möglichkeiten, um sein Gleichgewicht zu halten«, erwiderte Adam. »Ich habe einen Plan, aber ich will ehrlich mit dir sein, Haven. Was ich hier versuche, könnte gefährlich sein. Ich weiß nicht, was die Folgen sein werden.«

»Und trotzdem bist du immer noch bereit, dich zu ändern?«, fragte Haven. »Nur meinnetwegen?«

Adam sah sie an. »Ich liebe dich«, sagte er einfach nur. »Seit dem Moment, da ich dich zum allerersten Mal gesehen habe. Ich glaube, dir ist gar nicht bewusst, wie viel du mir bedeutest, Haven. Du bist meine einzige Schwäche.«

»Ich bin also deine Unvollkommenheit?« Das war nicht gerade das Kompliment, das Haven sich erhofft hatte.

»Nichts in Gottes Schöpfung ist vollkommen. Tausende von Jahren habe ich geglaubt, ich wäre die einzige Ausnahme von dieser Regel. Ich habe geglaubt, ich wäre ein überlegenes Wesen, das auf die Erde gesandt wurde, um über ein Geschlecht geringerer Geschöpfe zu herrschen. Ich verachtete die Menschen, die sich von Bedürfnissen lenken ließen, die sie nicht kontrollieren konnten. Dann aber habe ich dich gefunden und verstand, dass *ich* derjenige war, der Mitleid verdient hatte. Nur in deiner Nähe fühle ich mich vollends lebendig. Dann leide ich unter demselben Verlangen, das auch sterbliche Männer verspüren. Ich wurde süchtig nach diesem Gefühl, und ich beneide die Geschöpfe, auf die ich einst herabgesehen habe. Du bist mir geschickt worden, um mich Demut zu lehren, Haven. Wann immer du an meiner Seite bist, bin ich menschlich.«

Haven wusste, dass Phoebe äußerst zufrieden über dieses Geständnis wäre. Doch sie empfand keine Erleichterung oder Freude. Sie wünschte, es gäbe einen Weg, ihm zu geben, was er so sehr begehrte. Doch alles, was Haven Adam gewähren konnte, war ein flüchtiger Blick darauf, was sein könnte, wenn ihr Herz nicht schon jemand anderem gehören würde. Sie streckte den Arm aus und griff nach Adams Hand. Seine Finger fühlten sich genauso glatt und kalt an, wie die der Statuen in diesem Garten. Adam sah sie an, bis sich die Verwunderung in seinem Gesicht schließlich in Freude verwandelte.

»Komm«, sagte er dann. »Ich bringe dich wieder nach Hause.«

Hand in Hand schlenderten sie zurück zum Gramercy Gardens. Als sie die Lobby betraten, hatten Adams Finger Havens Wärme aufgenommen. So könnte man sie fast für menschliche Hände halten, dachte Haven.

»Wäre es in Ordnung, wenn ich ...«

»Ja«, sagte Haven. Sie hatte gewusst, dass dieser Moment kommen würde, und sie schloss die Augen und wartete auf Adams Kuss. Schließlich kam er, und die Kühle seiner Lippen durchströmte ihren Körper. Ihre Finger kribbelten, als sie seinen Rücken berührten, und der Rest ihres Körpers wurde von einer wundervollen Taubheit ergriffen. Bald wurde ihr bewusst, dass nur Adams Arme sie davon abhielten, zu Boden zu sinken. Nur aus Mitleid hatte sie zugelassen, dass er sie küsste. Plötzlich aber merkte Haven, dass sie seinen Kuss erwiderte.

Und in diesem Augenblick erkannte sie, dass sie ihn lieben könnte. Sie hatte immer gedacht, auf der Straße des Schicksals gäbe es keine Gabelungen, keine schweren Entscheidungen zu treffen. Sie hatte geglaubt, sie wäre für ein Leben mit Iain bestimmt, fertig, aus, Ende. Jetzt aber konnte sie in aller Deutlichkeit ein anderes Leben sehen, für das sie sich hätte entscheiden können. Ein Leben mit einem Mann, der sie so sehr liebte, dass er alles für sie tun würde. Einem Mann, der genug Macht hatte, um den Lauf der Geschichte zu verändern. Einem wunderschönen Wesen, dessen Kuss sie wie betäubt zurückließ.

»Gute Nacht«, flüsterte Adam ihr sanft ins Ohr. »Sehe ich dich bald wieder?«

»Ja«, versprach Haven, die ein wenig taumelte, als das Gefühl in ihre Beine und Zehen zurückkehrte. »Ganz bestimmt.«

Sie blieb in der Lobby stehen und blickte Adam nach. Wie angewurzelt stand sie da, nachdem er schon lange fort war, und dachte über das nach, was sie gerade getan hatte – und darüber, was es bedeutete. Ein Teil von ihr wollte verschämt

nach oben in ihr Zimmer verschwinden. Ein anderer Teil wollte Adam hinterhereilen.

»Phoebe wird mehr als zufrieden sein«, sagte eine junge weibliche Stimme mit leichtem Akzent. Ein blondes Mädchen ging dicht an ihr vorbei. Haven erkannte die Motorradstiefel, bevor sie das Gesicht des Mädchens einordnen konnte. »Der Kuss hat fast ein bisschen *zu* echt ausgesehen.«

Als das Mädchen durch die Glastür des Hotels verschwand, schnappte Haven eine Melodie auf, die jemand draußen in der Dunkelheit pffte. Schon an den ersten Tönen erkannte sie die uralte Melodie, auf die sie jeden Abend in Rom sehnlichst gewartet hatte. Iain ließ sie wissen, dass er auf dem Weg zu ihr war. Haven wandte sich in Richtung ihres Zimmers. Ihre Entscheidung war gefallen.

Sie konnte nicht sagen, ob es ein Traum oder eine Erinnerung war. Sie spürte, wie die Hand eines Mannes ihr die Kleidung abstreifte und die Haut darunter entblöbte. Sie konnte ihn atmen hören, doch sie sah sein Gesicht nicht. Wer auch immer es war, sie half ihm mit den letzten paar Knöpfen. Schließlich war sie vollkommen nackt. Sie wartete darauf, dass er sie berührte. Als seine Finger über ihre Haut glitten, waren sie so kalt wie die einer Leiche.

Keuchend wachte Haven auf. Jemand saß am Fußende ihres Betts.

»Iain?« Havens Stimme war heiser vom Schlaf.

»Ja.«

Sie stürzte zu ihm und schlang die Arme um seinen Hals. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie sehr die Sorge um ihn sie belastet hatte. Jetzt, da sie Iain in Sicherheit wusste, fühlte sie sich so leicht wie seit Tagen nicht mehr. »Oh mein Gott, Iain! Ich bin ja so froh, dass du da bist! Ich bin so froh, dass es dir gut geht!«

Doch irgendetwas stimmte nicht. Er erwiderte ihre Küsse nicht.

»Haven, ich hab euch gesehen.«

Haven wich zurück, als das schlechte Gewissen sie wie ein Fausthieb traf. Sie hatte sich eingeredet, dass das Pfeifen draußen eine Mischung aus dem Heulen des Windes und ihrer Fantasie gewesen war.

»Heute Abend?«, fragte sie, in der Hoffnung, dass er eine andere Szene – *irgendeine* andere – gesehen hatte.

»Ich wollte zu dir, um dir zu sagen, dass ich Padma gefunden habe. Ich hab gesehen, wie Adam dich nach Hause gebracht hat. Ich hab gesehen, wie ihr euch in der Lobby geküsst habt. Was ist aus der Woche geworden, die du mir Zeit geben wolltest, Haven? Warum hast du dich nicht von ihm ferngehalten, wie du es mir versprochen hattest?«

»Wovon redest du eigentlich? Ich hätte ja gewartet, wenn Phoebe mich gelassen hätte!«

»Phoebe?«, wiederholte Iain, die Stirn vor Verwirrung gerunzelt. Dann blickte er zur Decke und nickte schließlich, als wäre ihm von dort oben die Antwort gesandt worden. »Jetzt verstehe ich. Phoebe wollte mich vom Hals haben. Darum war sie auch damit einverstanden, dass ich mich auf die Suche nach Padma mache. Sie hat geschworen, dass sie mit ihrem eigenen Plan warten würde. Aber das hat sie nicht, oder?«

»Nein«, bestätigte Haven. »Zu mir hat sie gesagt, dass wir beide Pläne weiterverfolgen müssen.« Iain hatte recht – die Horae hatten sie ausgetrickst. Und Haven hatte ihnen überhaupt erst die Möglichkeit dazu gegeben, indem sie zu spät zu ihrem Treffen gekommen war. Sie hatte Phoebe die perfekte Gelegenheit geliefert, sie gegeneinander auszuspielen und Iain aus dem Weg zu schaffen.

»Tja«, seufzte Iain. »Das erklärt zumindest, warum du heute Abend mit Adam zusammen warst. Aber warum musstest du ihn denn gleich *küssen*, Haven? Und wie oft hast du das schon tun müssen?«

Er hatte jedes Recht, diese Fragen zu stellen, aber seine Worte fühlten sich trotzdem an wie ein Schlag ins Gesicht. »Das war das erste und letzte Mal, Iain! Also behandel mich gefälligst nicht wie eine Verräterin. Ich war immer ehrlich zu dir. Und das ist mehr, als man von dir behaupten kann. Warum hast du mir nicht gesagt, dass Mia Michalski deine Exfreundin ist?«

»Was? Wer hat dir das denn erzählt?«

»Spielt das eine Rolle?«, fragte Haven zurück. Es war sehr viel leichter, mit dem schlechten Gewissen zu leben, wenn sie sich vorstellte, dass Iain ebenfalls nicht unschuldig war.

»Wer auch immer das war, leidet vermutlich unter Wahnvorstellungen. Aber falls es dich beruhigt, Haven, ich habe Mia seit Tagen nicht mehr gesehen. Sie war mit der Suche nach Beau beschäftigt und ich mit der nach Padma. Wir haben beide getan, was wir konnten, um *dir* zu helfen.«

Haven sah Schmerz in Iains Gesicht, und der Gedanke, dass sie der Grund dafür war, erfüllte sie mit Entsetzen. Irgendwo musste noch immer dieses schreckliche Mädchen in ihr lauern. Beatrice tat ihr Bestes, um Iain von sich wegzustoßen, doch Haven durfte nicht zulassen, dass sie damit Erfolg hatte. Sie hatte geschworen, dass sie niemals irgendetwas zwischen sich und den Menschen kommen lassen würde, um den sie so hart gekämpft hatte.

»Es tut mir leid«, sagte Haven und schmiegte ihre Stirn an Iains missmutig herabhängende Schulter. Ihre Tränen waren eine brennende Mischung aus Schuldgefühlen, Scham und Trübsal. »Alles. Ich hätte Adam nicht küssen dürfen. Und ich hätte nie deine Treue infrage stellen dürfen. Ich weiß, wie sehr du versuchst, mir zu helfen. Wenn ich mit Adam zu weit gegangen bin, dann nur, weil ich will, dass das hier endlich vorbei ist. Ich will Beau retten und dann in den ersten Flieger nach Rom steigen. Ich würde alles dafür geben, jetzt zu Hause auf unserem Balkon zu sitzen und mir eine Geschichte aus einem unserer Leben anzuhören.«

»Ich auch«, sagte Iain. »Darum bin ich ja auch hier. Ich dachte, du würdest dich vielleicht freuen zu hören, dass wir unserem Rückflug womöglich ein kleines Stückchen näher gekommen sind.«

»Weil du Padma gefunden hast?« Haven wischte sich mit der Bettdecke die Tränen ab. Achtundvierzig Stunden früher hätte diese Neuigkeit sie noch in Begeisterung versetzt.

»Ja. Ich hab die letzten paar Tage damit verbracht, die Häuser zu überwachen, die sie zu der Zeit, als sie noch Präsidentin war, für Befragungen benutzt hat. Gestern Nachmittag hab ich sie dann erwischt, als sie aus einem grässlichen Rattenloch auf der Lower East Side kam.«

»Und? Wird sie dir helfen, die OG zu zerstören?«, fragte Haven.

»Nein, aber sie ist immerhin bereit, mit mir zu reden, solange auch was für sie dabei rausspringt.«

»Also habt ihr zwei noch nichts in die Wege geleitet, oder?«, vergewisserte Haven sich.

»Warum fragst du?«, wollte Iain wissen, der sie plötzlich argwöhnisch musterte.

»Ich hab nachgedacht, Iain. Was ist, wenn die Gesellschaft vielleicht gar nicht zerstört werden *sollte*?«

Iain starrte Haven an, als hätte sie plötzlich angefangen, in Zungen zu reden. »Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein. Die Ouroboros-Gesellschaft ist durch und durch verdorben.«

»Das hab ich auch gedacht, aber jetzt bin ich nicht mehr so überzeugt davon.« Haven rückte näher an ihn heran, in der Hoffnung, dass ihr Enthusiasmus ansteckend sein würde. »Ich hab ein paar Leute kennengelernt, die die OG in das verwandeln könnten, was Dr. Strickland vorgeschwebt hat, als er sie gründete. Dieser eine Typ, Owen Bell ...«

»Was ist mit Adam?«, unterbrach Iain sie brüsk. »Hast du deine Meinung über ihn auch geändert?«

Haven biss sich auf die Lippe und versuchte abzuschätzen, ob er die Wahrheit verkraften würde.

»Ich glaube, Adam ist wirklich nicht mehr, wie er war«, gab sie schließlich zu, »und ich will den Horae nicht dabei helfen, ihn einzusperren. Ich würde ihn jederzeit hintergehen, wenn das die einzige Möglichkeit wäre, dich und Beau in Sicherheit zu bringen. Lieber wäre es mir allerdings, wenn wir einen anderen Weg finden könnten.«

»Siehst du? Das ist *genau* das, was ich verhindern wollte!«, rief Iain aufgebracht. »Darum wollte ich, dass du mir eine Woche Zeit gibst.«

»Wovon redest du denn?«

»Du steckst bereits viel zu tief drin, Haven. Es hat nur ein paar Tage gedauert, und schon hat Adam dich da, wo er dich haben wollte.«

Haven spürte Wut in sich aufsteigen. Sie hatte es satt, immer wie ein naives kleines Mädchen behandelt zu werden. »Weil ich glaube, dass die OG gerettet werden kann? Ist das wirklich so dumm? Du klingst langsam genau wie Phoebe. Wenn du Owen kennenlernen würdest ...«

»Ich hab keine Zeit, irgendwelche Leute kennenzulernen. Wir müssen New York verlassen, bevor du dir noch mehr Ärger aufhalst. Mia kann alleine weiter nach Beau suchen. Sie hat mir gesagt, sie hätte all seine Accounts gehackt. Es dauert bestimmt nicht mehr lange, und dann ...«

Haven zögerte keine Sekunde. »Nein.«

»Nein?«

»Ich meine es ernst, Iain. Ich weiß, dass du mich für verrückt hältst, aber manchmal hast du eben unrecht. Erinnerst du dich daran, was in Spanien passiert ist, als ich die Tochter des Emirs von Córdoba war? Phoebe hat mir erzählt, dass du auf niemanden hören wolltest, und das Ende vom Lied war, dass wir beide hingerichtet wurden! Vielleicht solltest du ausnahmsweise mal nicht ganz so stur sein.«

An seinem schockierten Gesicht erkannte Haven, dass Phoebe die Wahrheit gesagt hatte. »Woher weiß Phoebe das mit Córdoba?«, fragte er.

»Sie war dabei«, seufzte Haven, der es schon wieder leidtat, dass sie dieses Wissen gegen ihn verwendet hatte. »Wenn du mich nur erklären lassen würdest, warum ich glaube, dass die OG ...«

»Du verschwendest deine Zeit, Haven«, schnitt Iain ihr das Wort ab. »Guck mal, ich bin wirklich der Erste, der zugeben würde, dass ich jede Menge Fehler gemacht habe, aber darum geht es hier nicht. Wenn du auch nur den Hauch einer Ahnung hättest, in welchen Schwierigkeiten du steckst, würdest du auf der Stelle zum Flughafen rennen. Diese ganzen Leute, die du bei der OG getroffen hast – sie mögen vielleicht keine Monster sein, aber sie sind allesamt Adams Marionetten. Ich hab die Paparazzi-Fotos von dir mit Alex Harbridge und Calum Daniels gesehen. Glaubst du etwa, die beiden sind deine Freunde? Ihre Loyalität liegt ganz klar bei der OG, Haven. Und wie kannst du dir überhaupt so sicher sein, dass die Gesellschaft wirklich gerettet werden sollte? Du hast doch nur einen winzigen Einblick in Adams Machenschaften bekommen. Hat er dich denn zu einer seiner geheimen Besprechungen eingeladen, die er in diesem Haus in der Nähe der Zentrale abhält? Hast du dich vielleicht mal in den Zug gesetzt und bist nach Halcyon Hall gefahren? Hast du rausgefunden, was mit den Kindern passiert, die Adam anwirbt?«

»Über Halcyon Hall hab ich tatsächlich einiges rausgefunden«, bemerkte Haven. »Ich glaube nicht, dass irgendjemand diesen Kindern was Schlimmes antut. Ich hab ein paar von ihnen getroffen, und auf mich haben sie ziemlich zufrieden gewirkt. Adam geht sehr liebevoll mit ihnen um.«

Iain lachte, als wäre die Vorstellung zu lächerlich, um einer Antwort überhaupt würdig zu sein. »*Liebevoll*, ach ja? Adam hat also weniger als eine Woche gebraucht, um sich in deiner Vorstellung vom Teufel höchstpersönlich zum Freund aller lieben kleinen Kinderchen zu verwandeln. Kein Wunder, dass ihr zwei Händchen haltend und knutschend durch die Gegend rennt. Du klingst ja fast, als wärst du in ihn verknallt.«

»Das ist unfair!«, rief Haven, und ihre Wangen glühten.

»Bist du ganz sicher? Nicht mal ein kleines bisschen?«, stichelte Iain.

»Ich habe mich für dich entschieden und nicht für ihn! Ich habe mich *immer* für dich entschieden!«

»Aber du empfindest doch etwas für Adam, oder etwa nicht?«

»Ja. *Mitleid*.« Diese Antwort entsprach nur zur Hälfte der Wahrheit. Haven dachte an ihren Kuss. Sie hatte sehr viel mehr empfunden als bloß Mitleid. Und jetzt fühlte sie sich nur noch schrecklich. Sie griff nach Iains Hand, um ihn zu beruhigen. Er hob ihre Finger ins Licht.

»Wo ist der Ring, den ich dir geschenkt habe?«

Der Ring. An den hatte sie seit Tagen nicht mehr gedacht. »Den musste ich abnehmen, weil er Adam aufgefallen ist. Das hätte uns beide in Schwierigkeiten bringen können.«

»Das war nicht meine Frage. Wo ist dein Ring, Haven?«

»In meiner Handtasche.« Sie sprang aus dem Bett und kam, mit einer Hand in ihrer Tasche kramend, wieder zurück.

»Lass gut sein«, brummte Iain.

Haven wusste, was er denken musste, und verfluchte sich im Stillen selbst. »Bitte sei nicht sauer! Ich hab ihn nicht verloren. Er ist irgendwo hier drin.« Sie legte die Tasche beiseite und setzte sich auf seinen Schoß. Als sie ihren Mund auf seinen drückte, drehte Iain sich weg.

»Verlässt du heute noch mit mir New York?«, fragte er.

»Nein.«

»Na schön.« Mit Haven im Arm stand Iain vom Bett auf. Im ersten Moment dachte sie, er würde sie einfach so zur Tür hinaus und aus dem Hotel tragen. Dann aber setzte er sie wieder auf dem Bett ab und marschierte allein zur Tür.

»Wo gehst du hin?«, fragte sie.

»Einen Weg finden, wie ich dich retten kann.«

»Iain!«

Die Tür knallte hinter ihm zu.

Als sie begriff, dass Iain nicht zurückkommen würde, rannte sie zum Fenster, um wenigstens noch einen letzten Blick auf ihn zu erhaschen. Die Straßen waren verlassen, aber der Park war es nicht. Eine einsame Gestalt wanderte über die gewundenen Pfade. Das Letzte, was Haven sah, bevor die Tränen ihren Blick verschleierten, war, wie die Gestalt von einem Schatten in den nächsten glitt und verschwand.

Beatrice starrte voller Entsetzen auf den leeren Platz unter ihrem Fenster, wo eine Leiche mit dem Gesicht nach unten auf dem Pflaster lag. Sie hatte beobachtet, wie der Mann gestrauchelt und zu Boden gestürzt war. Niemand war ihm zu Hilfe gekommen. Die Leute auf dem Platz waren geflohen wie Kakerlaken, die zurück in ihre Löcher huschten. Das waren die eigentlich Kranken, dachte Beatrice. Dann tauchte eine schwarz gekleidete Gestalt aus einer Seitenstraße auf. Beatrice hatte einem Diener befohlen, einen Priester zu holen. Doch als der Mann neben der Leiche stehen blieb und zu Beatrice hochsah, wurde ihr klar, dass dies nicht der Priester war, nach dem sie geschickt hatte. Sein Gesicht war hinter einer dieser schaurigen weißen Masken mit den langen gekrümmten Schnäbeln verborgen. Er stieß den toten Mann grob mit der Spitze seines Stabs in die Seite. Ein Pferdekarren rumpelte heran. Zwei Männer kletterten herunter und hoben die Leiche von der Straße auf. Sie holten Schwung und warfen den Toten dann auf die Ladefläche des Karrens, auf einen Haufen aus Gliedmaßen, Köpfen und Rümpfen.

Haven schlürfte angebrannten schwarzen Kaffee aus einem Pappbecher, während sie auf einem unterirdischen Bahnsteig an der Grand Central Station wartete. Um acht Uhr dreißig fuhr der Zug ein, und Haven fand sich in einem Pulk von grimmig dreinblickenden Männern und Frauen in schwarzer Business-Kleidung wieder, die alle aus den wohlhabenden Vororten außerhalb der Stadt kamen. Wie Roboter, die einen einprogrammierten Befehl ausführten, marschierten sie auf den Ausgang zu und zogen dabei ihre Mäntel an, ohne auch nur einmal aus dem Tritt zu geraten. Als der Zug sich geleert hatte, stieg Haven ein und versuchte, nicht auf den Seiten des *Wall Street Journal* auszurutschen, die im Gang verstreut auf dem Boden lagen. Soweit sie sehen konnte, war sie die einzige Passagierin, die nach Norden wollte.

Haven trank ihren Kaffee aus und hoffte, dass er ausreichen würde, um sie wach zu halten. Sie hatte kaum geschlafen, nachdem Iain in der Nacht zuvor gegangen war. Jedes Mal, wenn sie die Augen zugemacht hatte, hörte sie ihn sagen, *Du steckst*

viel zu tief drin. Hatte er recht?, fragte sie sich. Hatte sie sich wirklich von Adam einlullen lassen? War sie auf seine Lügen hereingefallen? Iain schien zu glauben, dass das die einzige Erklärung für ihren Sinneswandel war. Vielleicht stimmte das, aber Havens Bauchgefühl sagte ihr noch immer, dass er sich irrte. Ja, sie empfand etwas für Adam. Und wenn sie ihren Gedanken freien Lauf ließ, endeten sie fast jedes Mal bei ihrem Kuss. In Adams Gegenwart fühlte sie sich nicht bloß wie eine Sterbliche. Und sie war geschmeichelt über die Mühen, die er auf sich nahm, um ihr Herz zu gewinnen. Trotzdem. Adam hatte sie nicht geblendet. Haven konnte noch immer klar denken.

Doch das würde sie beweisen müssen, wenn sie ihre Beziehung mit Iain retten wollte. Iain musste erfahren, dass Havens plötzlicher Wunsch, die Gesellschaft zu verschonen, nichts mit den Gefühlen zu tun hatte, die sie für deren Leiter empfand. Sie hatte einen flüchtigen Einblick in das bekommen, was die OG erreichen könnte, wenn Leute wie Owen hinter den Kulissen arbeiteten. Wenn sie das Iain doch nur beweisen könnte, dann würde er sie vielleicht verstehen. Und vielleicht würde er dann auch begreifen, dass ihre Liebe zu ihm nicht weniger geworden oder gar ganz erloschen war – selbst wenn in ihrem Herzen auch Platz für einen anderen war.

Schließlich, um drei Uhr morgens, war Haven eine Möglichkeit eingefallen, wie sie ihre neuen Ansichten auf die Probe stellen könnte. Die Horae behaupteten, dass in Halcyon Hall schreckliche Dinge vor sich gingen. Auch Iain schien davon überzeugt zu sein. Aber es wurde Zeit, dass sie nicht mehr alles, was Phoebe sagte, für bare Münze nahmen. Haven musste diese Schule mit eigenen Augen sehen, selbst wenn das bedeutete, dass sie sich einen Tag lang nicht auf die Suche nach Beau konzentrieren konnte. Vielleicht würde sie dort etwas entdecken, was ihr bei der Entscheidung half, wem sie glauben sollte – all den Leuten, die sie für ein verwirrtes kleines Mädchen hielten, oder der leisen Stimme, die ihr zuflüsterte, sie solle auf ihr Gefühl vertrauen.

Halcyon Hall lag am Rand einer winzigen Ortschaft am Ostufer des Hudson River. Als Haven sich dem Städtchen näherte, sah sie beim Blick aus dem Fenster des Taxis, das am Bahnhof von Poughkeepsie auf sie gewartet hatte, einen weitläufigen Gebäudekomplex aus Stein und Holz. Mit seinen beeindruckenden Rundbö-

gen, Balkonen und Türmchen wirkte er eher wie eine luxuriöse Skistation und kein bisschen wie der triste, graue Bau, den Haven erwartet hatte.

»Sind Sie sicher, dass *das* Halcyon Hall ist?«, fragte sie.

»Ja«, erwiderte der Taxifahrer.

»Wissen Sie irgendwas über die Schule? Ich hab gehört, sie soll ein bisschen ... *ungewöhnlich* sein.«

»Ist einfach bloß 'ne Schule«, sagte der Mann in einem Ton, der verriet, dass er keine Lust hatte zu plaudern. »Nichts Ungewöhnliches dran, soweit ich weiß. Muss aber ein Vermögen gekostet haben, den Kasten wieder herzurichten. Ist früher ein Hotel gewesen. Und danach 'ne noble Mädchenschule. Hat aber jahrelang leer gestanden. Bis vor zehn Jahren da drin Halcyon Hall eröffnet hat, haben die Leute von hier immer über den Schandfleck geschimpft.«

Der Fahrer wandte den Blick vom Rückspiegel ab und sah wieder nach vorn auf die Straße. Ein weiterer Schneesturm war am Abend zuvor durch die Gegend gefegt. Mit Eis überzogene Äste hingen bis tief auf den Asphalt hinunter und kratzten über das Dach des Taxis. Die Räumfahrzeuge waren schon hier gewesen und hatten zu beiden Seiten der Straße anderthalb Meter hohe Schneeberge aufgetürmt, doch der Boden war noch immer glatt und die Kurven tückisch. Schließlich bog der Wagen in den Privatweg ein, der zum Schulgebäude führte, und Haven hielt Ausschau nach ersten Hinweisen auf die strengen Sicherheitsvorkehrungen, von denen Phoebe erzählt hatte. Der Taxifahrer lenkte den Wagen durch ein offenes Tor, vorbei an einer leeren Pförtnerloge am Wegrand. Vielleicht hatte es in Halcyon Hall mal einen Sicherheitsdienst gegeben, jetzt aber schienen die einzigen Aufpasser zwei große Raben zu sein, die in Kreisen durch den unberührten Schnee stolzierten. Auch als das Taxi vor dem Haupteingang hielt, kam niemand heraus, um den Fahrer zum Weiterfahren aufzufordern.

»Würde es Ihnen was ausmachen, hier auf mich zu warten?«, fragte Haven den Fahrer, während sie immer noch damit rechnete, jeden Moment vom Gelände gejagt zu werden.

»Wenn's Ihnen nichts ausmacht, mir die Wartezeit zu bezahlen.« Er stellte seine Rückenlehne zurück, zog sich seine Kappe über die Augen und ließ sich von seinem Taxameter in den Schlaf ticken.

Die riesige Empfangshalle war warm und wirkte beinahe gemütlich. Von den freiliegenden Holzbalken, die kreuz und quer unter der Decke verliefen, hingen Kronleuchter, und an beiden Enden des imposanten Raums prasselte ein Feuer. Die in der Halle stehenden Ledersofas und Klubsessel sahen aus, als hätten sich bis vor Kurzem noch fröhliche Urlauberfamilien darauf getummelt. Ein gerahmtes Foto auf einem der urigen steinernen Kaminsimse zeigte Gruppen von kleinen Mädchen in makellos weißen Kleidern, die auf der Wiese vor der Schule Krocket spielten.

»Kann ich Ihnen helfen?« Ein freundlicher junger Mann mit einer Krawatte unter seinem Pullunder steckte den Kopf aus dem Empfangsbüro.

»Ja«, begann Haven, während sie ihre Mütze abnahm.

»Oh, hallo, Miss Moore. Ich hätte Sie fast nicht erkannt.« Der Mann eilte auf sie zu, um sie zu begrüßen.

»Kennen wir uns?« Haven versuchte, ihre Verwirrung mit einem Lächeln zu überspielen.

»Ja, aber Sie werden sich wohl kaum an mich erinnern. Wir haben uns vor einer Weile bei der Ouroboros-Gesellschaft getroffen. Ich habe damals als Rezeptionist dort gearbeitet.«

»Tut mir leid ...«

»Das muss es nicht! Die OG-Uniformen sind auch nicht dazu gedacht, dass man uns im Gedächtnis behält. Mein Name ist Albert Sinclair. Ich bin der Assistent des Schulleiters.« Er streckte ihr die Hand entgegen, und Haven zögerte kurz, bevor sie sie ergriff.

»Schön, Sie wiederzusehen«, sagte sie, um ihre Beklommenheit loszuwerden, während sie dem Mann die Hand schüttelte.

»Was kann ich für Sie tun, Miss Moore?«

»Ich bin mit dem Zug hierhergefahren, um heute Nachmittag ein paar Freunde zu treffen. Aber ich habe so viel über diese Schule gehört, dass ich dachte, ich schaue einfach mal vorbei. Um zu sehen, ob der ganze Wirbel gerechtfertigt ist. Das Gebäude ist wirklich schön – und so groß! Wie viele Schüler werden denn hier unterrichtet?«

»Im Moment knapp zweihundert«, erwiderte Albert Sinclair stolz. »Obwohl wir im nächsten Herbst wohl mehr neue Schüler als bisher aufnehmen werden.

Das Programm ist wirklich sehr erfolgreich. Sie haben bestimmt schon gehört, dass wir dieses Jahr unsere erste Klasse aufs College entlassen. Alle unsere Absolventen sind an Elite-Colleges angenommen worden – ganz ohne das Einwirken der OG, wie ich vielleicht hinzufügen sollte.«

»Wirklich beeindruckend«, spielte Haven mit. Wie lange würde es wohl dauern, bis er sie höflich nach draußen komplimentieren würde?

Ein Telefon begann zu klingeln, und der junge Mann zuckte zusammen. Einen Moment lang schien er hin und her gerissen zu sein, beim zweiten Klingeln aber machte er sich schließlich doch widerstrebend auf den Weg zum Büro.

»Tut mir furchtbar leid, Miss Moore. Ich würde Ihnen wirklich gern eine Führung durch die Schule anbieten, aber im Moment bin ich ziemlich beschäftigt. Der Schulleiter ist geschäftlich unterwegs, wissen Sie, und ich muss hier die Stellung halten. Was halten Sie davon, sich einfach allein ein bisschen umzuschauen?«

Halcyon Hall war definitiv voller Überraschungen. »Ist das denn erlaubt?«, fragte Haven.

»Na ja, nein, eigentlich nicht. Aber da Sie der OG nahestehen, bin ich mir sicher, dass niemand etwas dagegen haben wird. Wir sind schließlich eine Schule und kein Gefängnis. Die Klassenzimmer der Stufen vier bis acht befinden sich im zweiten Stock. Die Highschooljahrgänge im dritten und der Wohnbereich im vierten. Schlendern Sie einfach ein bisschen herum, hören Sie zu, wenn Sie möchten. Nur bitte unterbrechen Sie nicht den Unterricht. Wenn Sie Fragen haben, finden Sie mich hier im Empfangsbüro.«

»Danke«, rief Haven ihm hinterher, als er ans Telefon stürzte.

Die Flure im zweiten Stock waren mit Kunstwerken der Schüler dekoriert. Haven erinnerte sich daran, dass in ihrer eigenen Grundschule früher an einem riesigen schwarzen Brett neben dem Büro des Schulleiters Fingerfarbenbilder und Selbstporträts gehangen hatten. Havens Bilder waren jedoch nie darunter gewesen. Ein Lehrer hatte ihr einmal erklärt, sie hätten die Arbeit der anderen zu schlecht aussehen lassen. In Halcyon Hall dagegen waren die Werke der Schüler gerahmt und hinter Glas, und das aus gutem Grund. Die meisten der Stücke hätten es ohne Weiteres in jede Kunstgalerie New Yorks geschafft. Haven beugte sich vor, um ein kleines weißes Schild besser lesen zu können, das neben einem Bild hing, auf

dem ein Unwetter über dem Hudson Valley tobte. Der Blitz erhellte eine seltsame Szenerie im Vordergrund, wo zwei Männer auf einem Friedhof entweder ein Grab aushoben oder eine Leiche exhumierten. *Jillian Thomas, 4. Klasse*, stand darauf.

Als Haven weiter den Flur hinunterging, drangen die leisen Klänge einer Geige, die eine Mozartsonate spielte, an ihr Ohr. Sie spähte durch ein kleines Fenster in einer der Klassenzimmertüren und sah einen kleinen Jungen mit dem Instrument unter dem Kinn. Nachdem das Stück zu Ende war, errötete er und verbeugte sich, während seine Mitschüler und der Lehrer begeistert applaudierten. In einem anderen Klassenraum auf der gegenüberliegenden Seite zeichnete ein Mädchen, das etwa im selben Alter war wie der Junge zuvor, gerade mit bunter Kreide eine Reihe von komplexen Molekülen an die Tafel. Nach einer Weile begriff Haven, dass das Mädchen keine Aufgabe löste, die der Lehrer ihr gestellt hatte, sondern selbst seine Mitschüler unterrichtete.

Das hier sollte die Albtraumschule sein, von der Phoebe berichtet hatte? Das finstere Gemäuer, in dem den armen hilflosen Kindern schreckliche Dinge angetan wurden? Eine Glocke läutete, und im nächsten Moment öffneten sich die Türen und eine Horde aufgedrehter Kinder strömte auf den Flur hinaus. Sie huschten an Haven vorbei, ohne Notiz von ihr zu nehmen, kicherten, scherzten, hielten einander an den Rucksäcken fest und tuschelten mit ihren Freunden. Ihr fiel auf, dass sie nicht einmal Uniformen trugen, sondern Jeans, Turnschuhe und Pullover.

»Haben Sie sich verlaufen, schöne Frau?« Die Piepsstimme gehörte einem kleinen Jungen.

Haven blickte zu dem auffallend kleingewachsenen Kind mit dem dunklen, lockigen Haar hinunter. Als er ihr zuzwinkerte, musste sie lachen. »Nein«, sagte sie. »Ich sehe mich nur ein bisschen um. Flirtest du immer mit älteren Frauen?«

»Nur, wenn sie sexy sind«, erwiderte der Junge. Ein paar seiner Freunde, die auf der anderen Seite des Flurs warteten, kicherten. Offenbar zog er die Show für sie ab. »Sind Sie die Mutter von jemandem oder so?«

»Was?« Haven gab sich empört. »Ich bin ja wohl längst nicht alt genug, um die Mutter von irgendjemandem hier zu sein. Wie heißt du eigentlich?«

»Jorge«, sagte der Junge.

»Ich bin Haven. Und, gehst du gern hier zur Schule, Jorge?«

»Ja, ist total cool hier«, antwortete er. »Alle sind ziemlich schlau, und wir können alles lernen, was wir wollen. Viel besser als an der John Bowne. Da hat's immer nach Kacke gestunken.«

»Vermisst du manchmal deine Eltern?«, fragte Haven weiter.

»Warum sollte ich die denn vermissen?« Der Junge zog eine Grimasse. »Die kommen doch jedes Wochenende aus der Bronx hier raufgefahren. Ich hab ihnen schon tausendmal gesagt, dass sie das lassen sollen. Die anderen kriegen höchstens einmal im Monat Besuch von ihren Eltern, aber Mom und Dad wollen nichts davon hören. Langsam wird's echt peinlich.«

»Na ja, sie sind wahrscheinlich einfach nur stolz auf dich«, sagte Haven.

»Klar sind sie das. Ich werde ja auch mal jemand ziemlich Wichtiges, wenn ich erwachsen bin. Jeder hier wird das.«

»Weißt du denn schon, was du mal werden willst?«, wollte Haven wissen.

»Als Erstes will ich Model werden«, erwiderte der Junge.

»Ah, ja.« Haven musste sich alle Mühe geben, um weiter ein ernstes Gesicht zu machen. »Das liegt natürlich nahe.«

»Ja, und dann, wenn ich älter bin, geh ich in die Politik. Zumindest hab ich das letztes Mal gemacht. Und Mr Adam sagt immer, es wäre eine Schande, eine so außergewöhnliche Persönlichkeit nicht zu nutzen.«

»Damit hat er auf jeden Fall recht«, stimmte Haven ihm zu. »Und was ist mit deinen beiden Freunden da drüben?«

Jorge deutete auf einen der Jungen. »Erfinder«, sagte er. Dann zeigte er auf den anderen. »Alkoholiker.«

»Hey!«, protestierte der zweite Junge. »Das ist schon zwei Leben her!«

»War doch nur ein Scherz, alte Schnapsnase.« Jorge lachte. »Er war mal ein berühmter Schriftsteller oder so was. Wollen Sie mit uns mittagessen gehen, Miss Haven? Heute gibt's Hamburger.«

»Danke für die Einladung«, sagte Haven, »aber ich sollte mich langsam mal wieder auf den Weg zurück in die Stadt machen.«

»Tja, wenn Sie mal wieder in der Gegend sind, können Sie mich jederzeit besuchen kommen, okay?«

»Klare Sache, Jorge«, versprach Haven grinsend. »Das mach ich ganz bestimmt.«

»Habt ihr gesehen?«, hörte sie Jorge bei seinen Freunden auftrumpfen, als das Trio Richtung Cafeteria schlenderte. »Ich hab's euch ja gesagt, ich hatte schon immer ein Händchen für Frauen.«

Hatte sie etwas verpasst?, überlegte Haven. Gab es hier irgendwo ein geheimes Verlies oder einen zugigen Speicher, wo unfolgsame Schüler bei Wasser und Brot gehalten wurden? Alle Kinder, die ihr auf dem Weg nach oben in die Highschool-Etage entgegenkamen, wirkten genauso normal und glücklich wie Jorge. Die Lehrer und ein paar andere Erwachsene, die ihr in den Fluren begegneten, lächelten sie entweder an oder nickten ihr höflich zu. Nichts wirkte irgendwie außergewöhnlich. Fast nichts.

Eine Spindtür klappte zu, und im nächsten Moment stand Haven Milo Elliot gegenüber. Er trug einen marineblauen Blazer mit Messingknöpfen über einem ordentlich gebügelten Oxford-Hemd. Sein blondes Haar war ordentlich gekämmt und seine blauen Augen waren ausdruckslos. Haven hatte schon Toaster mit mehr Ausstrahlung gesehen. Wo war der charismatische junge Mann von der Wohltätigkeitsveranstaltung geblieben? Gab es irgendwo einen Schalter oder einen Hebel auf seinem Rücken, um diesen Androiden zum Leben zu erwecken?

»Entschuldigung«, sagte Milo und ging an Haven vorbei. Nichts deutete darauf hin, dass er sie wiedererkannt hatte. Er hielt drei Bücher unter den Arm geklemmt, und Haven versuchte, die Titel zu lesen, konnte aber auf die Schnelle nur den Namen eines der Autoren entziffern. Edward Bernays.

Milo öffnete die Tür zu einem Klassenzimmer, in dem bereits der Unterricht begonnen hatte. Erleichtert setzte Haven ihre Erkundungstour fort und kam dabei an einem Raum voller Teenager vorbei, die nur ein paar Jahre jünger waren als sie selbst. Ihr Blick blieb an einem Stück leuchtenden Seidenstoffs hängen, und sie hielt inne.

Vor der Klasse stand ein unscheinbares Mädchen in einem atemberaubenden Kleid – einer *Robe à la française*, prachtvoll genug für eine Hochzeit mit Napoleon höchstpersönlich. Das Mädchen drehte sich langsam im Kreis, während ein Junge auf ein paar Details des Kleids deutete. Er war schlank, hatte wasserstoffblondes Haar und seine Gesichtszüge wirkten feiner und hübscher als die der meisten Mädchen in seiner Klasse. Er hatte dieses Kleid entworfen, das war Haven sofort klar, und es war ein absolutes Meisterwerk. Seine Nähkünste standen ihren

eigenen in nichts nach. Und er hatte ein genauso gutes Gespür für Farben und Proportionen wie Beau.

Haven beobachtete seine Mitschüler. Sie saßen schweigend da und machten sich Notizen. Ein Junge aus der letzten Reihe, ein muskulöser, athletischer Typ, hob die Hand und stellte eine ernste Frage zu den Stickereien auf dem Korsett des Kleids. Es gab kein Gekicher oder hämische Kommentare, wie Beau ihnen in Snope City ausgesetzt gewesen war. Niemand fragte den Jungen, wo er denn all die Kleider aufbewahrte, die er für sich selbst schneiderte. Oder welche Farbe das Spitzenhöschen unter seiner Jeans heute hatte. Hier wurde der Junge als Künstler akzeptiert und seine Begabung angemessen gewürdigt.

Abrupt wandte Haven sich ab. Sie hatte auf einmal einen Kloß im Hals. Ob der Junge überhaupt wusste, wie viel Glück er hatte? Wenn Beau nur an einer Schule wie Halcyon Hall gelandet wäre – einer Schule, wo er sich nicht erst prügeln und im Footballteam beweisen musste, um sich zumindest ein bisschen widerstrebenden Respekt zu verdienen. Es hatte ihn sämtliche Kraft gekostet, die er besaß, in Snope City zu überleben, und die Wunden, die diese Zeit hinterlassen hatte, würden vielleicht nie ganz verheilen.

Wer wusste schon, was Adams Beweggründe gewesen waren, als er Halcyon Hall gegründet hatte? Haven interessierte es nicht mehr. Am Ende hatte er eine Schule geschaffen, an der Kinder wie Beau die Chance hatten, zu den Menschen heranzuwachsen, die sie werden sollten. Vielleicht hatte Adam tatsächlich einmal vorgehabt, sie zu stumpfsinnigen Drohnen wie Milo Elliot heranzuzüchten. Doch zwei Dinge wusste Haven nun ganz sicher: Die Schüler von Halcyon Hall waren keine Roboter. Und die Ouroboros-Gesellschaft musste gerettet werden.

Mit Schwung flog die Tür des Cafés auf. Owen Bell stand im Eingang und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Haven, Alex und Calum saßen an einem Tisch in der Mitte des leeren Restaurants, während ein aufmerksamer Kellner hinter der Theke lauerte. Haven hatte Alex nach Owens Nummer gefragt, in der Hoffnung, sich einmal allein mit ihm auf einen Kaffee treffen zu können, aber Alex hatte auf einem gemeinsamen Treffen bestanden.

»Alex! Hast du etwa den ganzen Laden für uns räumen lassen?«, fragte Owen und zog seinen Mantel aus. »Findest du das nicht ein *kleines bisschen* daneben?«

»Meinst du?« Alex klang ehrlich überrascht. »Immerhin bezahle ich den Besitzer ziemlich gut dafür.«

»Ich glaube, unser lieber Owen hatte eher die anderen potenziellen Gäste im Sinn, meine Liebe«, erklärte Calum, als übersetzte er aus einer anderen Sprache. »Er ist ja so was von rücksichtsvoll.«

Owen drückte Haven freundlich die Schulter. »Also ehrlich, Alex, ich war doch schon mal bei dir zu Hause. Du hast eine Zehntausend-Dollar-Espressomaschine in der Küche stehen und ein Hausmädchen, das damit auch tatsächlich umgehen kann. Warum bitte schön fühlst du dich veranlasst, an einem Donnerstag um elf Uhr vormittags ein ganzes Café evakuieren zu lassen?«

»Owen liebt es einfach, mir solche Standpauken zu halten«, bemerkte Alex und verdrehte die Augen in Havens Richtung. »Er wirft mir immer vor, dass ich nicht weiß, wie sich ein normaler Mensch benimmt.«

»Mit dir ist alles in Ordnung«, widersprach Calum. »Owen verwandelt sich nur langsam in einen Roboter. Er weiß einfach nicht mehr, wie man Spaß hat. Ich wette, er kommt noch nicht mal zu der Party heute Abend.«

»Party?«, fragte Haven.

»Einer von den Modelleuten hier gibt eine«, erzählte Alex. »Du musst unbedingt auch mitkommen! Da sind haufenweise Leute, die absolut begeistert wären, dich kennenzulernen.«

»Jetzt vergesst doch mal das Geschäftliche, diese Party wird vor allem die guten alten Zeiten wieder aufleben lassen«, sagte Calum. »Alkohol, Drogen und 'ne ganze Menge hübsche Jungs und Mädels, die noch nicht gelernt haben, wie man sein Konto ausgeglichen hält.«

»Drei meiner Hauptinteressen«, kommentierte Owen trocken. »Zu schade, dass ich heute Abend arbeiten muss.«

»Er meint, er muss mit seinem neuen besten Freund Milo abhängen«, frotzelte Calum.

»Milo hat keine *Freunde*«, konterte Owen. »Er hat *Kontakte*. Er sammelt Menschen, die ihm dabei helfen können, Präsident zu werden.«

»Präsident der OG?«, fragte Haven.

»Präsident der USA«, korrigierte Owen.

»Owen, ich weiß, ich hab das schon tausendmal gesagt, aber du bist derjenige von euch beiden, der eine politische Karriere anstreben sollte«, sagte Alex.

»Und ich hab *dir* schon tausendmal gesagt, dass ich eher der Typ bin, der hinter den Kulissen arbeitet«, gab Owen zurück. »Ich bin nicht so scharf auf das Rampenlicht wie ihr zwei. Ich schreibe Reden lieber, als sie zu halten.«

»Ach, und dabei würdest du im Rampenlicht fantastisch aussehen!«, seufzte Alex, bevor sie sich an Haven wandte. »Kannst du ihn dir nicht auch schon vorstellen, wie er in einem seiner marineblauen Anzüge vor der amerikanischen Flagge posiert? Er würde so attraktiv und vertrauenswürdig wirken. Er könnte unser erster schwuler Präsident werden.«

Haven versuchte, ihre Überraschung zu verbergen. Ihr war nie in den Sinn gekommen, dass Owen Bell schwul sein könnte. Ihr war noch nicht mal in den Sinn gekommen, dass er überhaupt ein wie auch immer geartetes Liebesleben haben könnte.

»Kapierst du es denn nicht, Alex?«, stöhnte Calum und lehnte sich über den Tisch zu ihr herüber. Haven sah ihm an, dass er kurz davor war, zu explodieren. Was auch immer er als Nächstes loslassen würde, hatte sich offensichtlich schon seit Langem in ihm angestaut. »Owen bleibt lieber hinter den Kulissen, weil er nicht will, dass irgendwer rausfindet, dass er vom anderen Ufer ist.«

Owen ließ sich nicht provozieren. »Meine Privatsphäre ist mir nun mal wichtig. Ich kann's nicht leiden, wenn ständig irgendwelche Leute ihre Nasen in meine Angelegenheiten stecken.«

Calum glaubte ihm kein Wort. Er sah aus, als fühlte er sich persönlich angegriffen. »Bist du sicher, dass das der Grund ist? Wir leben nicht mehr im Mittelalter, Owen. Schwul zu sein ist im einundzwanzigsten Jahrhundert kein Kapitalverbrechen mehr. Es gibt haufenweise Leute wie uns in öffentlichen Ämtern.«

»So einen wie dich gibt's da bestimmt nicht«, versuchte Owen zu scherzen. Calum lachte jedoch nicht.

»Weißt du, wenn mir jemand die Möglichkeit bieten würde, in die Politik zu gehen oder die Leitung der Ouroboros-Gesellschaft zu übernehmen, dann kannst du deinen Arsch drauf verwetten, dass ich nicht zu feige wäre.«

»Calum!«, rief Alex und blickte ihn schockiert an. »Wir sind hier, um Spaß zu haben. Haven will bestimmt nicht hören, wie ihr zwei euch ankeift.«

»Ich hab einfach die Schnauze voll davon, mir ständig anhören zu müssen, was für eine fantastische Führungspersönlichkeit Owen abgeben würde. Wie kann er Menschen zu irgendwas inspirieren, wenn er nicht zu sich stehen kann?« Er starrte Owen an. »Was würde dein Lover wohl dazu sagen, wenn er wüsste, was für eine Lusche du in Wirklichkeit bist?«

»Calum!« Alex packte den jungen Mann am Kragen seines Hemds und zerrte ihn von seinem Stuhl hoch. »Das reicht jetzt. Du kommst sofort mit!« Sie schleifte ihn zur Theke des Cafés und zwang ihn, sich mit ihr die Kuchenauswahl anzusehen, während er sich langsam wieder beruhigte.

»Wow«, sagte Haven. »Das war ja ziemlich heftig. Hätte ich Calum gar nicht zugetraut.«

»Ach nein?«, fragte Owen. »Hattest du etwa den Eindruck, dass Calum Daniels die Sanftmut in Person ist?«

»Das nicht, aber ich hätte auch nicht gedacht, dass er so aggressiv werden kann.«

»Für Calum ist es leicht, mich zu kritisieren«, erklärte Owen. »Er ist seit seiner Kindheit von der OG verhätschelt worden. Ich hab meine mit zwei ansonsten eigentlich ganz vernünftigen Menschen verbracht, die nur leider davon überzeugt waren, dass Homosexualität eine moralische Verirrung ist. Ich bin vor einem Jahr von zu Hause ausgezogen, und es wird wahrscheinlich noch ein paar Jahre dauern, bis ich mich von all dem erholt habe. Und ob du es glaubst oder nicht, Haven, das hier ist bisher eins meiner einfachsten Leben. Ich hab Calum ein bisschen von meinen früheren Existenzen erzählt, aber er wird nie verstehen, wie es sich an-

fühlt, wenn man betrogen, enterbt, ins Gefängnis geworfen oder ermordet wird – bloß, weil man schwul ist. Ich habe seit meiner Kindheit fast jede Nacht Albträume. *Darum* bin ich nicht besonders wild darauf, mein Privatleben öffentlich zu machen. Aber nur damit du Bescheid weißt, ich verstecke meine Freunde auch nicht. Calum hält mich trotzdem für total konservativ. Vielleicht hat er ja recht.«

»Selbst wenn, ist das keine Entschuldigung dafür, so ausfallend zu werden«, erwiderte Haven wütend. »Warum bist du denn überhaupt mit ihm befreundet?«

»Das hat Calum irgendwann einfach so beschlossen«, stellte Owen richtig. »Ich hatte in der Sache nie sonderlich viel mitzureden.«

»Tja, ich wüsste jedenfalls jemanden, mit dem du dich besser verstehen würdest«, sagte Haven, die sich beeilte, ihr geheimes Vorhaben in die Tat umzusetzen, bevor Alex und Calum an ihren Tisch zurückkamen. Owen war ihrer Meinung nach der einzige Mensch, der den Hauch einer Chance hätte, Iain davon zu überzeugen, dass die Ouroboros-Gesellschaft nicht zerstört werden durfte. »Er war früher auch Mitglied der OG, aber er ist ausgetreten, weil sie ihm zu korrupt war. Ich hab versucht, ihm zu erklären, dass die Gesellschaft bald ganz anders sein wird. Aber es hat nicht viel gebracht. Ich glaube, er müsste sich mal mit jemandem wie dir unterhalten.«

Owen schüttelte den Kopf. »Ich enttäusche dich wirklich nicht gerne, Haven, aber selbst ohne Drogengeschichten und Prostitution ist die OG immer noch fast genau so wie sie war, als ich beigetreten bin.«

»Was meinst du damit?«, fragte Haven, deren Enthusiasmus sich in Luft auflöste.

»Sieh dich doch mal um.« Owen deutete auf das leere Restaurant. »Ist das hier vielleicht die Art, wie wir unsere Punkte nutzen sollten? Damit ein neunzehnjähriger Filmstar an einem Donnerstagmorgen ein komplettes Café räumen lassen kann? Das soll jetzt nicht gegen Alex gehen. Sie ist ein nettes Mädchen und weiß es nicht besser. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass August Strickland etwas anderes im Sinn hatte, als er das Punktesystem der OG eingeführt hat.«

»Dr. Strickland hat das System nicht eingeführt«, berichtete Haven. »Es gab keine Punkte, solange er noch lebte. Damit ging es erst nach seinem Tod los.«

Owen grinste. »Stimmt! Alex hat mir erzählt, dass du eins der Gründungsmitglieder der Gesellschaft warst. Keine Punkte also, was?«

»Nein.«

»Und wie haben die Leute sich dann ihre Gefälligkeiten bezahlen lassen?«

»*Gar nicht*«, erwiderte Haven. »Dr. Strickland hat immer gesagt, eine gute Tat belohnt sich selbst.«

»Interessante Theorie«, sagte Owen nachdenklich.

»Weißt du, ich glaube, du solltest wirklich mal meinen Freund kennenlernen«, wiederholte Haven, doch in dem Moment ging die Tür auf, und zwei Männer betraten das Café. Wie Zwillinge trugen sie beide Chinos und weiße Hemden, obwohl sie sich ansonsten kein bisschen ähnlich sahen.

»Das Café ist geschlossen«, rief Alex energisch vom anderen Ende des Raums. »Die Straße runter ist ein anderes.«

»Miss Moore«, sagte einer der Männer. »Würden Sie uns bitte begleiten?«

Haven stand von ihrem Stuhl auf und drehte sich zu den Grauen um. Es gab nur eine Person, die sie geschickt haben konnte. »Warum?«, fragte sie. »Wissen Sie, was Adam will?«

»Nein, Miss Moore. Wir hatten nur den Auftrag, Sie zu finden.«

»Brauchst du Hilfe?«, flüsterte Owen Haven ins Ohr. Vom anderen Ende des Raums aus beobachteten Alex und Calum die Szene mit offen stehenden Mündern, rührten sich jedoch nicht vom Fleck.

»Sie müssen mit uns zur Ouroboros-Gesellschaft kommen«, informierte der zweite Graue sie.

»Haven?«, flüsterte Owen wieder, diesmal mit mehr Nachdruck. »Soll ich mich darum kümmern?«

»Schon okay«, beschwichtigte Haven ihn, obwohl sie sich dessen keinesfalls sicher war. Adam hätte Haven niemals so zu sich schleifen lassen, wenn ihr nicht irgendeine Strafe blühte. Hätten nicht alle sie so angestarrt, wäre sie wahrscheinlich unter dem Gewicht ihrer Angst zusammengebrochen. Aber irgendwie gelang es Haven, ihre Knie davon abzuhalten, nachzugeben, und sie vergrub ihre Hände in den Taschen, damit niemandem auffiel, wie sehr sie zitterten.

»Gehen wir«, sagte der zweite Mann, nahm Haven beim Ellbogen und führte sie aus dem Café.

»Woher wussten die, wo sie ist?«, hörte Haven Calum unbekümmert fragen, bevor die Tür hinter ihr zufiel.

Die Grauen brachten Haven bis zur Eingangstreppe der Ouroboros-Gesellschaft.

»Warten Sie drinnen«, befahl der eine von ihnen. Die beiden Männer blieben reglos auf dem Bürgersteig vor dem Gebäude stehen und folgten ihr nicht die Treppe hoch.

Hinter der Eingangstür ging es so lebhaft zu wie immer; ein paar Mitglieder schlenderten durch den Empfangsbereich.

»Hallo, Miss Moore«, begrüßte die Rezeptionistin sie freundlich. »Adam ist in ein paar Minuten bei Ihnen. Möchten Sie vielleicht so lange im Wartebereich Platz nehmen?«

Anstatt sich hinzusetzen, lief Haven langsam zwischen den Sesseln auf und ab. Sie gab sich alle Mühe, ruhig zu wirken, während sie insgeheim gegen den Drang, sich zu übergeben, ankämpfte. Irgendetwas war fürchterlich schiefgegangen. Auf der anderen Seite der Lobby öffnete sich eine Tür, und eine Gruppe von Kindern strömte heraus. Haven erkannte sie als die Geburtstagskinder, mit denen Adam Vögel beobachtet hatte. Im Gänsemarsch liefen sie an Haven vorbei Richtung Ausgang. Die Letzte in der Reihe war Flora, die kurz stehen blieb, um den Reißverschluss ihrer Jacke zuzuziehen.

»Hallo, Miss Moore«, sagte sie, als sie Haven sah.

Haven räusperte sich. »Hi, Flora. Wie geht's dir? Hattest du einen schönen Geburtstag?«

»Ja, es war herrlich«, entgegnete Flora. »Aber ich freue mich schon wieder auf die Schule.« Nicht zum ersten Mal beschlich Haven das Gefühl, dass dieses Kind irgendetwas Seltsames an sich hatte. Seit ihrer ersten Begegnung hatte es sich sehr verändert. Und dann begriff Haven mit einem Mal, was es war. Die Höflichkeit, die leicht gestelzte Ausdrucksweise – selbst der durchdringende Blick. Flora imitierte Adam Rosier. »Wie ich hörte, sind Sie gestern dort gewesen. Wie fanden Sie es?«

»Woher weißt du denn, dass ich in Halcyon Hall war?«, fragte Haven, die sich plötzlich ertappt fühlte.

Flora runzelte die Stirn. »Das weiß doch jeder. Wir bekommen nicht oft Besuch. Und, hat es Ihnen gefallen?«

»Natürlich!« Haven versuchte zu lachen und hatte stattdessen das Gefühl zu ersticken. War das der Grund, warum Adam sie zur OG hatte bringen lassen? War er wütend, dass sie ohne seine Erlaubnis nach Halcyon Hall gefahren war? »Tausendmal besser als die Schule, auf die ich gegangen bin. Der Unterricht wirkte so interessant! Was lernst du denn dort so?«, plapperte Haven verzweifelt vor sich hin.

»Dasselbe wie alle anderen.«

»Aber hast du nicht auch irgendeine besondere Begabung? Warst du nicht in deinem letzten Leben eine Epidemiologin? Da solltest du doch Unterricht in Biologie oder Medizin bekommen.«

»Darin *brauche* ich keinen Unterricht«, informierte Flora sie höflich. »Ich weiß schon alles über Medizin, was ich wissen muss. Es gibt so viele andere Fächer, die ich beherrschen muss, wenn ich bereit für die Zukunft sein will. Adam sagt immer, auf unseren Schultern lastet eine große Verantwortung.«

»Flora.« Das war die Rezeptionistin. »Trödel bitte nicht herum. Draußen wartet der Wagen auf dich.«

»Tschüss, Miss Moore«, sagte Flora. »Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.«

»Ja«, erwiderte Haven. »Das hoffe ich auch.«

Haven spürte, dass jemand sie beobachtete. Adam stand in der Tür am anderen Ende des Empfangsbereichs. Haven eilte zu ihm.

»Was ist los?«, fragte sie. »Warum hast du mich hergeholt? Ist es wegen Halcyon Hall?«

»Verzeih, dass ich dir das Treffen mit deinen Freunden verderben musste«, sagte Adam. »Aber ich musste dich sofort sprechen.«

»Geht es um Beau?«, versuchte sie es noch einmal.

»Nein. Und es ist auch kein Thema, das wir in der Öffentlichkeit besprechen sollten. Komm bitte mit, Haven.«

Adam führte sie die Treppe hinauf zu seinem Büro im ersten Stock. Dort angekommen, deutete er auf einen Stuhl. Haven setzte sich, während Adam die Tür hinter ihnen schloss. Er lief ein paarmal in dem Raum auf und ab und blieb

schließlich etwa einen Meter vor ihr stehen. Dann lehnte er sich schweigend an seinen Schreibtisch. Seine Finger umklammerten die Tischkante so fest, dass Haven sich nicht gewundert hätte, wenn die Platte unter seinem Griff zersplittert wäre.

»Adam?«

Plötzlich lag sein schwarzer Blick auf ihr. »Ich weiß, dass Iain Morrow am Leben ist.«

Haven spürte, wie sich eine heiße Röte über ihre Brust ausbreitete und ihren Hals hinaufstieg. »Was?«, brachte sie schließlich krächzend hervor.

»Ich weiß es schon seit Monaten. Ihr seid zusammen in Rom gesehen worden. Außerdem haben meine Leute mir gesagt, dass Marta Vega noch lebt. Ich bezweifle, dass diese Tatsache dir neu ist.« Das war kein Vorwurf – bloß eine Feststellung.

»Du wusstest das alles, und trotzdem hast du ...«

»Ich habe dir versprochen, dich dieses Leben leben zu lassen, wie es dir beliebt, und ich werde mein Wort halten, egal, was passiert.«

Das war eine mögliche Erklärung, dachte Haven, deren Gedanken sich überschlugen. Aber leider war es nicht die einzige. Monate waren vergangen, seit Adam die Wahrheit über Iain herausgefunden hatte. Und wenn Adam auf Rache aus war, dann hatte er mehr als genug Zeit gehabt, um einen Plan zu schmieden. Haven erschauerte bei dem Gedanken daran – und betete, dass Adam sein Versprechen wirklich halten würde.

»Ich hätte kein Wort darüber verloren«, fuhr Adam fort, »aber Iain hat heute Morgen einen meiner Männer angesprochen. Er hat mich um ein Treffen gebeten.«

»Er hat *was*?«, fragte Haven, die nun wirklich schockiert war. Sie hatte nicht erwartet, dass Iain so leichtsinnig sein würde. Was bezweckte er damit? Was wollte er ihr beweisen? Phoebe hatte mit ihrer Warnung recht gehabt. Wenn Haven nicht aufpasste, würde Iain dafür sorgen, dass sie beide starben.

Adam blieb reglos stehen – so reglos, dass es schien, als würde er noch nicht einmal atmen. »Darf ich erfahren, in welchem Verhältnis ihr derzeit zueinander steht?« Er senkte den Blick. »Ich würde dich das nicht fragen, wenn das neulich Abend nicht gewesen wäre.«

»Verhältnis?« Sie konnte kaum ihre eigene Stimme über dem Pochen ihres Herzens hören.

»Bist du mit Iain zusammen?«

Adam hatte sie komplett überrumpelt. Sie hätte eine Antwort parat haben sollen, aber Haven hatte nicht damit gerechnet, dass er sie so unverblümt danach fragen würde. Was würde passieren, wenn sie Ja sagte? Im besten Fall würde Adam nur die Suche nach Beau abblasen. Und den schlimmsten Fall wollte sie sich lieber nicht ausmalen. Alles hing nun von ihrer Antwort ab.

»Wir sind zurück nach New York gekommen, als Beau verschwunden ist«, erklärte Haven. »Ich dachte, die Pythia könnte mir vielleicht helfen, ein paar Hinweise zu finden, die mir bei der Suche nach ihm helfen würden. Iain wollte einen Privatdetektiv anheuern. Er wollte nicht, dass ich in die Nähe der Ouroboros-Gesellschaft komme. In *deine* Nähe. Er hat von Anfang an durchblicken lassen, dass er mir nicht traut. Und als er erfahren hat, dass ich dich in dem Spa getroffen habe, ist er total ausgerastet. Da hab ich gemerkt, dass Beau ihm eigentlich egal ist. Also hab ich dich um Hilfe gebeten. Iain und ich haben uns seitdem nicht mehr gesehen. Von meiner Seite aus hat sich die Sache mit ihm erledigt. Er hat mir nicht vertraut, und er war nicht für mich da, als ich ihn gebraucht hätte.«

Langsam erhob sie sich von ihrem Stuhl und näherte sich Adam so behutsam, als wäre er ein verwundetes Tier. Als sie schließlich vor ihm stand, nahm sie seine eisige Hand in ihre. Ihre Berührung schien ihm wieder Kraft zu geben.

»Warum wollte Iain sich mit dir treffen?«, fragte Haven. »Hat er irgendwas gesagt?«

»Ja«, erwiderte Adam. »Er will dich zurück. Und das ist das erste und letzte Mal, dass ich Mitleid für ihn empfinde.«

»Was Iain will, interessiert mich nicht mehr«, stellte Haven klar.

»Wie kannst du dir so sicher sein, dass du ihm nicht vergeben wirst? Mir hast du schließlich auch vergeben, oder etwa nicht?« In Adams Frage lag eine solche Traurigkeit, dass Havens Herz sich zusammenzog. »Du musst nicht antworten. Aber du solltest dir darüber im Klaren sein, dass Iain dich nicht so einfach aufgeben wird. Ich glaube, er will sich mit mir treffen, um mich in eine Falle zu locken und mich einzusperren.«

»Wie kommst du denn darauf?«, brachte Haven nur mit Mühe hervor.

Adam musste die Grimasse auf ihrem Gesicht als Ausdruck der Verwirrung missdeutet haben. »Iain hat mir eine Adresse in Harlem zukommen lassen und vorgeschlagen, dass wir uns dort treffen. Auf neutralem Boden, wie er sagte. Ich

habe einen meiner Männer beauftragt, sich dort ein bisschen umzusehen. Es war ein Laden in einem Häuserblock, der demnächst abgerissen werden soll. In dem Geschäft gab es nicht viel zu sehen, aber der Mann hat im Keller des Gebäudes nebenan einen alten Banktresor entdeckt. Ich vermute, dass ich genau darin geendet wäre, wenn ich mich auf das Treffen mit ihm eingelassen hätte.«

Adam hielt inne, um Havens Reaktion zu deuten, und Haven betete, das er ihr Entsetzen nicht richtig interpretierte. Jetzt wusste sie, was Iain vorgehabt hatte. Phoebe hatte ihnen beiden vom Plan der Horae erzählt, den Magos einzusperren. Iain hatte selbst den Lockvogel spielen wollen. Hatte er wirklich geglaubt, er könnte Adam alleine das Handwerk legen? Oder hatte er vorgehabt, sich selbst zu opfern, um zu beweisen, dass Adam böse war? Was auch immer der Grund war, es war vollkommener Wahnsinn.

»Ich bezweifle jedoch, dass der Plan mit dem Banktresor Iains Idee war«, fuhr Adam fort. »Der modus operandi lässt mich vermuten, dass er Verbindungen zu einer Gruppe pflegt, die sich die Horae nennen. Hast du je von ihnen gehört?«

»Nein«, log Haven, in der Hoffnung, dass Adam nicht mehr wusste, als er zugab. »Wer ist das?«

»Man könnte sagen, sie sind meine Feinde. Die Horae haben einzig und allein das Ziel, mich in meiner Arbeit zu behindern. Ein- oder zweimal pro Jahrtausend gelingt es ihnen, irgendeine gutgläubige Seele davon zu überzeugen, sie bei ihrem Plan zu unterstützen. Sie erzählen den Menschen eine tragische Geschichte, der zufolge sie einst Schwestern gewesen sind, die durch mein Zutun einen schrecklichen Tod gestorben sind.«

»Und die Geschichte ist nicht wahr?«, fragte Haven, in deren Kopf sich alles drehte. Sie war so kurz davor gewesen, selbst zu so einer gutgläubigen Seele zu werden.

»Sie könnte es sein. Wie du weißt, habe ich in der Vergangenheit furchtbares Leid über die Welt gebracht. Aber in diesem Fall sind die Anschuldigungen gegen mich falsch. Die Horae waren selbst nie so unschuldig, wie sie sich gern darstellen.«

»Was sind sie?«

»Die Welt ist voll von Mächten, die der menschliche Verstand nicht erfassen kann, Haven. Ich verursache Chaos, die Horae tun ihr Bestes, um die Ordnung wiederherzustellen. Aber es gibt noch andere. Wir sind nicht die Einzigen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist wie mit dem Wetter«, erklärte Adam. »Die meisten Leute denken bei dem Wort Wetter an Sonne oder Regen. Hitze oder Kälte. Aber nicht an die zahllosen unsichtbaren Kräfte, die unermüdlich darum kämpfen, eins von diesen Dingen hervorzubringen. Und dabei ist das Wichtigste der Kampf selbst. Er darf niemals enden. Wenn die eine Seite gewinnen würde, hätte das eine Dürre zur Folge. Wenn die andere als Sieger hervorginge, würde die Welt weggeschwemmt werden.«

»Und die Horae versuchen, den Kampf zu beenden, indem sie dich in einen Banktresor sperren wollen?« Haven wurde beinahe schlecht bei dem Gedanken daran, dass sie ihnen fast dabei geholfen hätte.

»Sie wollen, dass die Sonne scheint. Und dafür würden sie alles tun. Sie sind ebenso skrupellos wie ich. Du musst dir klarmachen, dass völlige Ordnung keinen Deut besser ist als Chaos. Frag die Menschen, die unter Josef Stalin gelebt haben – oder unter all den anderen Tyrannen und Diktatoren, die Verbindungen zur Anführerin der Horae pflegten. Erinnerst du dich daran, wie ich zu dir gesagt habe, dass ich nicht weiß, was mit mir passiert? Ich mag mich verändern, aber die Horae tun es nicht.«

»Und wenn du dich veränderst, bedeutet das, dass die Horae gewinnen?«, fragte Haven. »Was ist, wenn es plötzlich kein Chaos mehr gibt, das sich ihrer Ordnung entgegenstellt?«

»Ich habe nicht vor, sie gewinnen zu lassen«, versicherte Adam ihr. »Ich teste lediglich eine neue Strategie. Chaos erfordert nicht immer Tod und Zerstörung. Du warst also gestern in Halcyon Hall?«

»Ja, tut mir leid, dass ich nicht ...«

»Du musst dich nicht entschuldigen. Du weißt ja jetzt, welche Zukunft ich mit der Ouroboros-Gesellschaft anstrebe. Stell dir nur vor, wie es sein wird, wenn all diese jungen Leute in die Welt hinausziehen. Ihnen hat nie jemand vorgegeben, was sie denken sollen. Ihre Kreativität ist nie von lächerlichen Regeln oder dummen, engstirnigen Menschen in irgendwelche Bahnen gezwängt worden. Sie werden alle Ressourcen, die sie nur brauchen, zur Verfügung haben. Stell dir vor, wie sie die Gesellschaft wachrütteln werden. Sie besitzen die Macht, eine gänzlich neue Art von Chaos zu verursachen.«

Es hätte alles so wundervoll klingen können, wenn da nicht eine winzige offene Frage wäre, die an Haven nagte. »Du hast Halcyon Hall vor zehn Jahren gegründet, Adam. Damals warst du noch anders. Was hattest du ursprünglich mit den Schülern vor?«

Adam senkte den Blick. »Ich muss zugeben, dass ich damals andere Ziele hatte. Ich habe mich auf die Suche nach den Begabtesten gemacht – nach denjenigen, die über unglaubliche Kräfte verfügten. Ich dachte, wenn ich sie schon als Kinder in die OG aufnehme, könnte ich sie zu lebenslanger Loyalität erziehen. Und wenn der richtige Zeitpunkt gekommen wäre, hätte ich ihre Macht nach Belieben manipuliert.«

Haven musste all ihren Mut zusammennehmen, bevor sie die nächste Frage stellte. »Wie genau wolltest du dir die Loyalität der Kinder denn sichern?«

»Indem ich sie unterstützte. Sie ausbilde. Ihnen Zeit und Aufmerksamkeit widme.«

»Das ist alles?« Es war schwer zu glauben.

»Hattest du irgendetwas Finstereres erwartet? Gehirnwäsche vielleicht? Du bist in Halcyon Hall gewesen. Kamen dir die Kinder vor, als wären sie einer Gehirnwäsche unterzogen worden?«

»Nein«, gab Haven zu, die an Jorge dachte, den kleinen Jungen, den sie dort kennengelernt hatte.

»Ich musste niemals zu solch gewaltsamen Methoden greifen«, erklärte Adam. »Macht an sich ist weder gut noch schlecht. Doch mit den richtigen Beweggründen kann man ihre Ausrichtung leicht in jede dieser Richtungen verschieben. Die Schüler von Halcyon Hall werden dazu aufgerufen, die Welt zu verbessern. Und sie bekommen die Ausbildung, die sie dafür benötigen. Hat dir gefallen, was du bei deinem Besuch gesehen hast?«

»Ich war beeindruckt«, gab Haven zu. »Es ist wirklich eine wundervolle Schule.«

»Ich bin froh, dass du so denkst. Vielleicht können wir das Programm eines Tages ausweiten – und mehr solcher Schulen auf der ganzen Welt gründen. Aber als Erstes ... als Erstes müssen wir uns dem Problem widmen, das jetzt vor uns liegt.«

»Du meinst Iain?« Unsanft landete Haven wieder auf dem Boden der Tatsachen. »Was hast du mit ihm vor?«

»Das kommt darauf an«, erwiderte Adam. »Was wäre dir denn am liebsten?«

»Du fragst *mich*?«

»Warum nicht? Du kennst ihn besser als jeder andere.«

Haven hatte sich noch nie einer schrecklicheren Aufgabe gegenübergesehen. Wenn Adam noch immer ein Monster war, dann würde sie mit der falschen Antwort – wie auch immer die aussehen mochte – drei Menschenleben riskieren. Wenn er keins mehr war, musste sie in seiner Nähe bleiben. Er war noch immer ihre größte Hoffnung, was Beaus Rettung betraf. Es war ein Drahtseilakt, doch sie musste auf die andere Seite, und einen anderen Weg gab es nicht.

»Du warst derjenige, der mir bereitwillig geholfen hat, Adam. Meine Loyalität liegt jetzt bei dir. Du solltest tun, was du für richtig hältst«, sagte Haven in dem Wissen, dass der Adam von früher niemals einen gefährlichen Rivalen am Leben gelassen hätte.

»Du sagst das, um mir eine Freude zu machen, aber ich weiß, du würdest nicht wollen, dass irgendjemand zu Schaden kommt«, erwiderte Adam. »Darum werde ich versuchen, Iain Morrow fürs Erste zu ignorieren. Aber ich würde dich gern um eine kleine Gegenleistung bitten.«

»Alles was du willst«, sagte Haven, die ihre Erleichterung zu verbergen versuchte. Sie hatte ihren Instinkten vertraut und Iain so das Leben gerettet.

»Heute Abend findet in der Ouroboros-Gesellschaft eine Versammlung statt. Nichts Weltbewegendes, aber es werden ein paar unserer hochrangigsten Mitglieder anwesend sein. Darf ich dich einladen?«

»Natürlich.«

»Als meine Begleiterin?«

»Ja.«

»Ist dir bewusst, was das bedeutet?«, fragte Adam. »Die Leute werden sofort wissen, wer du bist. Das wäre unser erster gemeinsamer Auftritt als Paar.«

»Ich weiß«, sagte Haven.

»Es wird sich einiges ändern«, sagte Adam. »Auf eine Weise, die du vielleicht noch nicht absehen kannst.«

»Ich weiß«, wiederholte Haven.

Das Geräusch des Freizeichens ließ Haven zusammenzucken, doch ihr Anruf wurde auf Iains Mailbox umgeleitet. Beim Klang seiner Stimme schlug ihr Herz einen Purzelbaum, bevor ihr wieder einfiel, wie wütend sie auf ihn war. Wie konnte sie noch immer jemanden lieben, dessen Rücksichtslosigkeit sie um ein Haar beide zerstört hätte?

»Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht, Iain?«, zischte sie in ihr Handy. Sie stand am Lieferanteneingang eines Apartmenthauses auf der Neunzehnten Straße. Es war keine Menschenseele zu sehen, aber Haven wurde das Gefühl nicht los, dass jemand sie belauschen könnte. »Hast du etwa wirklich gedacht, Adam würde darauf reinfallen und sich mit dir treffen? Wolltest du mir zeigen, wie dumm ich bin? Tja, weißt du was? Wie sich rausgestellt hat, hatte ich die ganze Zeit recht. Adam hat sich geändert. Aber ich hätte niemals unser beider Leben aufs Spiel gesetzt, um dir das zu beweisen. Du dachtest, dein Plan wäre perfekt, was? Dann lass dir eins gesagt sein: Alles, was du mit dem Theater erreicht hast, ist, dass du mich Adam nähergebracht hast. Heute Abend wird er mich in der OG offiziell als seine Partnerin vorstellen. Hast du eine Ahnung, was das bedeutet? Hast du ...«

Ein lauter Piepton an ihrem Ohr ließ sie mitten im Satz innehalten.

»Ihre Nachricht hat die maximale Länge erreicht«, informierte sie eine freundliche Computerstimme.

»Aaaahh!«, schrie Haven, der es mittlerweile egal war, ob sie jemand hörte. Sie versetzte der Hauswand einen Fußtritt und zog kurz in Erwägung, auch noch mit der Faust auf sie einzuprügeln. Stattdessen aber blieb sie stehen, die Stirn an den kalten Beton gelehnt, atmete tief durch und versuchte, sich zu beruhigen. Ihre Finger umklammerten ihr Handy wie einen dieser Anti-Stress-Bälle, als plötzlich eine E-Mail von Beau Decker einging.

Die Nachricht bestand nur aus einem Anhang. Ein Foto von Beaus Gesicht. Eins seiner Augen war geschlossen und begann schon anzuschwellen, während das andere in hilfloser Wut zu dem Fotografen hochstarrte. Wie es aussah, war er zusam-

mengeschlagen worden. Blut rann aus einer frischen Platzwunde an seiner rechten Schläfe und der Oberlippe. Ein weiteres Rinnsal zog eine dunkelrote Linie von seiner Nase bis zum Ohr. Es war schon schlimm genug, zu *wissen*, dass Beau misshandelt worden war. Aber seine Verletzungen auch noch zu *sehen*, war schrecklicher, als Haven es sich jemals vorgestellt hätte.

Die Welt ringsum wurde still, und sie sah nichts als das Foto auf dem Display ihres Handys. Adam und Iain waren vergessen. Havens sonstige Sorgen hatten sich in Luft aufgelöst. Die Panik, die durch ihren Körper brandete, hatte alles andere fortgeschwemmt. Es gab nur noch zwei Dinge, die wichtig waren. Beau finden und es den Leuten, die ihm das angetan hatten, heimzahlen.

Das Foto verschwand, und auf dem Display tauchte in leuchtenden Buchstaben Leah Frizzells Name auf. Haven drückte auf »Annehmen«.

»Sie haben ihn zusammengeschlagen.« Sie wollte noch nicht mal Zeit für ein Hallo verschwenden.

»Ich weiß«, sagte Leah. »Wer auch immer das Foto gemacht hat, hat es an alle Kontakte in Beaus Adressbuch geschickt. Aber immerhin ist er am Leben, Haven ...«

»Ich muss auflegen«, verkündete Haven mit matter und emotionsloser Stimme. »Ich muss den Typen finden, der Beau das angetan hat.«

»Und ich helfe dir dabei«, rief Leah schnell, bevor Haven das Gespräch beenden konnte. »Hör zu, Haven. Du stehst unter Schock. Unternimm nichts, ehe ich nicht bei dir bin.«

»Ich kann nicht so lange warten, bis du einen Flug gebucht hast.«

»Ich bin doch schon hier! Ich bin gestern Abend von Raleigh aus geflogen. Mein Onkel Earl hat mir seine Kreditkarte geliehen. Ich wollte dich sowieso heute Morgen anrufen.«

»Gestern Abend? Wo hast du denn geschlafen?«

»Auf einer Bank in einem Park, der Union Square heißt. Um ehrlich zu sein, bin ich gerade erst aufgewacht, als mein Handy gepiepst hat.«

Eine Welle von Ärger brachte Haven zurück in die Wirklichkeit. »Du hast auf einer Parkbank übernachtet, Leah? Weißt du eigentlich, wie gefährlich das ist? Das hier ist nicht Snope City. Es ist noch nicht mal *Durham*. Hier sind Leute unterwegs, die zum Spaß Jagd auf Touristen machen. Ich muss mir schon um *einen* Freund Sorgen machen – da kann ich dich nicht auch noch retten!«

»Spar dir deine Wut für Beaus Entführer auf, Haven. Wir wissen beide, dass mich keiner belästigen würde.«

»Na, dann bleib jetzt wenigstens, wo du bist«, kommandierte Haven. Sie hatte sich schon im Laufschrift auf den Weg nach Westen gemacht. »Ich komme zu dir. Wie bist du denn überhaupt am Union Square gelandet?«

»Das hier ist der Ort, den ich in meinen Visionen gesehen habe«, erklärte Leah. »Ich hab diesen runden U-Bahn-Zugang gefunden, der wie ein Tempel aussieht. Und ich hab sogar den Mann gefunden, nach dem ich gesucht habe. Er hat schon auf mich gewartet, als ich heute Morgen um halb sechs hier aufgetaucht bin. Ich war so müde, dass ich fast angefangen hätte, mit ihm zu reden, bevor ich kapiert habe, dass es nur eine Ghandi-Statue ist. Weißt du, welche ich meine?«

»Ja«, keuchte Haven. Sie hatte die Statue schon hundertmal gesehen. »Stell dich neben Ghandi. Ich bin in zwei Minuten da.«

Der Park war voller Leute, die in ihrer Mittagspause tapfer der Kälte trotzten, aber Leah war wie immer unmöglich zu übersehen. Sie hatte eine schwarz-orangefarbene Jagdmütze auf dem Kopf, unter der ein paar fransige Haarsträhnen hervorlugten. Dazu trug sie eine alte Armeejacke, über deren Brusttasche der Name FRIZZELL eingestickt war, und ein Paar ausgetretener Kampfstiefel. Zwischen dem oberen Rand der Stiefel und dem Saum ihres Rocks blitzten zehn Zentimeter nackte weiße Haut auf. Passanten starrten die seltsam aussehende, viel zu dünn angezogene junge Frau an und machten einen großen Bogen um sie. Sobald Leah Haven sah, hob sie die Hand und rannte auf sie zu.

»Mann, Leah! Hast du keine Strumpfhose oder Leggings oder so was dabei?«, fragte Haven zwischen zwei Japsern. Selbst Ghandi hing ein dicker Eiszapfen von der Nase, und Leah Frizzell spazierte mit bloßen Beinen durch New York. Haven wünschte sich fast, sie wäre nicht ans Telefon gegangen. Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, war, hier den Babysitter für ein frisch eingeflogenes Landei spielen zu müssen.

Leah schien ihre Gedanken zu erraten. »Glaub ja nicht, dass du auf mich aufpassen musst, Haven Moore. Ich bin vielleicht 'ne Hinterwäldlerin, aber das heißt nicht, dass ich blöd bin.«

»Du bist gerade tausend Meilen weit geflogen, um dich mit einer Statue zu treffen«, merkte Haven an.

»Ja, und ich bin mir sicher, dass es das wert war. Ich hab rausgefunden, woher der schreckliche Gestank kommt, den ich in meinen Visionen rieche.« Leah deutete auf den Bürgersteig zu ihren Füßen. »Ich hatte heute Morgen wieder eine, und da hab ich genau hier ein paar Leichen rumliegen sehen.«

Plötzlich wirkte Leah gar nicht mehr so lächerlich. »Leichen? Wer waren sie?«

»Keine Ahnung. Aber dem Geruch nach zu urteilen, hatten sie schon lange genug da gelegen, um so richtig schön verwest zu sein. Sahen echt nicht besonders appetitlich aus.«

»Und was hast du jetzt vor?«, wollte Haven wissen.

»Auf die nächste Vision warten. Bei diesen Sachen hilft nur abwarten.« Leah wirkte immer absolut unerschütterlich, so als flüsterte ihr jemand Anweisungen ins Ohr.

»Vor ein paar Tagen hast du gesagt, irgendwas Schreckliches würde passieren. Und jetzt hast du Visionen von Leichen, die hier auf der Straße liegen. Und da willst du dich einfach hinsetzen und *abwarten*?«

»Es ist noch Zeit«, entgegnete Leah, so ruhig wie immer. »Die Toten hatten alle kurzärmlige Sachen an, darum gehe ich davon aus, dass ich noch bis zum Sommer Zeit hab, um in Ordnung zu bringen, was auch immer in Ordnung gebracht werden muss. Ich glaube, Beaus Probleme sind im Moment ein bisschen drängender. Also, lass uns was unternehmen.«

»Erst mal muss ich Adam anrufen und ihm erzählen, was passiert ist.«

»Wie bitte?«, fragte Leah. »Adam *Rosier*?«

»Er hilft mir bei der Suche nach Beau«, erklärte Haven und wählte bereits die Nummer der Ouroboros-Gesellschaft.

»Warte mal einen Moment«, befahl Leah. Das Mädchen hatte weder die Stimme erhoben noch hatte sich sein Tonfall verändert, aber aus irgendeinem Grund gehorchte Haven und steckte die Hände zurück in die Manteltaschen. »Warum hast du mir nichts davon erzählt?«

»Ich weiß nicht«, gab Haven zu. »In den letzten paar Tagen ist einfach ziemlich viel passiert.« Warum stand sie eigentlich hier in der Kälte und beantwortete sinnlose Fragen, während Beau irgendwo festgehalten wurde und ernsthaft verletzt war?

»Na, dann schieß mal los«, sagte Leah.

Haven seufzte. »Erinnerst du dich an die Frau im Rauch?« Leah nickte. »Ihr Name ist Phoebe. Sie ist die Anführerin einer Gruppe, die sich die Horae nennen. Sie sind zu zwölft, und sie haben menschliche Körper. Aber eigentlich sind sie keine Menschen. Sie sind Adams Erzfeindinnen. Sie sorgen für Ordnung, so wie er Chaos stiftet.« Haven hielt kurz inne, um zu sehen, ob Leah ihr folgen konnte.

»Okay«, sagte Leah, als wäre absolut nichts Außergewöhnliches an dem, was Haven gerade erzählt hatte.

»Phoebe hilft mir nur, Beaus Entführer zu finden, wenn ich ihr dabei helfe, Adam Rosier für immer einzusperren. Die Horae denken, dass Adam Kinder für die OG rekrutiert, um eine Art Armee aufzubauen, und das wollen sie verhindern.«

»Und wie sollst du den Horae dabei helfen, ihn einzusperren?«

»Indem ich so tue, als hätte ich mich in ihn verliebt, und ihn damit in die Falle locke.«

Leah blinzelte. »Klingt ziemlich riskant. Hätte nicht gedacht, dass du dich auf so was einlassen würdest.«

»Ich war einfach zu allem bereit, um Beau zu retten. Doch als ich dann angefangen habe, Zeit mit Adam zu verbringen, ist mir klar geworden, dass er sich verändert hat. Er versucht, die Ouroboros-Gesellschaft zu verbessern. Und er hat den Polizeipräsidenten von New York und das FBI auf die Suche nach Beau angesetzt. Ich will nicht mehr mit den Horae zusammenarbeiten. Ich will Adam nicht hintergehen ...« Sie zog die Hand mit ihrem Telefon aus der Tasche. »Bitte lass mich ihn kurz anrufen. Wir müssen schnell handeln, wenn wir Beau retten wollen!«

»Moment mal, Haven. Ich hab noch ein paar Fragen. Wo war Iain denn die ganze Zeit?«

»Das ist 'ne lange Geschichte. Aber ich kann dir sagen, wo er im Moment ist: im Weg. Er hält mich für verrückt, weil ich daran glaube, dass Adam sich ändern kann. Er denkt, ich hätte mich in ihn verliebt. Darum versucht er jetzt, ihn auf eigene Faust einzusperren.«

Leah hob eine Augenbraue. »Und, *hast* du dich in Adam verliebt?«

Haven stand da wie betäubt. Leahs unverblünte Frage hatte sie mit der Wucht einer Keule getroffen. Sie wollte lachen und das Ganze herunterspielen. Aber Leah gehörte nicht zu den Leuten, die sich irgendwas vormachen ließen.

»Ich weiß nicht«, gab Haven zu. »Ich liebe Iain noch genauso wie vorher. Es ist nur ...«

»Glaubst du denn, Adam liebt dich? Bist du sicher, dass das bei ihm nicht nur irgendeine kranke Besessenheit ist?«

Havens Zögern schien Leah zu lange zu dauern. »Denk nicht groß darüber nach, Haven. Beantworte einfach meine Frage.«

»Er liebt mich«, sagte Haven schließlich. »Da bin ich mir ziemlich sicher.«

»Und du glaubst wirklich, dass er sich verändert hat?«

»Ja. Hältst du mich jetzt auch für verrückt?«

Über diese Möglichkeit dachte Leah nicht einmal nach. »Nein«, erwiderte sie entschieden. »Ich hätte nur nicht erwartet, dass Adam überhaupt dazu fähig ist, jemanden zu lieben. Aber wenn er es doch ist, sollten wir vielleicht noch mal ein paar Sachen überdenken.«

Haven schüttelte den Kopf. Sie wollte jetzt nicht über Adam oder Iain nachdenken. Sie wollte sich wieder auf Beau konzentrieren. Er war der einzige Mensch, über den sie sich im Moment Gedanken machen konnte.

»Was Adam fühlt, ist egal«, sagte sie. »Das Einzige, was jetzt wichtig ist, ist *das* hier.« Sie drückte eine Taste auf ihrem Handy und hielt das Foto hoch.

»Die Polizei hat das Bild schon«, sagte Leah. »Ich hab es ihnen weitergeleitet, als ich auf dich gewartet hab. Das hat wahrscheinlich die Hälfte der Leute gemacht, die im Verteiler waren. Wenn das alles ist, was Adam unternehmen könnte, brauchst du ihn also nicht anzurufen.«

Es wäre nicht alles, was er unternehmen könnte. Haven hatte zwanzig Punkte auf ihrem OG-Konto, das Lucy Fredericks für sie eröffnet hatte. Wenn man mit fünfzehn Punkten eine Party auf dem Dach des Empire State Building veranstalten konnte, dann könnte man mit zwanzig doch sicher ein oder zwei Schläger engagieren. Wenn die Polizei die Leute fand, die Beau so zugerichtet hatten, wollte Haven, dass sie genauso leiden mussten. Adam wäre der perfekte Mann, um so etwas in die Wege zu leiten, und er würde keine Fragen stellen. Er würde die Notwendigkeit verstehen. Aber Leah Frizzell bestimmt nicht.

»Dann sag *du* mir doch, was ich machen soll!« Haven schrie jetzt beinahe.

»Weißt du noch, als ich dich in Florenz angerufen hab? Da hab ich dir gesagt, dass du den Hinweis, den du brauchst, wahrscheinlich in deinen Erinnerungen finden würdest. Das war nicht nur so dahergeredet. Ich glaube, wir sollten dieser Phoebe einen Besuch abstatten. Ich würde gerne selbst mal ein Wörtchen mit ihr reden.«

»Du willst mit Phoebe reden? Nach allem, was ich dir erzählt habe?«

»Ich hab langsam das Gefühl, dass das alles irgendwie zusammenhängt«, entgegnete Leah und ließ den Blick über den Union Square schweifen, als könnten die Antworten, die sie suchte, hinter einem der Bäume lauern. »Beaus Verschwinden. Die Toten hier im Park. Diese Leute, die dich erpressen. Und die Tatsache, dass du dabei bist, dich in Adam Rosier zu verlieben.«

»Ich hab nie gesagt ...«

»Okay, okay«, lenkte Leah ein. »Weißt du, wo wir diese Phoebe finden?«

»Sie wird mir nicht helfen, solange ich mich weigere, Adam zu hintergehen.«

Leah zuckte mit den Schultern. »Dann verrät es ihr eben nicht. Wenn sie dich angelogen hat, warum solltest *du* ihr dann die Wahrheit schuldig sein?«

»Hast recht. Also Phoebe hat ein Haus in der Nähe von Harlem. Aber ich darf nicht selbst da hingehen. Die Horae haben Angst, dass mir jemand folgen könnte.«

Leah sah sich um. »Also ich sehe keinen, der uns beobachtet. Du?«

»Nein«, stimmte Haven ihr zu.

»Na, dann los, machen wir uns auf die Socken.«

Haven klopfte laut an die Tür des kleinen gelben Hauses am Ende von Sylvan Terrace. Die blauhaarige Vera öffnete und riss die Augen auf.

»Haven! Was machst du denn hier?«, flüsterte die junge Frau und blickte sich hektisch um. »Du kannst doch nicht einfach jemanden hierher mitbringen. Bitte geh wieder, bevor Phoebe davon erfährt. Du bringst uns damit alle in Schwierigkeiten.«

»Uns ist niemand gefolgt«, schaltete Leah sich ein, ihr Tonfall höflich, aber bestimmt. »Wenn Sie uns jedoch nicht reinlassen, weiß bald die ganze Stadt, wo wir sind.«

»Ist das Haven an der Tür?« Beim Klang der Stimme ihrer Anführerin zuckte Vera zusammen. Sie trat einen Schritt zurück und gab den Blick auf die unerwarteten Gäste frei.

Die alte Frau lächelte, bis sie Leah sah. »Wer ist das?«, bellte sie. »Niemand hat dir erlaubt, deine Freunde mitzubringen, Haven! Schnell rein mit euch, ehe euch jemand sieht. Wie kannst du es wagen, unsere Pläne derart aufs Spiel zu setzen?«

Haven antwortete nicht. Sie blickte Vera an, die Phoebes Wutausbruch vorausgesehen hatte. Die ruhige, gelassene Anführerin der Horae schien nur eine Rolle gewesen zu sein, die sie gespielt hatte.

»Ist alles meine Schuld, Ma'am«, erklärte Leah, als sie den runden Raum mit der Wendeltreppe betraten. Sie wirkte kein bisschen eingeschüchtert. »Wissen Sie, ich bin diejenige, die Haven gesagt hat, dass sie sich an Sie wenden soll. Und jetzt, wo ich schon mal in New York bin, dachte ich, ich schau mal vorbei und sag hallo. Also, geben Sie nicht Haven die Schuld. Ich hab sie gedrängt, mit mir hierherzufahren.«

Phoebes Zorn richtete sich nun auf das rothaarige Mädchen. »Für wen hältst du ...« Ihre Worte versiegten, und ihre Wut schien zu verpuffen. »Sagtest du gerade, du hättest Haven zu mir geschickt? Deinetwegen ist sie im Spa aufgetaucht?«

»Ich hab Sie in einer Vision gesehen«, erklärte Leah. »Sie saßen in einer Rauchwolke und hatten ein Handtuch auf dem Kopf.«

»Eine Vision von der Zukunft?«, fragte Phoebe in ehrfürchtigem Flüsterton. »Bist *du* es?«

»Ist sie *was*?«, fragte Haven.

Phoebe übergang ihre Frage. »Warum bist du gekommen?«, wandte sie sich wieder an Leah. »Was hast du gesehen?«

Leah grinste die Frau an und stellte sich gekonnt dumm. Doch die Machtverhältnisse im Raum hatten sich innerhalb eines einzigen Satzes verschoben. Jetzt hatte Leah das Sagen. »Ich bin Leah Frizzell. Eine Freundin von Haven aus Snope City, Tennessee. Und ich bin hier, um zu sehen, wie Sie uns bei der Suche nach unserem Freund Beau helfen können.«

»Wir tun doch schon, was wir können.«

»Wirklich?«, fragte Leah. »Haven ist sich da nämlich nicht so sicher. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir uns mal ein bisschen unterhalten, meinen Sie nicht?«

»Wir sollten tun, was sie sagt.« Vera trat vor und legte die Hand auf Phoebes Arm. »Wenn sie es wirklich ist ...«

Phoebe war sichtlich unzufrieden über Veras Ratschlag und schubste die junge Frau zurück an ihren Platz.

»Unsere Schwestern würden wollen ...«, versuchte Vera es noch einmal.

»Genug!«, donnerte Phoebe. »Ihr alle. Folgt mir in den Besprechungsraum.«

Der kalkweiße runde Raum war leer bis auf ein prasselndes Feuer im Kamin und zwölf thronartige Stühle, die im Kreis aufgestellt worden waren. Es gab keine Fenster, die den Blick abgelenkt hätten, und keine Einrichtung, die man bewundern konnte. Nur die Decke war verziert. Haven blickte zu der Karte des Himmelreichs auf, die in Goldfarben auf den Gips gemalt war. Einen Moment lang hätte sie schwören können, dass das Bild sich bewegt hatte. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder der kleinen Gruppe von Frauen zu, die durch die offene Tür des Zimmers hereinkam. Vera und Cleo waren darunter sowie auch das blonde Mädchen aus Florenz. Keine von ihnen sagte etwas, aber Haven konnte spüren, dass sie alle gekommen waren, um Leah zu sehen.

Phoebe öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch Leah schnitt ihr das Wort ab. »Haven hat ein paar Sachen, die sie gern loswerden möchte. Vielleicht sollten Sie sich lieber alle hinsetzen.« Sie zog einen der Stühle aus dem Kreis und bedeutete Phoebe, Platz zu nehmen.

Phoebes Mund klappte zu, und sie tat wie ihr geheißen. Sechs weitere Horae stellten sich hinter ihren Stuhl. Havens Blick ruhte auf Leah. Sie war nur eine schlaksige Neunzehnjährige mit einer gesunden Portion Mut. Warum sollten die Horae ihren Befehlen Folge leisten?

»Haven«, fragte Leah. »Sollen wir dann anfangen?«

»Ich weiß, wer die Horae wirklich sind«, verkündete Haven. »Ich weiß, dass die Geschichte mit den zwölf ermordeten Schwestern nicht wahr ist.«

»Das hat dir der Magos erzählt, oder? Wie kannst du es wagen, mit ihm über uns zu sprechen! Wie kannst du seine Lügen glauben!«

»Na, na, na«, schalt Leah. »Sie kommen später noch an die Reihe. Jetzt ist erst mal Haven dran.«

»Lügen?«, fuhr Haven fort. »Dann reden wir doch mal über Lügen. Sie haben Iain ausge trickst und mir die ganze Zeit Unwahrheiten über Halcyon Hall erzählt. Ich bin gestern mit dem Zug hingefahren. Es gab keine unmöglich zu umgehenden Sicherheitsvorkehrungen. Die Kinder werden keiner Gehirnwäsche unterzogen oder in irgendeiner Weise misshandelt. Mag sein, dass Adam andere Pläne mit ihnen hatte, als er Halcyon Hall gegründet hat, aber jetzt ist es einfach nur eine *Schule*, Phoebe.«

Phoebes hämisches Grinsen stellte Havens sämtliche Überzeugungen infrage. »Und da bist du dir ganz sicher?«

»Ich weiß, was ich gesehen habe, Phoebe. Und nach meinem Besuch dort habe ich mir geschworen, mich nie auf euch Hexen einzulassen. Ich bin nur hier, weil ich so schnell wie möglich Beau finden muss. Und wenn Sie mir nicht helfen, endlich etwas über Naddo rauszufinden, bin ich heute das letzte Mal in Sylvan Terrace gewesen. Was natürlich wirklich schade wäre, zumal ich Adam genau da habe, wo Sie ihn haben wollten.«

»Ach ja?« Phoebe beugte sich auf ihrem Stuhl vor wie ein Pitbull, der an seiner Kette zerrt. »Glaubst du etwa, ich weiß nicht, was in der Ouroboros-Gesellschaft vor sich geht? Ich weiß, dass der Magos dich heute Morgen gegen deinen Willen

in die Zentrale hat schleifen lassen. Vielleicht ist er ja doch nicht so überzeugt von deiner Zuneigung, wie du denkst.«

»Er wollte mir sagen, dass er weiß, dass Iain am Leben ist. Er weiß es bereits seit Monaten. Ich konnte ihn davon überzeugen, dass Iain mir egal ist und habe heute Abend meinen ersten öffentlichen Auftritt als Adams Partnerin. Auf einer Party in der OG.«

Die Frauen hinter Phoebes Stuhl warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu.

»Wenn das stimmt, wären das wunderbare Neuigkeiten«, sagte ihre Anführerin zögernd.

»Es gibt nur ein klitzekleines Problem bei der Sache: Adam weiß von dem Banktresor.«

»Woher?«

»Von Iain. Er hat Adam um ein Treffen in der Lenox Avenue gebeten. Adam hat die Gegend überprüfen lassen, und seine Männer sind auf den Tresor im Keller gestoßen. Ich glaube nicht, dass ich ihn jetzt noch dorthin locken kann.«

»Dieser Schwachkopf!« Phoebe fuhr zu den Frauen hinter ihr herum, als wäre das Ganze deren Schuld. »Ich hab euch doch gesagt, wir hätten Iain schon vor Jahren aus dem Weg schaffen sollen! Das ist nun der Dank dafür, dass wir uns um die Gefühle der Menschen geschert haben!«

»Halt!«, blaffte Haven. »Mag sein, dass Iain einen Fehler gemacht hat, aber ich hab eine Lösung dafür. Ich weiß, wohin ich Adam locken könnte.«

»Wohin? Wir haben Jahrzehnte gebraucht, um einen passenden Ort zu finden.«

»Stopp!«, unterbrach Leah Haven, gerade als diese antworten wollte. »Erst wird Phoebe uns helfen, die Antworten zu finden, die wir brauchen, und *dann* überlegen wir uns, ob wir ihr helfen wollen oder nicht.«

Phoebe stand auf und trat dicht vor Leah, bis ihre Gesichter nur noch Zentimeter voneinander entfernt waren. Das Mädchen blinzelte nicht einmal, aber der Rest der Horae sah mit einer Mischung aus Faszination und Entsetzen zu. »Wenn du darauf bestehst«, knurrte die alte Frau. »Haven, komm mit mir aufs Dach. Ihr anderen sorgt dafür, dass Miss Frizzell es gemütlich hat.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich gerne bei Haven bleiben und zugucken, wie das alles funktioniert«, widersprach Leah.

»Kommt nicht in Frage.« Phoebe war unerbittlich. »Du hast Haven vielleicht zu uns geführt, aber ihrer Vergangenheit muss sie sich allein stellen. Wenn sie fertig

ist, werden wir ja sehen, ob sie den Mut hat, ihren *Freunden* zu erzählen, was sie gesehen hat.«

Beatrice schlenderte am Ufer des Arno entlang, an ihrer Seite ein junger Mann. Vor ihnen war die Brücke, die der Fluss einst fortgerissen hatte, wiedererrichtet worden. Vier Ärzte mit langen dunklen Mänteln und grässlichen schnabelartigen Masken blieben vor einer Tür auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen und klopfen. Eine verzweifelt aussehende Frau winkte sie herein.

»Die Krankheit breitet sich aus«, stellte Beatrice fest. Ihre Mutter hatte sie noch gewarnt, zu Hause zu bleiben, aber Beatrice ließ sich nichts mehr sagen.

»Ja«, antwortete der junge Mann ohne jede Gefühlsregung in der Stimme. Er sah gut aus – das behaupteten jedenfalls all ihre Freundinnen. Groß und dunkelhaarig mit einer volltönenden Stimme, die der Welt verkündete, dass man ihn besser ernst nehmen sollte. Doch seine Augen waren kalt. In ihnen lag nichts von Ettore's Wärme. Sie mochte ihn – vertraute ihm sogar –, aber sie liebte Adam nicht so, wie sie Ettore geliebt hatte.

»Piero hat mir erzählt, die Seuche sei mit deinen Schiffen hierhergekommen«, sagte Beatrice. »Er hat mehr oder weniger behauptet, du hättest sie vorsätzlich in die Stadt gebracht.« Das konnte nicht wahr sein, sagte sie sich erneut. Piero hatte sich wieder einmal von seinen Gefühlen überwältigen lassen. Er betrachtete die Dinge nun mal nicht immer rational.

»Dein Bruder ist nur eifersüchtig, weil er niemals haben kann, was wir haben«, erwiderte der junge Mann.

Beatrice biss sich so fest auf die Lippe, dass sie beinahe meinte, Blut zu schmecken. »Ich hätte es dir nicht erzählen sollen«, sagte sie. »Ich weiß, dir ist es gleichgültig, wen Piero liebt, aber ich hätte sein Geheimnis nicht verraten dürfen.«

»Wir werden bald heiraten. Es sollte keine Geheimnisse zwischen uns geben. Aber genau darüber wollte ich auch mit dir sprechen. Es geht um deinen Bruder.«

»Ja?«

»Wann hast du Piero zum letzten Mal gesehen?«

»Wir hatten vor drei Tagen einen Streit. Seitdem geht er mir aus dem Weg. Meine Mutter hat gesagt, er sei nicht mehr nach Hause gekommen. Wahrscheinlich ist er bei Naddo.«

»Das ist er. Aber ich fürchte, die beiden sind nicht mehr in Florenz.«

»Wo sind sie denn hingegangen?«

»Ich weiß nicht. Niemand weiß das, und das ist auch gut so.«

»Warum?«, fragte Beatrice zögerlich, denn sie war sich nicht sicher, ob sie die Wahrheit hören wollte.

Adam wandte sich zu ihr um. Seine eisigen Finger ergriffen ihre bloßen Hände.

»Sie sollten verhaftet werden, Beatrice. Die Obrigkeit hat von ihrer Beziehung erfahren. Piero ist mit Naddo aus Florenz geflohen. Er hat mich gebeten, dir von ihm Lebwohl zu sagen.«

Ein stechender Schmerz ließ Beatrice eine Hand aus Adams Griff reißen und sie auf ihren Magen pressen. »Du hast mit ihm gesprochen?«, brachte sie mühevoll hervor.

»Ich bin zu ihm gegangen. Ich wollte die Zwistigkeiten zwischen uns beilegen. Er war einverstanden und hat mir sein Geheimnis anvertraut.«

»Aber wie sollen sie denn jetzt überleben?«, jammerte Beatrice.

»Sie haben alles, was sie brauchen«, versicherte der junge Mann seiner Verlobten. »Ich habe ihnen mehr Geld gegeben, als sie in einem Jahr ausgeben könnten. Dein Bruder ist gerissen, und Naddo wird darauf achten, dass er stets die richtigen Dinge sagt.«

Beatrice blickte in das trübe Wasser, das durch die Stadt Richtung Meer floss. Sie wusste, dass sie ihren Bruder nie wiedersehen würde.

»Die Männer, die meinem Bruder das angetan haben, sollen dafür bezahlen«, sagte sie. »Ich will, dass du sie dafür büßen lässt.«

»Das werden sie«, versprach er. »Und zwar schon bald.«

»Das war nicht das, was ich sehen wollte!«, schrie Haven, noch ehe sie wieder völlig zu sich gekommen war. »Nur das, was Sie mir zeigen wollten. Sie versuchen mich dazu zu bringen, dass ich an mir selbst zweifle! Ich weiß längst, dass Adam und Beatrice verlobt waren. Das wusste ich von Anfang an. Ich muss Naddo sehen, nicht Adam!«

Phoebe streifte ihre Maske ab. »Erzähl mir von deiner Vision.«

»Adam hat Beatrice erzählt, dass ihr Bruder und Naddo aus der Stadt geflohen sind.«

»Du hast recht«, stimmte Phoebe ihr tonlos zu. »Das klingt nicht nach der Vision, die du brauchst.«

»Mir reicht's langsam!«, tobte Haven. »Ihnen ist es doch total egal, ob ich Naddo finde oder nicht. Was wollen Sie mir denn so unbedingt zeigen, Phoebe?«

»Wenn ich das wüsste, würde ich es dir sagen«, beteuerte Phoebe. »Beatrice hat nie erklärt, warum sie sich schließlich entschlossen hat, ihre Seele doch nicht zu verkaufen.«

Ein Schnipsel aus einem Traum, den sie kürzlich gehabt hatte, kam Haven in den Sinn. Ein blondes Mädchen, das Beatrice anschrie. Ein Kind, das sich als Tochter eines Bediensteten ausgab. »Moment mal. Sie waren damals auch da, oder, Phoebe? In Florenz. Ich hab davon geträumt. Sie waren damals ein kleines Mädchen.«

Phoebe betrachtete Haven mit einem Blick, der fast an Respekt grenzte. »Ja. Ich war da, genauso wie meine Schwestern. Wir waren diejenigen, die den Magos zu Beatrice geführt haben. Du hättest nur unseren Anweisungen folgen müssen und die Menschheit wäre von ihm befreit gewesen. Doch du hast uns hintergangen. Der Magos hat dir alles gegeben, was du wolltest, und du hast dich geweigert, auf unsere Warnungen zu hören. Aber dann ist etwas geschehen. Dein Bruder ist zusammen mit seinem Liebhaber verschwunden. Wir wissen nicht genau, was in den Tagen nach Pieros Tod passiert ist, nur, dass du irgendetwas herausgefunden hast, was dich schließlich dazu gebracht hat, dich gegen den Magos zu wenden. Und was auch immer das war, ist genau das, was du jetzt sehen musst.«

»Warum?«, wollte Haven wissen. »Ich habe mich doch schon bereit erklärt, Ihnen zu helfen.«

Der Respekt in Phoebes Gesicht wich einem Ausdruck von Abneigung. »Wir versuchen schon seit Jahrhunderten, dich dazu zu bringen, uns zu helfen, Haven. Du hast es uns niemals leicht gemacht. Du würdest uns ohne zu zögern wieder hintergehen, wenn wir dir die Gelegenheit dazu gäben.«

Havens Gesicht begann zu glühen. Sie durfte Phoebe nicht erkennen lassen, dass sie recht hatte. »Ich kann beweisen, dass ich Ihnen helfen will. Sie brauchen einen neuen Ort für Adam? Tja, ich hab einen gefunden. Auf dem Green-Wood-Friedhof in Brooklyn.«

»Ich wünschte, das wäre eine Möglichkeit, aber wir können den Magos nicht töten.«

»Das meine ich auch nicht. Adam hat sechs Leichen in dem Haus in der Nähe der Ouroboros-Gesellschaft aufbewahrt. *Meine* Leichen. Und vor Kurzem hat er beschlossen, sie bestatten zu lassen. Er hat ein Mausoleum auf dem Green-Wood-Friedhof errichten lassen. Es ist direkt in einen Hügel hineingebaut, nicht weit von einem See. Es dürfte nicht schwierig sein, ihn dazu zu überreden, mir eine kleine Führung zu geben. Und während wir in der Gruft sind, könnten Sie ihn einsperren.«

Phoebe dachte über den Vorschlag nach. »Ich werde morgen früh Chandra und Cleo losschicken, damit sie sich die Gruft mal ansehen«, sagte sie. »Heute Abend werde ich wohl zu der Party der Ouroboros-Gesellschaft gehen. Denn genau wie du überzeuge ich mich von manchen Dingen lieber mit eigenen Augen. Du meinst also, der Magos glaubt dir, dass du ihn liebst? Wenn du deinen Auftrag erfüllt hast, werde ich das nachher sehen.«

»Spionieren Sie mir ruhig nach, Phoebe. Zeigen Sie mir jedes hässliche Detail aus meiner Vergangenheit, das Sie finden können. Ich werde Ihnen trotzdem nicht helfen, Adam einzusperren, bevor ich nicht die Vision hatte, die mich zu Beau führt.«

»Ja, das haben du und deine Freundin vorhin schon deutlich genug gemacht. Woher kennst du das Mädchen, das du mit hierhergebracht hast?«

»Wir sind zusammen aufgewachsen«, antwortete Haven. »Sie ist mit mir und Beau zur Schule gegangen.«

»Sie kann in die Zukunft blicken, nicht wahr?«

»Das sollten Sie Leah lieber selbst fragen«, sagte Haven.

»Aber ich frage *dich*, Haven.«

»Und ich gebe Ihnen keine Antwort darauf.«

»Diese Spielchen müssen endlich ein Ende haben!« Der Wasserturm erzitterte unter der Wucht von Phoebes Zorn. »Wenn Leah die Eine ist, dann muss es einen Grund haben, dass ihr zusammen aufgewachsen seid. Das hier ist eine Wendung, die ich niemals vorhergesehen habe.«

»Wie ich schon sagte, Phoebe, da müssen Sie Leah schon selbst fragen.«

Phoebe stand auf und öffnete die Tür des Turms. »Dann gehen wir jetzt zu ihr«, knurrte sie.

Im Besprechungsraum saß Leah noch immer in ihrem Wintermantel. Es war brütend heiß in dem Zimmer, Leah schien jedoch kein bisschen zu schwitzen. Mit

einem Mal fiel Haven wieder ein, wie die siebenjährige Leah eines Tages mitten in einem Schneesturm in Rock und T-Shirt aus dem Schulbus gestiegen war. Und einmal war sie im Sommer mit einem Wollpullover ins Freibad gekommen, der groß genug für einen erwachsenen Mann gewesen wäre. Eine Gruppe von Jungs in Badehosen hatte angefangen, das außergewöhnliche Mädchen zu hänseln. Beau hatte sie verteidigt, und es war zu einer Prügelei gekommen. Aber Leah hatte bloß in der Sonne gesessen und dem Streit genauso wenig Beachtung geschenkt wie dem Wetter.

Haven dachte auch an den Abend, als Adam keinen Mantel zu ihrem Spaziergang mitgenommen hatte. An die Art, wie Phoebe die sengende Hitze in dem Wasserturm ertrug. Sie alle schienen Hitze oder Kälte nicht so zu empfinden wie andere. Schließlich begriff Haven, warum die Horae Leah so ernst nahmen. Sie konnte nicht ganz menschlich sein. Sie musste eine von ihnen sein.

»Hast du gesehen, was du sehen wolltest?«, fragte Leah.

»Nein, noch nicht«, erwiderte Haven, die das Mädchen nun mit völlig neuen Augen sah.

»Tja, dann war's das wohl«, sagte Leah zu Phoebe. »War nett, Sie alle kennenzulernen.«

»Warte!«, bellte Phoebe. Dann wurde ihr Tonfall sanfter. »Warte. Bitte.«

»Ja?«, fragte Leah.

»Hast du eigentlich eine Ahnung, wer du bist?«, wollte die alte Frau wissen.

»Wer denn?«, gab Leah zurück, obwohl es sie nicht sonderlich zu interessieren schien.

»In jeder Generation gibt es nur eine einzige Frau, die in die Zukunft blicken kann. Auch anderen mag das hin und wieder gelingen, aber es gibt nur eine, die wahre Prophezeiungen aussprechen kann. Sie stößt nur in Zeiten großen Elends zu uns. Wir nennen sie seit zwei Jahrtausenden die Schlangengöttin.«

»Wenn es nur eine Person gibt, die in die Zukunft sehen kann, tja, dann muss ich das wohl sein«, entgegnete Leah mit einem Schulterzucken. »Aber ich bin keine Göttin. Meine Fähigkeiten sind eine Gabe des Herrn.«

»Was hast du gesehen?«, verlangte Phoebe zu wissen, deren Verdacht nun bestätigt war. »Irgendetwas hat dich hergebracht. Was war es?«

Vera trat einen Schritt vor. »Wir werden tun, was immer du uns befehlst. Aber bitte erzähl uns, warum deine Visionen dich hierhergeführt haben.«

»Ich werd drüber nachdenken und noch mal wiederkommen«, erklärte Leah den Horae.

»*Wann?*«, wollte Phoebe wissen.

»Sobald ich mir darüber klar geworden bin, ob ich es Ihnen wirklich erzählen sollte. Wir sehen uns, wenn Havens nächste Vision fällig ist.«

Niemand wagte es, sie aufzuhalten, als die beiden das Haus verließen.

Du hast wirklich Nerven, hier aufzutauchen, nach dem, was du Iain angetan hast«, motzte Frances Whitman Haven an. Dann warf sie Leah ein entschuldigendes Lächeln zu. »Entschuldige bitte, du erwischst uns leider mitten in einer Familienkrise. Ich bin Frances.«

»Leah«, sagte das Mädchen und schüttelte der älteren Frau die Hand.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Leah«, sagte Frances. »Bitte, komm doch rein und mach es dir im Wohnzimmer gemütlich. Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich gern kurz allein mit Haven sprechen.«

Frances' Augen wurden schmal, als Leah den Flur hinunterging.

»Woher weißt du das von neulich?«, fragte Haven, obwohl dies das Letzte war, worüber sie jetzt reden wollte. Beau ging es schlecht. Sie hatte noch immer keinen einzigen Hinweis darauf, wo sie ihn finden konnte. Und in ein paar Stunden würde sie ihr offizielles Debüt als Adam Rosiers Freundin geben.

»Was glaubst du denn, wer Iain ins Hotel geschmuggelt hat, damit er dich sehen kann? Er hat mir erzählt, was er beobachtet hat.«

»Ich kann das erklären ...«, begann Haven.

»Und ich kann's kaum erwarten, zu hören, was für eine Ausrede du dir zurechtgelegt hast.«

»Aber ich kann es dir nicht *jetzt* erklären, Frances. Glaub mir einfach, wenn ich dir sage, dass es nicht so ist, wie du denkst.«

»Ach, nein? Soll das etwa heißen, du hast nicht irgendeinen Mann in der Lobby des Gramercy Gardens geküsst?«

Haven fühlte, wie ihre Frustration wuchs. »Alles was ich getan habe, habe ich nur getan, um Beau zu retten, Frances«, sagte sie, obwohl sie wusste, dass das nicht ganz der Wahrheit entsprach. »Ist Iain hier? Kannst du ihm sagen, dass ich ihn sprechen muss? Es ist wichtig. Beau ist was passiert.«

»Hier?«, schnaubte Frances. »Nein, Iain ist nicht *hier*. Ich habe keine Ahnung, wo er ist, aber an deiner Stelle würde ich dem Typen, den du geküsst hast, sagen, er soll auf der Hut sein. Wer war das denn überhaupt?«

»Nur ein Bekannter.«

»Ah ja, mit *Bekannten* kenne ich mich aus«, entgegnete Frances. »Mein letzter Ehemann hatte auch ein paar von der Sorte. Es ist einfach so schade. Ich würde alles dafür geben, jemanden zu haben, der mich so ansieht wie Iain dich – als wärst du der einzige Mensch im ganzen Universum.«

Das schlechte Gewissen überkam Haven völlig unvorbereitet. Sie hätte Frances' Worte gern beiseitegeschoben, aber diesmal hatte die hoffnungslose Romantikerin recht. Haven *war* der einzige Mensch in Iains Universum. Havens Universum dagegen hatte jetzt zwei Einwohner. »Tut mir leid, Frances. Ich wollte dich nicht enttäuschen.«

»Um *mich* mach dir mal keine Sorgen. Denk lieber an Iain. Und wer ist eigentlich dieses Mädchen, das du mitgebracht hast?«

»Sie heißt Leah Frizzell«, erklärte Haven. »Sie ist eine alte Freundin von mir aus Tennessee und sie braucht einen Platz zum Schlafen.«

»Ist sie ... ist sie *obdachlos*?« Das letzte Wort flüsterte sie.

»Sie studiert Physik an der Duke. Sie kleidet sich bloß, als wäre sie obdachlos.« Frances sah sich in der Diele um. »Hat sie denn keinen Koffer dabei?«

»Nein«, sagte Haven. »Sie ist ziemlich übereilt hergeflogen und hat letzte Nacht auf dem Union Square geschlafen.« Das hätte sie Frances vermutlich lieber verschweigen sollen. »Hör zu, wenn du dir Sorgen machst, frag Iain, der kennt sie auch.«

»Ich mache mir keine Sorgen«, sagte Frances in dem Moment, als aus dem Wohnzimmer ein lautes Scheppern zu ihnen herüberdrang.

Haven und Frances stürzten ins Zimmer, wo sie Leah auf dem Boden vor dem großen Fenster fanden, von dem aus man auf die Terrasse des Apartments blicken konnte. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Im Fallen hatte sie ein silbernes Teetablett von einem Beistelltisch gerissen. Pfützen aus Milch und halb fertig gezogenem Earl Grey sickerten in den orientalischen Teppich.

»Leah! Was ist passiert?«, rief Haven.

Das Mädchen nahm langsam die Hände von den Augen. Ihr Gesicht war so weiß wie die Milch auf dem Fußboden. Haven hatte Leah Frizzell noch nie verängstigt erlebt. Ihre Panik war ansteckend.

»Der Vogel«, stotterte sie und deutete aus dem Fenster. »Ist er weg? Ich kann gar nicht hingucken.«

Frances eilte ans Fenster und sah nach draußen. »Ich sehe keinen Vogel«, sagte sie.

»Ist da draußen ...« Leah verzog das Gesicht. »Ist da draußen irgendwas auf der Terrasse?«

»Was zum Beispiel?«, fragte Frances, die das Mädchen misstrauisch beäugte.

»Wenn es noch da draußen wäre, wüsstet ihr, was ich meine. Ich muss gerade eine Vision gehabt haben.«

»Eine Vision?«, hakte Frances nach.

»Ich hab einen Vogel vom Himmel herabfliegen sehen. Er war ziemlich groß, irgendein Raubvogel. So wie diese Habichte, die man manchmal in den Bergen sieht. Er hatte was im Schnabel. Es war ganz grün und vergammelt. Der Vogel hat es auf den Balkon fallen lassen, direkt vor dem Fenster. Zuerst dachte ich, es wäre eine tote Schlange, aber die Form stimmte nicht. Dann hab ich genauer hingeguckt und gesehen, dass es eine Hand war. Eine Frauenhand.«

»Eine Hand?«, rief Frances. Der Blick, den sie Haven zuwarf, machte deutlich, dass Leah selbst ihr mehr Angst einjagte als die Szene, die sie gerade beschrieben hatte.

»Und dann ist der Vogel zurückgekommen. Er ist neben der Hand gelandet und hat angefangen ...«

Frances zog Haven beiseite. »Das Mädchen braucht einen Arzt. Sie hat Halluzinationen oder so was. Meinst du, sie nimmt vielleicht Drogen?«

»Leah ist nicht auf Drogen«, erzählte Haven widerstrebend. »Sie hat nur gerade die Zukunft gesehen.«

Adam war zum Gramercy Gardens gekommen, um sie abzuholen. Haven blieb einen Moment an den Aufzügen stehen, strich ihr Kleid glatt und versuchte, ihre Nerven zu beruhigen. Nur zwanzig Minuten zuvor war sie aus einem Taxi gesprungen und hinauf in ihr Zimmer gesprintet. Was als kurzer Besuch in den Andorra Apartments geplant gewesen war, hatte sehr viel länger gedauert. Haven war irgendwann einfach gezwungen gewesen zu gehen und zu viele von Frances Whitmans Fragen unbeantwortet zu lassen.

Jetzt beobachtete sie aus der Entfernung Adam, der gerade einen prüfenden Blick in einen Spiegel in der Hotellobby warf. Er richtete seine Krawatte und zupfte sich ein paar imaginäre Fusseln vom Ärmel seines Smokings. Er wirkt nervös, dachte Haven, wie ein ganz normaler junger Mann, der ein Mädchen zu einem Date abholt. Sie wartete, bis ihre eigene Aufregung ein wenig abebbte und befahl dann ihren Füßen, sie durch die Lobby zu tragen. Adam fuhr herum, um sie zu begrüßen, seine schwarzen Augen leuchteten. Er schwieg, aber sein Gesichtsausdruck sagte alles.

»Hallo, Adam.« Haven trug das rote Kleid, das ihr in dem Restaurant in Florenz solche Aufmerksamkeit beschert hatte. Heute Abend jedoch bemerkte sie niemand. Es war, als hätten sie alle den Befehl erhalten, sie gar nicht erst anzusehen. Sobald sie nah genug war, griff Adam nach ihrer Hand und hauchte ihr einen Kuss auf die Fingerknöchel. Das Blut unter Havens Haut verwandelte sich zu Eis. Es war nicht unbedingt ein unangenehmes Gefühl.

»Ich war mir nicht sicher, ob mir das Vergnügen deiner Gesellschaft heute Abend wirklich vergönnt sein würde«, sagte Adam mit der beruhigenden Feierlichkeit eines Bestatters. »Ich weiß nicht, ob du davon gehört hast, aber es gibt eher unschöne Neuigkeiten.«

»Ich hab das Foto gesehen.« Ihre Stimme klang matt. Sie hatte noch immer nicht geweint.

Adam schien ihre Verzweiflung zu spüren. »Commissioner Williams hat jeden Polizisten, den er entbehren konnte, auf die Suche angesetzt. Ich habe ihm ver-

sprochen, seine Belohnung zu verdreifachen, wenn sie Beau in den nächsten vierundzwanzig Stunden finden.«

»Ich wusste, dass du dich darum kümmern würdest«, sagte Haven mit brüchiger Stimme. »Ich wusste, ich würde dich nicht extra darum bitten müssen.«

»Ich habe mir Sorgen gemacht, weil ich nichts von dir gehört habe, Haven. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie du dich gefühlt haben musst, als du das Bild gesehen hast.«

Zum ersten Mal an diesem Tag stiegen Haven Tränen in die Augen. Die meisten galten Beau, doch ein paar fielen auch um ihrer selbst willen. »Ich hab mich hilflos gefühlt. Ich wünschte einfach, es gäbe irgendwas, das ich tun kann. Ich hab den ganzen Tag damit verbracht, meine dürftigen Erinnerungen nach Hinweisen zu durchsuchen. Die Erinnerung an den Mann, der Beau das angetan hat, ist irgendwo in meinem Kopf, aber ich kann ihn einfach nicht finden, egal, wie sehr ich mich anstrenge.«

»Ich werde ihn für dich finden«, versprach Adam.

»Wenn es dir gelingt, will ich nicht, dass er verhaftet wird.« Haven hielt inne, um Adams Reaktion abzuwarten, doch seine Miene zeigte keine Spur von Missfallen. »Ich habe zwanzig Ouroboros-Punkte. Ich will jemanden anheuern, der ihm dasselbe antut, was er Beau angetan hat.«

»Dafür musst du nicht deine Punkte verwenden«, erwiderte Adam, und es war klar, was er meinte.

»Doch, das muss ich. Ich will dafür verantwortlich sein. Ich will, dass sein Blut an meinen Händen klebt, nicht an deinen.«

»Dann werde ich einige Anrufe für dich tätigen. Beaus Entführer wird für das, was er getan hat, teuer bezahlen.«

Seine Worte riefen Haven die letzte Szene aus Florenz in Erinnerung, die sie gesehen hatte. Sie wischte sich die Tränen ab. »Vor langer Zeit hast du etwas ganz Ähnliches gesagt. Ich hatte heute Nachmittag eine Vision von früher. Ich habe uns beide in einem anderen Leben gesehen. Dich und mich.«

Adam versteifte sich, als würde er sich auf schlechte Nachrichten gefasst machen. »Ich hoffe, was du gesehen hast, hat dich nicht erschreckt. Die Vergangenheit ...«

Haven nahm wieder seine Hand und drückte sie. »Ich habe dir damals vertraut und ich vertraue dir auch jetzt. Und sobald wir Beau gerettet haben, muss ich vi-

elleicht nie wieder über die Vergangenheit nachdenken.« Meinte sie das wirklich ernst?, fragte sie sich.

»Ich verspreche dir, dass dieser Tag bald kommen wird«, sagte Adam und zog Haven an sich. »Ich werde mich um alles kümmern.« Sie spürte seinen kühlen Atem in ihrem Nacken. Seine Haut roch nach einer zarten weißen Blumensorte, die nur im Schatten gedieh. Sie waren alles, woran Haven sich aus ihrem allerersten Leben auf der Insel Kreta erinnerte.

Haven schob ihn sanft von sich. »Es gibt noch einen Gefallen, um den ich dich bitten möchte.«

»Alles, was du willst«, sagte Adam. »Von diesem Moment an sollst du alles haben, was dein Herz begehrt.«

»Wenn wir Beau gefunden haben, zeigst du mir dann das Mausoleum, das du hast bauen lassen? Ich würde gern der Vergangenheit ein für allemal Lebewohl sagen.«

Adam blinzelte. »Ich finde, das ist eine wunderbare Idee. Ich werde dich hinbringen, sobald du dafür bereit bist. Sag mir nur, wann.«

»Danke, Adam.« Haven zwang ihre Lippen zu einem tapferen Lächeln. »So, ich glaube, jetzt wartet eine Party auf uns, oder?«

»Bist du sicher, dass dir das nicht zu viel ist? Nach dem, was heute passiert ist, könnte ich es verstehen, wenn ...«

»Um ehrlich zu sein, könnte ich ein bisschen Ablenkung gut vertragen«, versicherte Haven ihm.

Adam nickte. »Dann ist es mir ein Vergnügen, sie dir zu verschaffen.«

Auf der anderen Seite des Parks waren die Fenster der Ouroboros-Gesellschaft hell erleuchtet. Eine Reihe schwarzer Limousinen kroch über die Gramercy Park South, und jede einzelne hielt vor der Villa, um dort ihre eleganten Insassen auszuspacken. Als Haven und Adam an dem schmiedeeisernen Tor vorbeischlendernten, erhellten die Scheinwerfer eines vorüberfahrenden Autos kurz eine Ecke des Parks. Adam ließ sich nicht anmerken, ob er die Gestalt gesehen hatte, die neben einem Ahornbaum kauerte. Haven aber war sicher, dass die Frau, auf die sie einen Blick erhascht hatte, Padma Singh war. Doch während sie noch angestrengt in die Dunkelheit starrte, verschmolz die Erscheinung mit den Schatten.

Haven griff Adams Arm fester und weigerte sich, ihre Nervosität Oberhand gewinnen zu lassen. Ihr Auftritt bei der Party musste perfekt sein. Leah war noch immer davon überzeugt, dass sich der fehlende Hinweis in Havens Kopf befand. Haven brauchte um jeden Preis eine weitere Vision, aber diese Vision würde sie etwas kosten. Solange sie Naddo nicht identifiziert hatten, würde Haven so tun müssen, als unterstützte sie Phoebe bei ihrem grausigen Plan. Die Anführerin der Horae würde ebenfalls zu der Party kommen, und sie würde nach Anzeichen dafür suchen, dass Adam ihr mit Haut und Haaren verfallen war.

Als die Eingangstüren der OG aufschwangen, um Haven und Adam einzulassen, schenkten die meisten Gäste ihnen keinerlei Beachtung. Sie plauderten und tranken und pflückten weiter Hors d'œuvres von den Silbertablets, die auf den Fingerspitzen der Kellner an ihnen vorüberschwebten. Doch die wenigen Gesichter, die sich ihnen zuwandten, sahen verblüfft aus, und eine Reihe von Blicken folgte dem Paar, wie es Arm in Arm durch den Raum schlenderte. Eine einzige Frau wagte es, sich ihnen zu nähern. Sie trug eine fließende weiße Robe, und ihr Haar war unter einem Turban verborgen. Haven erkannte Phoebe kaum wieder. Die Frau in dem schicken beigen Kleid war verschwunden. An ihrer Stelle stand nun eine Mystikerin mit schwarz umrandeten Augen und Lippen von der Farbe getrockneten Bluts.

»Phoebe«, begrüßte Adam die Frau mit einem knappen Nicken.

»Guten Abend, Adam. Darf ich mich wohl der reizenden jungen Dame vorstellen, die du heute Abend mitgebracht hast?«

»Das ist nicht nötig. Ihr habt euch bereits kennengelernt.«

Phoebes Augen weiteten sich kaum merklich. Adam hatte sie überrascht.

»In dem Spa in der Morton Street«, fügte Haven rasch hinzu.

»Ach ja, natürlich.« Phoebes Schneidezähne waren ein wenig mit Lippenstift beschmiert und ließen ihr Lächeln leicht irrsinnig wirken. »Ich wusste vom ersten Moment an, dass du dafür bestimmt bist, die Frau an Adams Seite zu werden. Ihr zwei wart in vielen eurer Leben verheiratet.«

»Spar dir deine Geschichten für jemand anderen auf«, fiel Adam ihr ins Wort. »Ich weiß besser als jeder andere, dass es nichts als Lügen sind.«

»Das mag sein, Adam, aber die meisten Menschen wollen nun mal Lügen hören«, merkte Phoebe an.

»Kann ich irgendetwas für dich tun, Phoebe?«, fragte Adam kühl. »Wenn nicht, wüsste ich nämlich eine Person, die entzückt wäre über die Aufmerksamkeit, die du gerade an mich verschwendest.«

»Natürlich«, erwiderte Phoebe, die die Beleidigung einfach an sich abprallen ließ. »Ich wünsche euch einen schönen Abend.«

»Du scheinst die Frau ja regelrecht zu verachten«, stellte Haven fest, als Phoebe wieder von der Menge verschluckt worden war. Sie hatte den knappen Wortwechsel beinahe genossen.

»Vertraue nie jemandem, der die Menschen, die ihn lieben, hintergeht«, riet Adam.

»Wen hat Phoebe denn hintergangen?«, wollte Haven wissen.

»Die Geschichte erzähle ich dir ein andermal. Im Moment sehe ich dort an der Bar zwei junge Leute, die verzweifelt versuchen, deine Aufmerksamkeit zu erlangen. Vielleicht solltest du sie begrüßen.«

Vom anderen Ende des Raums winkten Alex und Calum ihr mit Cocktailservietten zu, als wären es kleine Flaggen.

»Macht es dir etwas aus?«, fragte Haven.

»Nicht im Geringsten«, gab Adam zurück und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Du bist schließlich hier, um deine Sorgen eine Weile zu vergessen.«

Haven quetschte sich an einem berühmten Rockstar vorbei, der mit drei sichtlich angetrunkenen jungen It-Girls schäkerte, und schlüpfte dann zwischen einem extravagant gekleideten Modedesigner und einem Mann im typischen Nadelstreifenanzug eines Investmentbankers hindurch.

»Haven!«, kreischte Alex und umarmte sie stürmisch. »Dir geht es gut! Wir haben uns solche Sorgen gemacht!«

Solche Sorgen, dass ihr keinen Finger gerührt habt, um mir zu helfen, dachte Haven im Stillen. Calum schien ihren finsternen Gesichtsausdruck richtig zu deuten.

»Na ja, sooo furchtbare Sorgen nun auch wieder nicht«, fügte er hinzu. »Unser aller Held, Owen Bell, ist dir und deinen charmanten Begleitern zur OG-Zentrale gefolgt. Er war auch in der Empfangshalle, als sie dich wieder freigelassen haben, aber er meinte, du hättest nicht ausgesehen, als hättest du unbedingt mit ihm plaudern wollen. Also, was sollte denn nun der ganze Wirbel heute Morgen im Café? Ein kleiner Streit unter Liebenden?«

»Es war nur ein Missverständnis«, erklärte Haven.

»Das scheint ja jetzt geklärt zu sein, wenn ihr zusammen hier seid«, bemerkte Alex. »Ganz nebenbei: Du siehst umwerfend aus.«

»Ja«, stimmte Calum ihr zu und musterte Haven von Kopf bis Fuß. »Obwohl ich eher majestätisch statt umwerfend sagen würde. Selbst Marie Antoinette würde neben Miss Haven Moore wie ein schmutziger Bauerntrampel wirken.«

»Also, wie lange bist du schon mit Adam zusammen?«, wisperte Alex.

»Eigentlich schon eine ganze Weile«, erwiderte Haven. »Fühlt sich wie eine Ewigkeit an.«

»Du weißt schon, was das bedeutet, oder?«, fragte Calum. »Jeder, der sich für wichtig hält, wird dir von heute an in den Hintern kriechen. Guck mal, da drüben. Der Bürgermeister überlegt gerade verzweifelt, ob das hier ein guter Moment ist, um sich vorzustellen. Na, mach schon. Sei nett. Wink dem armen Schwein doch wenigstens mal kurz zu.«

»Danke, ich verzichte«, entgegnete Haven. »Ich will gerade mit keinem außer euch reden.«

»Nein, wie süß«, gurrte Calum und kniff ihr freundschaftlich in die Wange. »Du solltest Schauspielerin werden, Schätzchen. Das hat jetzt fast ehrlich geklungen.«

»Wo wir gerade bei ehrlich sind«, redete Haven weiter, »wo ist denn eigentlich Owen Bell? Ich dachte, er würde auch hier sein.«

»Der ist heute zu Hause mit Milo«, erwiderte Calum. »Erinnerst du dich? Er hat doch behauptet, sie müssten irgendeine wichtige Rede für morgen vorbereiten, aber ich hab ja den Verdacht, dass die da ein kleines Schäferstündchen abhalten. Die zwei hängen in letzter Zeit echt ziemlich oft zusammen rum.«

»Igitt! Calum!«, kreischte Alex auf. »Kannst du dir das etwa vorstellen? Das wäre ja wie Sex mit 'ner Schaufensterpuppe.«

»Und ob ich mir das vorstelle«, erwiderte Calum. »Ziemlich oft sogar. Es wäre nämlich 'ne bodenlose Frechheit, wenn Owen sich für Milo entschieden hätte, wo er doch meine Wenigkeit hätte haben können. Aber er schwört ja, dass er bloß dafür sorgen will, dass der Roboter die richtigen Dinge sagt.«

Der Satz hallte in Havens Kopf wider.

»Was hast du gerade gesagt?«, fragte sie Calum.

»Owen schwört, dass er keine Nummern mit Milo dem Maschinchen schiebt.«

Das war nicht das, was Haven hatte hören wollen, aber Calum musste seine Worte auch gar nicht wiederholen. Owen konnte also dafür sorgen, dass jemand »die richtigen Dinge« sagte. Genauso hatte Adam sich in ihrer Vision ausgedrückt, als er über Naddo geredet hatte.

»Wo wohnt Owen denn überhaupt?«, wollte Haven wissen und hoffte, dass ihre Frage beiläufig klang.

»Kennst du das alte Polizeipräsidium, diesen Riesenpalast in Little Italy, den sie vor 'ner Weile in Eigentumswohnungen umgewandelt haben?«, fragte Alex. »Owen hat das Penthouse.«

»Das Penthouse?«

»Owen war nett zur OG, also war die OG auch sehr, sehr nett zu Owen«, schnaubte Calum.

»Haven?«, sagte Alex. »Fühlst du dich nicht wohl? Du siehst auf einmal so blass aus.«

»Doch, doch«, erwiderte Haven und zwang sich zu einem Lächeln. »Ich brauche nur was zu trinken. Bin gleich wieder da.«

Sie eilte in Richtung Ausgang, und ihre Wut wuchs mit jedem Schritt. Wie hatte sie nur so dumm sein können? Beaus Entführer war der einzige Mensch, den sie nicht einen Moment lang verdächtigt hatte – die Person, über die jeder gesagt hatte, sie sei unbestechlich. Adams Schläger konnten ihr gestohlen bleiben, dachte Haven. Sie würde Owen Bell eigenhändig erwürgen.

»Da bist du ja.« Adam trat ihr in den Weg. »Ich dachte, du würdest vielleicht gern ein paar ...«

Seine Stimme ging in dem Lärm unter, der plötzlich von der Tür zu ihnen herüberdrang.

»Adam Rosier!«, schrie jemand.

Die Stimme gehörte Iain.

Stille legte sich über den Saal. Die Partygäste reckten die Hälse, um einen Blick auf den auferstandenen Toten zu erhaschen, der soeben den Raum durchquerte. Haven spürte, wie das Blut in ihren Adern zu kochen begann.

»Wo ist er?«, verlangte Iain zu wissen.

Niemand antwortete, doch die Menge teilte sich, um Iain durchzulassen. Es war so leise, dass Haven seine Schritte hören konnte. Als er bei Adam und ihr ankam, konnte sie den Blick nicht von ihm wenden. Er trug einen Anzug, den sie mit

ihm zusammen in einem Laden auf der Via dei Condotti ausgesucht hatte. Iain nannte ihn gern seine James-Bond-Montur. Sie hatte selbst ein paar Änderungen vornehmen wollen, aber Iain konnte es nicht lassen, ständig im Spiegel auf imaginäre Bösewichte zu schießen. Haven hatte so lachen müssen, dass sie ihn mit einer Nadel gepiekt hatte, woraufhin der Schneider ein Stück die Straße runter die Arbeit hatte beenden müssen. Dies war das erste Mal, das Haven das fertige Produkt zu sehen bekam. Iain hatte sich den Anzug für einen besonderen Anlass aufheben wollen.

»Ach, Iain, schon zurückgekehrt von den Toten?«, fragte Adam schlagfertig.
»Vielleicht möchtest du uns anderen den Trick verraten?«

»Warum wolltest du dich nicht mit mir treffen?«

»Ich dachte, das wäre offensichtlich. Ich habe dir nichts zu sagen. Wenn du uns jetzt entschuldigen würdest ...«

Adam griff nach Havens Hand, und bei dem Anblick ballte Iain die Fäuste. Zwei Graue packten ihn bei den Armen, bevor er etwas Unüberlegtes tun konnte.

»Nein«, sagte Iain. »Du gehst nirgendwo hin, Adam. Jetzt, wo ich hier bin, hörst du mir gefälligst zu.«

»Geh nach Hause, Iain«, befahl Adam in demselben ausdruckslosen Tonfall, mit dem er auch einen Untergebenen entlassen würde. »Du störst meine Gäste und du bringst Haven in Verlegenheit. Willst du das wirklich?«

»Ob ich das wirklich will?«, wiederholte Iain mit einem gehässigen Grinsen.
»Ich kann dir gern zeigen, was ich will.« Er riss sich von den beiden Grauen los, stürzte nach vorn und holte mit dem Arm aus. Ein unangenehmes Knirschen war zu hören, und im nächsten Moment segelte Adams Brille durch den Raum. Haven stürzte hinterher, um sie aufzuheben. Als sie sie ihrem Besitzer hinhielt, war die Rangelei schon beendet. Adam schien sie nicht das Geringste angehabt zu haben.

Bitte tu ihm nichts, flehte Haven im Stillen. *Bitte, bitte tu Iain nichts*.

»Danke, meine Liebe.« Adam steckte die Brille, deren Gläser gesprungen waren, in die Brusttasche seiner Smokingjacke. »Das dürfte doch wohl eindeutig sein, oder?«, sagte er dann zu Iain. »Haven hat sich diesmal für mich entschieden. Als Gentleman solltest du ihre Entscheidung akzeptieren.«

»Ich bin nicht ihretwegen hier«, entgegnete Iain. »Ich bin hier, um dir das wegzunehmen, woran du am meisten hängst. Und wir wissen beide, dass das nicht Haven ist.«

Iain kehrte Adam den Rücken zu und wandte sich an die versammelten Gäste. »Wissen Sie eigentlich, wer dieser Mann ist?«, rief er. »Das hier ist Adam Rosier. Das wahre Gesicht der OG. Einige von Ihnen wissen über ihn Bescheid. Die Mehrheit allerdings nicht. Aber ich wette, begegnet sind Sie ihm alle schon mal, nicht wahr? Sie müssten schon blind sein, um ihn zu übersehen. Er drückt sich nämlich schon seit 1925 hier rum. Und während der Rest von Ihnen älter wird, bleibt er immer jung. Weil er keiner von uns ist. Weil er noch nicht mal ein *Mensch* ist.«

Adam lächelte nachsichtig, und jemand in der Menge kicherte. Haven zitterte am ganzen Körper. *Geh einfach*, flehte sie stumm. *Geh, bevor es zu spät ist!*

»Bitte, lachen Sie nur«, fuhr Iain fort. »Aber *Sie* sind hier die Trottel. Er hat Sie alle nach New York gelockt und dazu gebracht, für ein paar Ouroboros-Punkte Ihre Seelen zu verkaufen. Er hat Sie davon abgehalten, Ihre Pflicht zu tun. Er hat Menschen, die zurück auf die Erde geschickt wurden, um die Welt zu verbessern, mit seinem Gerede eingelullt und sie alle in erbärmliche, gierige Marionetten verwandelt.«

»Ach herrje«, warf Adam mit gespielter Betroffenheit ein. »Ist es wirklich nötig, so auffallend zu werden?« Diesmal lachten schon ein paar Leute mehr.

Eine Frau trat vor, ein Glas Champagner in der Hand. Sie war schlank und makellos zurechtgemacht, mit glänzendem, silbernem Haar und kalten blauen Augen, die Macht verströmten. Nur jemand mit einem ganzen Heer von Untergebenen konnte ein solches Bild der Perfektion erreichen. Haven erkannte sie sofort als Catherine Mason, die Herausgeberin von Beaus Lieblingsmodemagazin. Sie war die Gastgeberin der heutigen Party und alles andere als begeistert über die Unterbrechung.

»Wovon in aller Welt reden Sie da eigentlich, Mr Morrow? Wollen Sie etwa andeuten, dass wir alle mit dem Teufel im Bunde stehen?«

»So könnte man es sagen, ja«, bestätigte Iain.

»Dann denke ich, es ist an der Zeit, dass Sie in Ihre Anstalt zurückkehren. Denn an einem solchen Ort werden Sie sich ja wohl das letzte Jahr über versteckt haben?«

»Erklären Sie mich ruhig für verrückt, Catherine, das untermauert lediglich meine Theorie. Sie könnten Ihre Zeitschrift dafür verwenden, Frauen zu helfen, aber stattdessen schüren Sie lieber ihre Unsicherheiten. Sie engagieren perverse

Fotografen, die sich an Ihren minderjährigen Models aufgeilen. Sie fördern Designer, deren überteuerte Kleidung von Kindern genäht wird, die dafür einen Hungerlohn bekommen. Sie ...«

»Das reicht jetzt«, meldete sich ein Mann mit hoher, nasaler Stimme zu Wort. Haven erkannte sein sommersprossiges, feminin wirkendes Gesicht sofort. Er trat oft im Fernsehen an der Seite bekannter Verbrecher auf. Er war ein Mafia-Anwalt – der erfolgreichste der ganzen Stadt. »Glauben Sie im Ernst, wir lassen uns einfach von jemandem beleidigen, der des Mordes an einem unserer Mitglieder angeklagt ist? Solange Sie nicht einen stichhaltigen Beweis vorbringen können, glaube ich nicht, dass wir uns Ihre lächerlichen Anschuldigungen noch länger anhören müssen.« Er zog ein Handy aus der Tasche. »Charles, komm bitte mal rein. Und bring Martin mit.«

»Niemand fasst ihn an!«, befahl Adam, als die beiden bulligen Bodyguards des Anwalts am Rand der Menge auftauchten. »Mr Morrow wird diese Party jetzt freiwillig verlassen. Gute Nacht, Iain.«

Bevor Adam sich abwenden konnte, schnappte sich Iain Catherine Masons Champagnerflöte und zerschlug sie am Absatz eines seiner Schuhe. Zurück in seiner Hand blieb ein langer, gezackter Glasdolch, den er Adam in die Brust ramnte. Die Menge keuchte auf. Haven schrie. Bis zu diesem Moment hatte sie noch gehofft, die Auseinandersetzung würde ein friedliches Ende nehmen.

»Sie wollen Beweise? Da haben Sie einen!«, schrie Iain.

Adam griff nach dem Stiel des Glases und riss die Spitze aus seiner Brust. Das Glas war makellos sauber, und auch auf dem weißen Hemd unter seiner Smokingjacke war kein einziger Blutstropfen zu sehen.

»Da sehen Sie's! Er ist kein Mensch!«, schrie Iain, als die Bodyguards ihn überwältigten und zu Boden warfen.

»Gebt Mr Morrow eine kleine Führung durch die Meadowlands«, befahl der Anwalt seinen Männern und bezog sich damit auf das trostlose Sumpfgebiet vor den Toren der Stadt, das als bevorzugter Friedhof der Mafia galt.

»Nein!« Adams Stimme brandete durch die Menge. »Das gestatte ich nicht. Niemand wird Iain Morrow etwas zuleide tun, weder jetzt noch in Zukunft.«

Bevor die beiden Gorillas die Gelegenheit hatten, ihren Gefangenen freizulassen, drängte sich eine Frau durch die Menge und half Iain auf die Beine.

»Du hast es gehört! Pfeif deine Schläger zurück, Bruce, du mieser kleiner Scheißkerl.« Die Wangen der Frau waren eingefallen und unter ihren fiebrig glänzenden Augen gruben sich tiefe Ringe in die Haut. Sie wirkte krank, unterernährt – und trotzdem auf eigenartige Weise schön. Haven brauchte einen Moment, bis sie Padma Singh erkannte.

»Alles, was Iain Morrow gesagt hat, ist die Wahrheit«, informierte sie die Gäste. »Obwohl ich mir sicher bin, dass das für die meisten von Ihnen keinen Unterschied machen wird. Nun, bitte sehr, aber das Folgende ist eine Tatsache, die keiner von Ihnen ignorieren kann. Adam Rosier mag diese Organisation leiten, aber ich war fünf lange Jahre lang die Präsidentin der Ouroboros-Gesellschaft. Ich habe persönlich Ihre Konten überwacht. Ich kenne jeden einzelnen von Ihnen, und ich weiß genau, was Sie alle getrieben haben.«

Padma pickte sich einen beleibten, akademisch aussehenden Mann aus der Menge. »Ich weiß zum Beispiel, wie überaus *hilfsbereit* dieser Herr gegenüber jungen Mädchen ist, die sich ein paar Extrapunkte verdienen wollen. Weiß Ihre Frau eigentlich, was für ein Menschenfreund Sie sind, Winthrop?« Padma wandte sich dem nächsten Gast zu, dem Moderator einer morgendlichen Nachrichtensendung. »Ich weiß genau, wie viel Kokain dieser rechtschaffene Bürger braucht, um jeden Morgen seine Arbeit zu machen.« Sie ging weiter zu dem Mafia-Anwalt. »Und ich weiß außerdem, dass unser lieber Bruce hier sein Leben als Frau begonnen hat. Nichts, wofür man sich schämen müsste, aber ich könnte mir vorstellen, dass seine Gangsterkumpels doch ein bisschen überrascht sein werden. Und was den Rest von Ihnen angeht, ich kenne jedes Ihrer schmutzigsten Geheimnisse. Ich weiß, wer von Ihnen seinen Körper für ein paar Punkte verkauft hat. Ich weiß, wer von Ihnen Steuern hinterzieht. Ich weiß, wer von Ihnen buchstäblich die eine oder andere Leiche im Keller hat. Ich habe meine Akten ziemlich sorgfältig geführt, als ich noch Präsidentin war. Und ich habe sie noch, jede einzelne.«

»Ja, Padma, das Punktesystem ist während deiner Präsidentschaftszeit tatsächlich missbraucht worden«, bemerkte Adam. »Aber in der Ouroboros-Gesellschaft wird sich bald einiges ändern.«

»Spar dir das für jemanden auf, der es dir tatsächlich abnimmt, Adam.« Padma blieb vor Haven stehen. »Du und ich wissen beide, was für schmutzige Geschäfte hier gemacht wurden. Das eine oder andere Mitglied ist über die Jahre einfach verschwunden – und ich könnte der Polizei genau sagen, wo ihre Leichen verbuddelt

sind. Es gibt immer noch eine ganze Menge Polizisten in dieser Stadt, die nicht zu deiner Gesellschaft gehören. Und ich bezweifle, dass die so nachsichtig mit dir sein werden, Adam, wie deine neue Freundin es zu sein scheint.«

»Lass sie da raus, sonst ...«, sagte Adam böse.

»Sonst was, Adam? Wenn mir irgendwas zustößt – oder im Übrigen auch Iain –, oder vielleicht auch, wenn mir einfach mal ein wenig langweilig sein sollte, werden alle meine Akten an die Öffentlichkeit gelangen. Und dann ist dein kleiner Club hier am Ende.«

»Was willst du?«

»Wie wär's, wenn ich dir einfach eine kleine Rechnung ausstelle?«, erwiderte Padma mit einem hämischen Grinsen. Dann packte sie Iain beim Ärmel seines Anzugs und zog ihn mit sich zum Ausgang.

Havens Erleichterung hielt nicht lange an. Iain war in Sicherheit, aber Beau war es nicht. Sie drehte sich zu dem Mann neben sich um. »Es tut mir leid, Adam. Aber ich muss gehen.«

»Jetzt? Mit *Iain*?« Adam schien die hochrangigen Mitglieder gar nicht zu bemerken, die sich um sie versammelt hatten.

»Ist das, was Padma gesagt hat, wahr?«, verlangte ein Mann zu wissen. »Besitzt sie Akten über uns alle?«

»Warum durften sie und Iain Morrow am Leben bleiben?«, fragte eine Frau.

»Was wollen Sie jetzt unternehmen, Adam?«

Doch Adam hörte nicht zu. Er wartete auf Havens Antwort. »Nein, ich gehe nicht mit Iain. Ich habe rausgefunden, wo Beau ist. Ich muss ihn retten, bevor es zu spät ist.«

»Ich komme mit.«

»Das kannst du nicht«, wehrte Haven ab. »Du musst hierbleiben und diese Angelegenheit klären.«

»Das, was Iain gesagt hat, war eine Lüge, Haven«, sagte er. »Die OG ist mir gleichgültig. Ich liebe *dich*. Bitte, lass mich dir helfen.«

»Du musst hierbleiben«, wiederholte Haven. »Du kannst nicht zulassen, dass Padma die Gesellschaft zugrunde richtet. Ich komme wieder, wenn ich fertig bin.«

»Du willst einfach verschwinden? Nach dem, was Iain gerade getan hat?« Phoebe holte Haven ein und trat ihr in den Weg. »Du wirst noch alles verderben!«

»Fahren Sie zur Hölle, Phoebe«, sagte Haven und stieß sie beiseite.

Leah Frizzell stand in einer Tür auf der Centre Street gegenüber dem alten Polizeipräsidium. Hätten nicht ihre nackten, knubbeligen Knie hervorgeblitzt, hätte Haven ihre Freundin wahrscheinlich gar nicht erkannt. Der Rest ihres Körpers war unter einem von Frances' Mänteln verschwunden, und ein Schal bedeckte die untere Hälfte ihres Gesichts bis zu ihren hellgrünen Augen.

»Alles okay mit dir?« Leah musterte Haven von Kopf bis Fuß. »Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

»Ich hab Schlimmeres gesehen als das. Wie bist du so schnell hierhergekommen? Ich hab dich doch erst vor zehn Minuten angerufen.«

»Taxi«, erwiderte Leah. »Vielleicht hättest du auch eins nehmen sollen. Irgendein Typ ist dir gefolgt.«

Haven drehte sich um und sah am Ende des Häuserblocks zwei Graue lauern.

»Der andere war schon hier«, erklärte Leah.

»Hat er dich gesehen?«, fragte Haven.

»Nein, ich glaube, der hat mich für eine Obdachlose gehalten, bis du aufgetaucht bist. Und ich hab mein Gesicht die ganze Zeit verdeckt gehalten. Aber was ist denn mit dir?«

»Mir ist es egal, ob die mich sehen«, sagte Haven. »Ich hab Beau gefunden. Er ist da drin.« Sie deutete auf den imposanten Bau auf der anderen Straßenseite. Das Gebäude war den großen Bauwerken Europas nachempfunden, mit einer kupfernen Kuppel und der Statue einer Göttin, die den Eingangsbereich überblickte – nicht unbedingt etwas, das man im schäbigen Herzen von Little Italy erwarten würde. Doch genau das war der Sinn der Sache. Als die Polizei sich entschieden hatte, ihr Präsidium hier zu errichten, war diese Gegend kaum mehr als ein Elendsviertel gewesen. Der pompöse Palast verkündete den Armen von Manhattan eine klare Botschaft. *Wir haben die Macht*, schien er zu schreien. *Und ihr nicht*.

»Ziemlich nobel für das Versteck eines Entführers«, merkte das Mädchen an. »Bist du sicher, dass wir hier richtig sind?«

»Du glaubst, ich hab den Verstand verloren, oder?«, fragte Haven zurück.

»Ich glaube, du verschwendest zu viel Zeit damit, dir Sorgen zu machen, was andere Leute vielleicht über dich denken könnten«, entgegnete Leah.

In der Lobby des Gebäudes wurden die beiden Mädchen von einem Portier begrüßt. Er trug einen schlichten grauen Anzug mit weißen Paspeln. Doch so unscheinbar die Uniform des Manns auch war, sie war noch bei Weitem das Auffälligste an ihm. Haven lächelte und hoffte, dass sie ihn dazu bewegen konnte, sie unangemeldet nach oben zu lassen, wenn sie ein wenig ihren Charme spielen ließ. Er erwiderte ihr Lächeln jedoch nicht.

»Guten Abend, Miss Moore«, leierte er. »Kann ich Ihnen weiterhelfen?«

Haven erschrak. »Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Ich arbeite für die Ouroboros-Gesellschaft, Miss Moore.«

»Oh«, sagte Haven und versuchte zu entscheiden, ob das eine gute oder eine schlechte Nachricht war. »Na ja, wir sind jedenfalls hier, um Owen Bell zu besuchen.«

»Mr Bell ist im Moment nicht zu Hause. Er hat seine Wohnung vor etwa einer Stunde zusammen mit Mr Elliot verlassen. Würden Sie gern oben im Penthouse auf ihn warten?«

»Sie lassen uns einfach so in Owens Wohnung?«, fragte Haven argwöhnisch.

»Das Penthouse gehört der Ouroboros-Gesellschaft, Miss Moore. Und Sie haben uneingeschränkten Zugang. Sie dürften gehen, wohin auch immer Sie wollen.«

»Danke«, erwiderte Haven, doch als sie zum Aufzug gingen, konnte sie sich ein paar Blicke über die Schulter nicht verkneifen. Sie wollte sehen, ob der Portier nicht doch seine Meinung geändert hatte. Doch jedes Mal, wenn sie hinsah, stand der Mann in derselben Position in der Lobby, so reglos wie ein übergroßer Zinnsoldat.

»Tut mir wirklich leid, falls sich das hier als Falle rausstellt«, sagte sie zu Leah, als sie schließlich im Aufzug standen.

»Wird schon alles gutgehen«, meinte Leah.

»Du tust immer so, als wüsstest du schon alles«, sagte Haven leicht verärgert.

»Vielleicht ist das ja auch so.«

Bevor Haven nachfragen konnte, öffneten sich die Aufzugtüren direkt in Owens Penthouse.

»Nicht schlecht«, bemerkte Leah, als sie das dunkle Apartment betraten. »Wir müssen in der Kuppel sein.«

Die riesigen Fenster, die rund um den Raum verliefen, vermittelten den Eindruck, als gäbe es keine Wände. Die Mädchen konnten die ganze Stadt überblicken. Es war, als befänden sie sich in einer riesigen Seifenblase, die über Manhattan schwebte. In einer Blase, die jeden Moment zerplatzen konnte, sodass sie hinunter auf die Erde stürzten. Als sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte Haven die Umrisse dreier moderner Sessel erkennen, die um einen Kaffeetisch gruppiert waren, und eine Treppe, die hinauf in eine andere Etage führte. Das Wohnzimmer wirkte seltsam leer, so als hätte Owen nicht vor, lange hier zu bleiben. Von Beau jedoch war keine Spur.

»Such du hier unten«, flüsterte Haven. »Ich gehe rauf in die obere Etage.«

Leise machte sie sich in der Dunkelheit auf den Weg nach oben. Als sie das Ende der Treppe erreichte, musste sie gar nicht erst das Licht einschalten, um zu wissen, dass es dort nichts zu sehen gab. Ein kleines Zimmer mit einem ungemachten Bett. Bücherstapel säumten die Wände. Haven bückte sich und hob die Bettdecke an, um einen Blick unter die Matratze zu werfen. Abrupt zog sie die Hand zurück, verlor dabei das Gleichgewicht und landete auf dem Hintern.

Die Laken waren noch warm.

Sie sprang auf die Füße und wirbelte herum. Zu ihrer Linken befand sich ein Wandschrank, dessen Tür ein Stück offen stand. Der Raum auf der rechten Seite war das Badezimmer. Sie konnte ein Stück weiß geflieste Wand erkennen. Hastig stürzte sie nach links und riss die Schranktür auf. Darin hingen säuberlich gebügelte Anzüge in Reih und Glied. Dort konnte sich niemand verstecken. Sie wandte sich dem Badezimmer zu. Jemand musste dort drin sein.

»Beau?«, flüsterte sie. »Bist du da drin? Ich bin's!«

Niemand antwortete. Haven griff nach dem Türknauf. Dann, mit einer ruckartigen Bewegung des Handgelenks, stieß sie die Tür auf. Im nächsten Moment spürte sie, wie ein kräftiger Arm sie in den Schwitzkasten nahm.

»Wer zum Teufel sind Sie?«, knurrte Owen Bell. »Und was wollen Sie hier?«

»Wo ist er?«, wollte Haven ihn anschreien, doch aus ihrer Kehle drangen nur ein paar erstickte Laute.

Owen ließ sie los, und Haven stürzte zu Boden, sodass der Rock ihres roten Kleids sich wie eine Pfütze rings um sie auf den Fliesen ausbreitete. Sie hörte, wie Leah die Treppe heraufgerannt kam.

»Haven!«, schrie das Mädchen. »Alles in Ordnung?«

»Haven?«, fragte Owen. Er hielt einen Rasierspiegel in einer Hand, in dem das Licht reflektiert wurde und einen hellen Kreis auf den Boden warf. »Was ist denn hier los? Was machst du hier? Ich hätte dich fast niedergeschlagen!«

»Wo ist er?«, fragte Haven noch einmal und rieb sich über den Hals.

»Wer denn?«, fragte Owen zurück und schaltete das Deckenlicht ein. Er trug einen gestreiften Pyjama. Das Geräusch des Aufzugs musste ihn geweckt haben.

»Beau Decker! Der Junge, den du gekidnappt hast. Wo hast du ihn versteckt?«

Owen schüttelte den Kopf. »Ich hab keine Ahnung, wovon du redest, Haven. Du kannst gern die Wohnung durchsuchen, aber ich schwöre dir, dass ich hier niemanden verstecke. Und würdest du mir jetzt vielleicht mal sagen, wer dieser Beau überhaupt ist?«

»Er ist ein Freund von uns. Ich bin übrigens Leah Frizzell.« Das Mädchen griff nach Owens Hand und schüttelte sie nachdrücklich. »Schön, dich kennenzulernen. Nette Wohnung übrigens.«

»Owen Bell«, antwortete er und sah sogar noch verwirrter aus als Haven sich fühlte. »Und wie kommt ihr beide darauf, dass *ich* euren Freund entführt habe?«

»Beau ist von Tennessee aus hergeflogen, um hier seinen Seelenverwandten zu treffen«, erklärte Leah, bevor Haven die Chance hatte, etwas zu sagen. »Irgendein Typ, der sich Roy Bradford nennt, hat sich übers Internet bei ihm gemeldet. Er hat behauptet, sie würden sich aus einem früheren Leben kennen. Florenz, vierzehntes Jahrhundert, soweit ich mich erinnere. Der Typ hat vermutlich ein paar Details als Beweise geliefert. Aber Beau ist am selben Tag verschwunden, an dem er in New York gelandet ist, und Roy Bradford scheint gar nicht zu existieren.«

Owen erstarrte. »Florenz, sagst du?«

»Ach, komm schon! Stell dich doch nicht dumm!«, fuhr Haven ihn an und stampfte vor lauter Frust mit dem Fuß auf. »Der Kidnapper hat gesagt, sein Name sei damals Naddo gewesen. Beaus Name war Piero. Ich weiß, dass du Naddo warst, Owen. Du hast dieselbe Gabe, die er hatte. Ich bin erst heute Abend darauf gekommen. Du kannst Leuten die richtigen Worte in den Mund legen.«

»Macht es euch was aus, wenn ich mich mal kurz hinsetze?«, murmelte Owen.
»Ich wusste nicht, ob es stimmte. Ich dachte, sie hätte mich vielleicht unter Drogen gesetzt.«

»Wer?«, fragte Haven.

»Phoebe. Sie nennen sie die Pythia. Sie hilft den Leuten dabei, in ihre früheren Leben zu sehen.«

»Ich weiß Bescheid über die Pythia«, sagte Haven. »Du hast sie getroffen?«

»Calum hat uns einander vorgestellt. Wir hatten eine private Sitzung. Sie hat einen Haufen Pflanzen ins Feuer geworfen und gesagt, dass sie mich in die Vergangenheit schicken würde. Und als ich den Rauch eingeatmet hab, war da etwas, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Jemand, den ich liebte. Ein schöner blonder Junge, der in einem Palast lebte. Die Vision wirkte unglaublich überzeugend. Ich war ganz sicher, dass diese Pflanzen bei mir Halluzinationen ausgelöst hatten.«

»Hast du der Pythia erzählt, was du gesehen hast?«

»Nein. Sie schien sich auch nicht sonderlich dafür zu interessieren«, erwiderte Owen. »Und du glaubst, das war *real*?«

»Ja«, bestätigte Haven mit einem Seufzen. Owen war viel zu verblüfft, um schuldig zu sein. Haven spürte, wie sich Enttäuschung in ihr ausbreitete. »Es war real.«

»Und dieser Junge, den ihr sucht. Beau. Der ist derjenige, den ich geliebt habe?«

»Ja. Er ist mein bester Freund«, erklärte Haven.

Owen griff nach einem Notizbuch auf dem Nachttisch und kritzelte etwas hinein. Er reichte Haven den Zettel und presste sich gleichzeitig den Zeigefinger auf die Lippen.

DIE WOHNUNG IST VIELLEICHT VERWANZT. SPIELT EINFACH MIT
UND FOLGT MIR.

Vielleicht waren sie doch nicht wieder in einer Sackgasse gelandet, dachte Haven hoffnungsvoll. Vielleicht wusste Owen Bell tatsächlich etwas.

»Hast du Adam um Hilfe gebeten?«, fragte er.

»Er hat die Polizei auf die Suche nach Beau angesetzt.«

»Na ja, ich wünsche euch auf jeden Fall viel Glück«, entgegnete Owen, der eine zackige Geste machte, als wollte er sagen: *Komm zum Ende*. »Wenn irgendjemand Beau finden kann, dann Adam.«

»Danke, Owen«, sagte Haven. »Tut mir echt leid, dass wir hier so reingeplatzt sind. Wir lassen dich jetzt auch weiterschlafen.«

»Kein Problem. Ich bring euch noch zur Tür.« Er führte Haven und Leah die Treppe hinunter zur Wohnungstür. »War nett, dich kennenzulernen, Leah. Haven, wir sehen uns bestimmt bald.«

Owen trat hinaus in den Flur. Dort bedeutete er seinen Gästen, dicht hinter ihm zu bleiben, während er sich auf den Weg zur Feuerterasse machte.

Im Treppenhaus erfasste sie ein Bewegungsmelder, und das Licht ging an. Owen lehnte sich über das Geländer, um sich zu vergewissern, dass sich niemand über oder unter ihnen befand.

»Tut mir leid für die Aktion gerade«, sagte er schließlich. »Aber ich hab's lieber, wenn keiner meine Gespräche belauscht.«

»Ist dein Apartment denn wirklich verwanzt?«

»Würde mich zumindest nicht wundern. Vielleicht leide ich ja unter Verfolgungswahn, aber manchmal hab ich das Gefühl, dass die Portiers unten genau Buch darüber führen, was ich mache.«

»Dann hat der da unten aber wohl gerade geschlafen«, warf Leah ein. »Der hat uns nämlich erzählt, du wärst gar nicht zu Hause.«

Owen grinste. »Ich tue mein Bestes, um sie ein bisschen auf Trab zu halten. Als dieses Gebäude hier noch das Polizeipräsidium war, hat irgendein hohes Tier einen unterirdischen Durchgang bauen lassen, der vom Keller bis in die Kneipe auf der anderen Straßenseite führt. Ich rechne eigentlich jeden Moment damit, dass die Portiers mal darauf kommen, dass ich den benutze, aber sie scheinen nicht zu wissen, dass ich ein ziemlicher Geschichtsfreak bin.«

»Mach dir keine Sorgen. Bei uns ist dein Geheimnis sicher«, sagte Haven.

»Wisst ihr, es ist irgendwie komisch, aber das Gefühl hab ich auch«, entgegnete Owen. »Darum werde ich jetzt mal was echt Verrücktes machen und euch noch ein größeres Geheimnis verraten. Eins, das mich in ziemliche Schwierigkeiten bringen könnte. Haben Calum oder Alex dir erzählt, wie es dazu kam, dass ich in die OG eingeladen wurde, Haven?«

»Nein«, antwortete Haven.

»Meine Eltern haben sich geweigert, mir das College zu bezahlen, wenn ich mich nicht wegen meiner unglücklichen Veranlagung in Behandlung begeben würde. Also hab ich mir ein bisschen Geld von meiner Lieblingstante geliehen und bin nach New York gegangen, um an einer Wahlkampagne mitzuarbeiten. Eines späten Abends, als ich gerade noch ein paar Sachen im Büro ordnete, hörte ich plötzlich die Glöckchen über der Tür klingeln. Ich war sicher, dass ich abgeschlossen hatte, also rannte ich los, um zu sehen, ob jemand eingebrochen war. Im Wartebereich stand ein Mann. Er war jung. Gut aussehend. Nicht unbedingt Furcht einflößend. Er fragte mich, ob ich Owen Bell wäre, und sagte, er hätte nach mir gesucht.«

»Es war Adam, oder?«, wollte Leah wissen.

»Ja, er war es. Er meinte, er hätte meine ›Karriere‹ verfolgt – totaler Quatsch, schließlich hatte ich gerade erst meinen Highschoolabschluss gemacht. Dann fragte er mich, ob ich wüsste, warum ich so gut darin bin, Reden zu schreiben oder Leuten dabei zu helfen, Debatten zu gewinnen. Warum mir einfach immer die passenden Worte einzufallen schienen. Bevor ich darauf antworten konnte, stellte er schon die nächste Frage. Er wollte wissen, was ich über Reinkarnation weiß.«

»Da fing es in deinem Kopf sicher an zu rattern, was?«, bemerkte Leah mit einem Schnauben.

»Und ob. Ich habe seit meiner Kindheit seltsame Träume gehabt. Albträume, um genau zu sein. Ich hab gesehen, wie ich ermordet wurde. Von Leuten zusammengeschlagen, denen ich noch nie begegnet war. Aus Städten verbannt, in denen ich nie gewesen war. Und alles nur, weil ich schwul war. Adam hat mir erzählt, dass das keine normalen Träume waren – sondern Erinnerungen. Dinge, die mir in meinen früheren Leben passiert sind. Und er hat mir erzählt, dass es in der Ouroboros-Gesellschaft viele andere Leute gibt, die genauso sind wie ich.

Adam erklärte mir, ich hätte meine Wortgewandtheit aus einer Verteidigungshaltung heraus entwickelt. Und dass ich mit seiner Hilfe die Welt verbessern könnte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nicht mal von der OG gehört. Dann rasselte Adam eine Liste von Mitgliedern runter. Und da wusste ich, dass ich ihn wohl besser ernst nehmen sollte.

Also trat ich in die Gesellschaft ein. Am allerersten Tag hat mich gleich Calum angebaggert. Dann Alex. Sie war diejenige, die mich schließlich davon überzeugen konnte, dass die OG tatsächlich meine Hilfe brauchte. Es gab Drogen-

geschäfte und Prostitution – und die ganze Zeit über verschwanden immer wieder Mitglieder. Ich fing an, mit Adam daran zu arbeiten, dass sich diese Dinge änderten. Er schien wirklich Wert auf meine Meinung zu legen. Und dann hat Calum mich eines Tages zu dieser Pythia geschleppt.«

Owen holte tief Luft. »Was ich euch vorhin in der Wohnung erzählt habe, war die reine Wahrheit. Aber ich hab etwas ausgelassen. In meiner Vision hab ich zwar Piero gesehen, aber auch *Adam*. Darum dachte ich wohl auch, ich hätte Halluzinationen, denn er sah genauso aus wie heute. Ganz genauso. In meiner Vision war Adam ein mächtiger Geschäftsmann, der von Genua nach Florenz gezogen war. Die Obrigkeit war sich sicher, dass er irgendetwas plante, um an die Macht zu kommen. Die hatten regelrecht *Panik* vor Adam. Einige behaupteten sogar, er hätte den schwarzen Tod nach Italien gebracht. Aber ich hab keine Ahnung, ob es zwischen Adam und ihnen jemals zum Showdown gekommen ist. Irgendwann kam das Gerücht auf, Piero und ich seien schwul. Mein Arbeitgeber gehörte zu den Männern, die Florenz regierten. Er hatte selbst das eine oder andere zu verbergen und konnte sich keinen Skandal leisten – besonders nicht, da die ganze Stadt nach einem Sündenbock suchte. Darum ließ er uns beide ermorden.«

»Das hast du alles gesehen?«, fragte Haven. »In einer einzigen Sitzung mit der Pythia?« Warum ließ Phoebe sie so lange warten?

»Ja«, sagte Owen. »Mir war danach eine Woche lang schlecht. Ich glaube nicht, dass dieser ganze Rauch besonders gut für einen ist. Und du meinst, das ist alles wirklich so passiert?«

»Ja«, erwiderte Haven.

»Adam ist seit siebenhundert Jahren nicht gealtert?« Als Haven zur Bestätigung den Kopf schüttelte, hielt Owen inne und ließ diese Information sacken. »Was ist er? Ich hab natürlich Gerüchte gehört, aber ...«

»Ich habe keine Ahnung«, gab Haven zu. »Aber er ist schon seit Tausenden von Jahren auf der Erde. Ich kannte ihn schon in vielen anderen Leben. Adam hat mir erzählt, dass er dich auch schon mal getroffen hat.«

Sie hatte den letzten Satz kaum ausgesprochen, als seine wahre Bedeutung sie wie ein Schlag traf. Adam hatte von Owens Begabung gewusst, bevor er ihn in dem Wahlkampfbüro aufgesucht hatte. Er hatte ihr selbst gesagt, dass er ihn aus früheren Leben kannte. Haven hatte in ihrer letzten Vision erfahren, dass Adam Naddo getroffen hatte – und dass er von Naddos Wortgewandtheit wusste. Adam

musste somit die ganze Zeit über gewusst haben, dass Naddo und Owen ein und dieselbe Seele besaßen.

Ein neues Entsetzen erfüllte sie. Der Mann, der sich Roy Bradford nannte, hatte Dinge gewusst, von denen Haven annahm, dass nur Naddo sie wissen konnte. Aber vielleicht hatte Adam sie auch gewusst.

»Alex hat mir erzählt, dass du mit Adam zusammen bist. Stimmt das?« Haven hörte Owens Frage kaum, und es dauerte einen Moment, bis sie aus ihrer Trance erwachte.

»Ich bin nur in New York, um Beau zu finden«, beharrte sie. »Ach, übrigens, hast du Adam jemals von deiner Vision erzählt?«

»Nein, nach meiner Sitzung bei der Pythia hab ich ihm nie wieder ganz vertraut. Wahrscheinlich wäre ich sogar aus der OG ausgetreten, wenn Milo nicht gewesen wäre. Er ist der Grund, dass ich geblieben bin. Der Junge macht mir eine Scheißangst.«

Haven war verwirrt über den plötzlichen Themenwechsel. »Warum das denn? Der ist doch nur ein Roboter.«

»Das sagt Calum, weil er das gern glauben möchte. Aber Milo ist eher eine Marionette. Er ist die *perfekte* Marionette. Weißt du, wie viele Punkte wir bei dieser Wohltätigkeitsveranstaltung neulich gesammelt haben? *Fünfzigtausend*. Ich kann dir nicht mal sagen, was die umgerechnet in Dollar wert sind. Millionen. Viele Millionen. Die Leute gucken Milo an, und irgendwie scheint jeder in ihm zu sehen, was er sehen will. Wenn er die Leute um Spenden gebeten hätte, damit jedes Kind in den Staaten seine eigene Maschinenpistole haben kann, hätten sie ihre Konten genauso geplündert.«

»Dann haben wir wohl ziemliches Glück, dass Milo seine Reden nicht selbst schreibt«, bemerkte Haven.

»Das könnte er gar nicht. Milo hat noch nie irgendeine eigene Idee gehabt. Aber er ist immer noch davon überzeugt, dass er der Auserwählte ist. Die Rede, die ich ihm für die Wohltätigkeitsveranstaltung geschrieben habe, sollte zum Ausdruck bringen, dass die Schüler von Halcyon Hall es für ihre *Pflicht* halten, die Welt zu regieren. Milo hat daraus *Bestimmung* gemacht.«

»*Bestimmung*?« Das Wort schien in Leah irgendetwas wachzurufen. »Wie sieht dieser Milo-Typ aus?«

»Wie eine Ken-Puppe – blond und nichtssagend. Aber, glaub mir, der ist alles andere als harmlos. Ich bleibe hier, um sicherzustellen, dass Milos hohler kleiner Kopf nur mit den richtigen Ideen gefüttert wird – weil wir sonst alle ganz schön Ärger bekommen könnten.« Owen unterbrach sich selbst. »Tut mir leid, ich musste mal kurz ein bisschen Dampf ablassen. Ich weiß, ihr seid nicht hier, um mit mir über Milo zu reden. Kann ich irgendwas tun, das euch helfen könnte, euren Freund Beau zu finden?«

»Eine Frage hätte ich noch«, sagte Haven. »Du hast gesagt, Naddo und Piero wurden von dem Mann ermordet, für den du in Florenz gearbeitet hast. Adam hatte damit nichts zu tun?«

»Ich glaube nicht. Oder zumindest hab ich es damals nicht geglaubt. Die einzige Person in ganz Florenz, die wusste, dass wir schwul sind, war Pieros jüngere Schwester. Ich bin ziemlich sicher, dass sie diejenige war, die unser Geheimnis ausgeplaudert hat.«

Nur weil Owen Bell davon überzeugt ist, heißt das noch lange nicht, dass es auch stimmt«, meinte Leah. »Haven Moore! Hörst du mir überhaupt zu? Er mag ja ein netter Typ sein und so, aber in die Vergangenheit zu sehen ist wie in die Zukunft zu blicken. Ein einziges Puzzleteil ergibt noch lange kein komplettes Bild.«

Sie hatten den Tunnel unter Owens Haus benutzt, um Adams Drohnen zu entwischen, und Leah hatte ein freies Taxi herangewinkt wie eine Einheimische. Jetzt waren sie am Flussufer entlang unterwegs nach Norden. Haven lehnte die Stirn an die Scheibe und beobachtete, wie die Stadt an ihr vorbeiraste. Sie war zu verzweifelt, um zu weinen. In den letzten Jahren hatte sie viele Tiefpunkte erlebt, aber nichts, was der seelenzermalmenden Trauer gleichkam, die sie in diesem Moment verspürte.

»Aber es stimmt, Leah. Ich erinnere mich daran, Adam erzählt zu haben, dass Piero und Naddo schwul sind. Wer weiß, vielleicht hat Beatrice es auch noch anderen Leuten gesagt. Diesmal gibt es also keine Möglichkeit, sich der Wahrheit zu verschließen. Sie sind meinetwegen gestorben.«

»Haven, das muss ein Versehen gewesen sein. Du würdest *niemals* ...«

»Ach Leah, wenn du heute Abend auf dieser Party der Ouroboros-Gesellschaft gewesen wärst, würdest du dir deine Aufmunterungsversuche sparen, glaub mir. Das hier war schon der schlimmste Tag meines Lebens. Die Neuigkeit, dass ich Piero und Naddo umgebracht habe, war nur noch das Sahnehäubchen.«

»Was ist denn in der OG passiert?«, wollte Leah wissen.

Haven war sich nicht sicher, ob sie die Kraft hatte, diese Erinnerung erneut zu durchleben. »Iain ist bei der Party aufgetaucht, als ich mit Adam da war. Er hat allen erzählt, wer Adam wirklich ist. Und dann hat er ihn erstochen.«

»Er hat *was*?«

»Na ja, so hat es zumindest erst mal ausgesehen. Er hat Adam ein Stück Glas in die Brust gerammt, doch es hat noch nicht mal geblutet. Iain wollte den Mitgliedern

beweisen, dass Adam kein Mensch ist. Ich nehme an, er hat gedacht, dass das für sie einen Unterschied machen würde.«

»Und hat es das nicht?«

»Soll das ein Witz sein? Sie hätten Iain in Stücke gerissen, wenn nicht Padma Singh aufgetaucht wäre und ihm den Arsch gerettet hätte, indem sie gedroht hat, alle ihre schmutzigen Geheimnisse auffliegen zu lassen.«

»Also ist mit Iain alles okay?«

»Dank *Padma*, ja.« Haven seufzte. »Jedenfalls bin ich dann darauf gekommen, dass Owen und Naddo dieselbe Person sein müssen – die, die ich in meinen Visionen zu sehen versucht habe. Und wie es scheint, hab ich damit nur meine Zeit verschwendet. Owen hat Beau nicht nach New York gelockt. Es muss Adam gewesen sein. Er hat ihm eine Falle gestellt, und Beau ist direkt reingetappt. Jetzt hab ich Beau verloren. Und Iain. Ich hab *alles* verloren.«

»Glaubst du das wirklich? Dass Adam hinter allem steckt?«

»Es gibt keine andere Erklärung!«

»Keine, die du gefunden hast«, korrigierte Leah. »Du denkst viel zu kompliziert. Hör mal eine Sekunde damit auf und lausch auf das, was dein Herz dir sagt.«

»Du sagst mir ständig, ich soll auf mein Bauchgefühl vertrauen. Was zum Teufel glaubst du denn, was ich die ganze Zeit mache? Womit, meinst du, hab ich mir diesen ganzen Ärger überhaupt erst eingebrockt? Vielleicht bin ich ja gar nicht der Mensch, für den du mich hältst, Leah. Du hast Beatrice Vettori nie kennengelernt. Du weißt nicht, wie ich in der Vergangenheit war. Vielleicht ist mein Herz das Letzte, worauf ich hören sollte.«

Den Kopf noch immer ans Fenster gelehnt, sah Haven das Spiegelbild des rothaarigen Mädchens in der Scheibe. Leah sah aus, als wäre sie keinen Tag älter als fünfzehn. Göttin oder nicht, was wusste sie schon über die dunklen Winkel in Havens Herzen?

»Iains Mutter hat mich gewarnt, weißt du?«, fügte Haven hinzu. »Sie hat mir vorhergesagt, dass ich zu schrecklichen Dingen fähig bin, wenn sich die Götter gegen mich wenden.«

»Und was genau hast du Schreckliches getan?«

Haven antwortete nicht, doch in ihrem Kopf formte sich bereits eine Liste ihrer Verbrechen. *Iain belogen. Iain nachspioniert. Adam Rosier geküsst. Fast einen*

Schläger angeheuert, um mich an Beaus Kidnapper zu rächen. Iain das Herz gebrochen. Den Verdacht seiner Mutter bestätigt.

»Hör zu, ich weiß, du hast einen echt miesen Tag hinter dir«, fuhr Leah fort, als das Taxi vor den Andorra Apartments hielt. »Aber ich lasse nicht zu, dass du einfach so aufgibst. Diese Geschichte ist viel komplizierter, als du denkst – und Haven Moore scheint sich langsam als die Heldin herauszukristallisieren. Hab ich dir schon erzählt, dass ich vor einer Weile diesen Milo gesehen habe, über den du dich mit Owen unterhalten hast?«

»Wo denn das?«

»Im Fernsehen, vor ein paar Wochen. Da hat er irgendwelchen Quatsch über seine ›Bestimmung‹ geschwafelt. Ich dachte zuerst, das wäre nur ein wirrer Traum oder so, aber jetzt frage ich mich, ob das vielleicht die allererste Vision gewesen ist, die ich über all das hier gehabt habe.«

»Und was, meinst du, hat das zu bedeuten?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass Milo irgendwas mit den Leichen auf dem Union Square zu tun hat.«

»Steigen die Damen heute noch aus?«, blaffte der Taxifahrer.

»Kommst du noch mit rauf?«, fragte Leah. »Ein Tässchen Kaffee trinken und dann die Welt retten?«

Das war Leahs Vorstellung von einem Witz, aber Haven war nicht zum Lachen zumute.

»Wo sollte ich denn sonst hin?«, erwiderte sie und rutschte über den Rücksitz.

Als sie Frances Whitmans Wohnungstür erreichten, zog Leah einen Schlüssel aus der Hosentasche und drückte sich den Zeigefinger an die Lippen.

»Sie wollte früh ins Bett«, erklärte sie mit gedämpfter Stimme. »Ich glaube, wir haben sie heute Nachmittag ziemlich geschafft. Ein bisschen Schlaf tut ihr wahrscheinlich ganz gut.«

»Kann ich verstehen«, erwiderte Haven, während Leah die Tür öffnete. »Warte nur, bis die Ärmste erst den Rest der Geschichte erfährt.«

»Ups!« Leah hatte kaum einen halben Schritt in die Wohnung gemacht, als sie herumfuhr und die Tür mit einem Knall wieder zuzog. Der Schlüssel steckte noch immer im Schloss. »Das hab ich ja ganz vergessen. Frances hat gesagt, ihr wäre

heute Morgen der Kaffee ausgegangen. Weißt du was? Ich flitze mal schnell runter zum Supermarkt und hole welchen!«

»Leah?«, rief Haven dem Mädchen hinterher, das bereits im Laufschrift auf dem Weg zu den Aufzügen war. »Weißt du denn überhaupt, wo der nächste Supermarkt ist?«

»Bin in fünf Minuten wieder da«, rief Leah über den Flur zurück. »Geh einfach schon mal rein.«

Haven betrat Frances' Wohnung und sah, dass Iain dort wartete. Zuerst starrte sie ihn bloß an, unfähig, des Sturms aus Erleichterung, Wut und Verlangen, der in ihrem Herzen losbrach, Herr zu werden. Haven hatte das Gefühl, zwei Jahre in der Zeit zurückzureisen, zu einer Szene, die sich auf einer Brücke mitten in Rom abgespielt hatte. An diesem Tag hatte Iain sie gefragt, ob sie mit ihm in Italien bleiben wolle. Damals hatte ihr die Frage Angst gemacht. Sie war noch nicht bereit gewesen, zu akzeptieren, wer er war – nämlich der Mensch, der für sie bestimmt war. Und jetzt schien es, als würde er sie abermals vor die Wahl stellen. Er musste die Worte gar nicht erst aussprechen. Und Haven musste über die Antwort nicht nachdenken. Adam Rosier würde niemals diese Gefühle in ihr auslösen. Sie warf sich in Iains Arme.

»Wie konntest du so was Dummes tun?«, schluchzte sie. »Bist du denn lebensmüde?«

»Haven, Haven«, raunte Iain in ihr Ohr. »Wein doch nicht. Ich war keine Sekunde lang in Gefahr.«

»Wie kannst du das sagen?« Haven machte sich von ihm los und ließ sein Hemd tränennass zurück. »Was, wenn Adam sich tatsächlich mit dir in Harlem getroffen hätte? Glaubst du wirklich, du hättest ihn ganz allein in diesem Banktresor einsperren können?«

»Ob du es glaubst oder nicht, Haven, ich hab seit Córdoba ein paar Dinge dazugelernt. Diesmal hatte ich alles geplant. Ich hatte gar nicht erwartet, dass Adam sich mit mir treffen würde. Der Sinn der Sache war, ihn wissen zu lassen, dass ich am Leben bin, – und ihm weiszumachen, dass ich bereit bin, alles zu tun, um dich zurückzugewinnen. So hätte er dich auf keinen Fall verdächtigt, wenn ich ihn irgendwann in deiner Gegenwart zur Rede gestellt hätte. Ich wollte dir vor Augen führen, dass er noch immer ein Monster sein kann. Aber das hat ja leider nicht funktioniert, was?«

»Du hast einfach Glück gehabt!«, rief Haven. »Einige Mitglieder hätten dich am liebsten an Ort und Stelle ermordet!«

»Ja, aber dazu hätten sie nie die Gelegenheit bekommen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens hatte ich mit Padma vereinbart, dass sie auftauchen würde, sobald es aussah, als wäre ich in Schwierigkeiten. Und zweitens ... na ja, ich glaube, ich hatte einfach die ganze Zeit unrecht.«

»Du hattest unrecht?« Dieses Eingeständnis war das Letzte, womit Haven gerechnet hatte.

»Und du hattest recht. Adam ist wirklich anders geworden. Vor zwei Jahren noch hätte er ohne Zögern zugelassen, dass diese beiden Bodyguards mich totschiessen, aber heute hat er ihnen verboten, mich anzurühren. Deinetwegen, Haven. So ungern ich das auch zugebe, du scheinst tatsächlich irgendeine Art von Macht über ihn zu haben. Und wenn du davon überzeugt bist, dass Adam wirklich versucht, die OG zu verbessern, dann nehme ich dich von heute an beim Wort. Ich weiß, dass Padma bei der Party einer ganzen Menge Leute einen ordentlichen Schrecken eingejagt hat, aber ihre Drohungen würden nicht ausreichen, um die OG zu zerstören. Und sie will schließlich nur für ihr Schweigen bezahlt werden. Wenn du also glaubst, dass die Gesellschaft gerettet werden sollte, tue ich, was ich kann, um dir zu helfen.«

»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich glauben soll«, sagte Haven, die plötzlich erschöpft war. Die Ereignisse des Abends hatten auch noch das letzte Fünkchen Vertrauen erstickt, das Haven immer in ihre eigenen Gefühle gehabt hatte. Sie fühlte sich innerlich leer.

Iain half ihr in einen Sessel und setzte sich neben sie.

»Was ist denn los? Ist irgendwas passiert, nachdem ich die Party verlassen hatte?«, fragte er.

»Ich habe Naddo gefunden. Er heißt heute Owen Bell. Aber er hat Beau nicht entführt. Ich glaube, dass es vielleicht doch Adam war. Und wenn das stimmt, bin ich einfach nur genau der Dummkopf, für den jeder mich die ganze Zeit schon gehalten hat.«

»Bist du sicher, dass Adam es war?«

»Ich bin mir bei gar nichts mehr sicher«, gab Haven zu. »Ich weiß nur, dass irgendwer meinen besten Freund entführt und grün und blau geschlagen hat. Hast du das Foto gesehen?«

»Ja. Ich hab die E-Mail auch bekommen.« Iain holte tief Luft und schloss die Augen wie jemand, der sich auf einen Sprung ins kalte Wasser vorbereitet. »Ich kann nicht fassen, dass ich das sage, aber ich glaube nicht, dass Adam etwas mit Beaus Verschwinden zu tun hat. Ich glaube nicht, dass er dir solchen Schmerz zufügen würde. Nicht mehr.«

»*Na toll.*« Haven warf sich in ihrem Sessel zurück. »Jetzt vertraust sogar du Adam Rosier, und ich kann noch nicht mal mehr mir selbst vertrauen. Ich hab in den letzten Tagen ein paar ziemlich schlimme Sachen gemacht. Ich hab mir einzureden versucht, dass ich das alles nur tue, weil ich Beau retten will. Aber das war nur eine Ausrede. Ich war in allen meinen Leben ziemlich schrecklich. So bin ich anscheinend nun mal. Beatrice Vettori – das Mädchen, das seinen einzigen Bruder verraten und dafür gesorgt hat, dass er ermordet wird.«

»Nein«, sagte Iain fest, als gäbe es gar keine andere mögliche Antwort. »Ich weiß nicht, was du in deinen Visionen gesehen hast, aber wenn Beatrice Piero verraten hat, dann muss das ein Versehen gewesen sein. Vergiss nicht, Haven, ich habe euch beide gekannt. Beatrice hätte ihrem Bruder niemals absichtlich geschadet.«

»Das hat Leah auch gesagt. Ich wünschte, einer von euch könnte sich da sicher sein.«

Iain runzelte die Stirn, als er Leahs Namen hörte. »Dachte ich's mir doch, dass ich eben als Erstes Leah in der Tür gesehen habe. Was macht sie denn hier?«

Havens Kopf hämmerte. Zu viele ungelöste Rätsel spukten darin herum. »Leah hat Visionen von der Zukunft. Sie sieht Leichen auf dem Union Square. Sie ist überzeugt, dass in New York irgendeine Katastrophe passieren wird. Und jetzt meint sie, dass ein Junge namens Milo von Halcyon Hall irgendwas damit zu tun haben könnte.«

»Wie lange weißt du schon davon? Warum hast du mir nichts erzählt?«, wollte Iain wissen.

»Leah hat mich gebeten, es für mich zu behalten. Sie meinte, dass die Zukunft sich verändern könnte, wenn zu viele davon wissen. Sie wollte eine Chance, die Sache selbst in Ordnung zu bringen, und sie glaubt, dass sie noch genug Zeit hat. Ihre Visionen finden alle im Sommer statt.«

»In diesem Sommer?«, fragte Iain, und Haven zuckte hilflos mit den Schultern.

»Tja, dann wäre das ja wohl geklärt. Leah wird meine Hilfe annehmen, ob sie will oder nicht. Als Erstes retten wir Beau und dann retten wir New York.«

»Du vergisst da etwas, Iain«, versuchte Haven ihn zu warnen. »Du kannst nicht einfach durch die Welt spazieren und die halbe Menschheit retten. Die Polizei weiß wahrscheinlich schon, dass du am Leben bist, und es gibt bestimmt eine ganze Reihe von Leuten in hohen Positionen, die dich für den Mord an Jeremy Johns im Gefängnis sehen wollen.«

»Ich denke, das ist im Moment unsere geringste Sorge«, gab Iain zurück. »Konzentrieren wir uns erst mal darauf, Beau zu finden. Mich selbst kann ich später noch retten.«

»Aber wo soll ich denn anfangen, nach Beau zu suchen, wenn mein einziger Verdächtiger Adam Rosier ist?«

»Vielleicht solltest du als Erstes mal rausfinden, was Adam weiß.«

Die Ouroboros-Gesellschaft wirkte, als wären die Lichter dort schon vor Stunden ausgegangen. Das Gebäude lag in absoluter Stille da. Selbst der Efeu schien aufgehört zu haben, sich die Mauern hinaufzuranken. Ein junger Mann im Anzug saß auf einer Treppenstufe und sah in die Nacht hinaus. Er wirkte vollkommen versunken in diesen Anblick und schien gar nicht zu bemerken, dass die Welt um ihn herum vor Kälte erstarrte. Haven konnte beinahe hören, wie das Eis sich auf die Zweige der Bäume im Gramercy Park legte. Das Geräusch ihrer Absätze auf dem kalten Betonboden ließ den Mann aufblicken. Er beobachtete, wie sie näher kam, und sein Gesicht war leicht verwirrt, so als könnte sie ein Trugbild seiner Fantasie sein.

»Hast du Beau gefunden?«, fragte Adam.

»Nein«, antwortete Haven und setzte sich neben ihn. »Tut mir leid. Ich hätte nicht einfach gehen sollen. Ist alles okay mit dir?«

»Ja, danke. Ich habe den Abend unbeschadet überstanden. Was die OG betrifft, habe ich allerdings meine Zweifel.«

»Wie soll es jetzt weitergehen?«

»Einige Mitglieder werden die OG verlassen«, sagte Adam. »Die meisten werden bleiben. Aber möglicherweise sind es die besten, die sich entschließen zu gehen – diejenigen, die uns dabei hätten helfen können, die Ouroboros-Gesellschaft zu verbessern.«

Haven sagte nichts. Adams Blick lag auf ihr, aber sie konnte ihn nicht erwidern.

»Irgendetwas ist anders«, bemerkte er leise. »Ist es Iain gelungen, dich von deiner Meinung über mich abzubringen? Ich wusste um das Risiko, als ich ihn am Leben ließ. Ich bin bereit, alles zu tun, was du von mir verlangst, aber ich werde immer sein, was ich nun mal bin. Ich würde alles dafür geben, echtes Blut in den Adern zu haben.«

»Weißt du, wo ich heute Abend war?«, fragte Haven.

»Ja. Ich habe dir einen meiner Männer hinterhergeschickt, um sicherzugehen, dass dir nichts passiert. Du warst bei Owen Bell.«

»Ich habe zwei Wochen mit der Suche nach dem Mann verschwendet, mit dem Beau in Florenz zusammen war. Du musst die ganze Zeit gewusst haben, wer Naddo war. Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Naddo? Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, dass du auf der Suche nach *Naddo* sein könntest«, widersprach Adam. »Du hast nie erwähnt, in welchem Leben du nach Hinweisen suchst. Oder?«

Haven schwieg einen Moment und grübelte über seine Antwort nach. »Nein«, gab sie zu. »Ich glaube, das habe ich wirklich nicht.«

»Und ich wollte nicht nachbohren. Und wenn du es mir gesagt hättest, hätte ich dir versichert, dass Owen nicht für Beaus Verschwinden verantwortlich sein kann. Das hast du sicher inzwischen selbst herausgefunden.«

»Ja. Und jetzt ist nur noch ein einziger Verdächtiger übrig, Adam. Hast du Beau gekidnappt, um mich zurück nach New York zu locken? Bitte sag mir diesmal die Wahrheit. *Bitte*.«

»Haven!« Adams Entsetzen wirkte echt. Er hob die Hand, um sie zu trösten, und ließ sie gleich wieder sinken. »Ich habe mit Beaus Entführung nichts zu tun. Ich habe alles getan, was in meiner Macht steht, um ihn zu finden, obwohl ich weiß, dass er versuchen wird, dich gegen mich aufzubringen.«

Haven gestattete es sich nicht, gerührt zu sein. Sie zwang sich, nur die Fakten zu betrachten. »Der Mann, der sich selbst Roy Bradford nennt, wusste, dass Beau im vierzehnten Jahrhundert in Florenz gelebt hat. Und wer auch immer er ist, er weiß, dass Owen und ich ebenfalls dort gelebt haben. Du bist der Einzige, der dieses Leben mit uns dreien geteilt hat. Bist *du* Roy Bradford?«

»Haven, du musst mir glauben. Ich hätte dich niemals aus eigenem Antrieb an unsere gemeinsamen Tage in Florenz erinnert! Und es war auch nie mein Plan, dich in diesem Leben noch einmal zurück nach New York zu zerren. Ich musste die Veränderungen vorantreiben, die ich mir vorgenommen hatte – an mir selbst und an der OG. Beide sind noch immer weit von meinen Zielen entfernt.«

Er war so überzeugend. Haven spürte, wie sie wieder ins Wanken geriet.

»Da ist noch etwas, Adam. Ich hatte Visionen von meinem Leben in Florenz. Ich weiß, dass du und Beatrice damals verlobt wart.«

»Ja«, sagte Adam. »Diese Zeit gehört zu den glücklichsten meiner ganzen Existenz. Ich wünschte, für dich wäre es genauso gewesen.«

Haven spürte Mitleid in sich aufsteigen, aber sie ließ nicht locker. »Ich weiß, dass Piero nicht wollte, dass wir heiraten. Hast du das Gerücht verbreitet, er sei schwul? Hast du den Mord an ihm in Auftrag gegeben?«

In dem Mondlicht wirkte Adams Gesicht einen Moment lang wie das eines sehr alten Wesens. »Florenz ist siebenhundert Jahre her, Haven. Ich dachte, du wolltest die Vergangenheit ruhen lassen.«

»Bitte beantworte meine Frage.«

»Die Wahrheit ist hässlich«, warnte Adam sie. »Ich habe sie damals vor dir geheim gehalten. Und ich würde sie dir auch jetzt lieber vorenthalten.«

»Du musst mich nicht beschützen. Ich bin nicht so empfindlich, wie du vielleicht denkst«, versicherte Haven ihm. »Ich muss wissen, was damals wirklich passiert ist.«

»Dein Bruder wollte unsere Hochzeit verhindern. Du liebtest mich nicht – das wusste sogar ich selbst. Aber ich wollte dir die eine Sache geben, die du dir in jenem Leben mehr als alles andere gewünscht hast: deine Freiheit. Du wolltest nicht mehr unter der Fuchtel deiner Mutter stehen. Du hattest einen Streit mit Piero und hast dabei deine Zunge nicht ganz so sehr im Zaum gehalten, wie es gut gewesen wäre. Einer der Diener muss unser Gespräch belauscht haben, denn irgendwann kam das Gerücht Naddos Dienstherrn zu Ohren. Er ließ deinen Bruder und seinen Geliebten ermorden. Ihre Leichen wurden in den Arno geworfen.«

»Nein!«, flüsterte Haven voller Entsetzen.

»Es war ein tragisches Versehen, Haven. Du hast nie gewollt, dass Piero etwas zustößt. Als du erfuhrst, dass er tot ist, hast du mir die Schuld gegeben, weil ich von Anfang an der Grund für euren Streit gewesen bin. Du hast dich gegen mich gewendet und dann hast du den Horae geholfen, mich einzusperren.«

»Obwohl du unschuldig warst?«

»Ich war nie unschuldig. Aber ich habe Piero nicht getötet.«

»Warum habe ich dann den Horae geholfen?«

»Dieselbe Frage habe auch ich dir Jahre später gestellt. Du hast behauptet, es sei leichter gewesen, mich für einen Verbrecher zu halten, als dir deine eigene Rolle einzugestehen, die du bei Pieros Ermordung gespielt hast.«

Klar, Beatrice war selbstsüchtig und rücksichtslos gewesen, doch Haven hätte nicht gedacht, dass sie zu solch kaltblütiger Grausamkeit imstande gewesen wäre. Am liebsten hätte sie in sich hineingegriffen und das Mädchen herausgerissen. »Wenn das, was du sagst, wahr ist, weiß ich nicht, ob ich mit diesem Wissen weiterleben kann.«

Adam nahm ihre Hand, und Haven zog sie nicht weg. »Das kannst du«, versprach er ihr. »Du wirst einen Weg finden, die Vergangenheit zu akzeptieren, und dein Bestes tun, um solche Fehler in der Gegenwart zu vermeiden. Verstehst du denn nicht? Genau das versuche ich selbst. Die Ouroboros-Gesellschaft hat die Macht, die Welt zu verändern, aber sie wird niemals all das Elend ungeschehen machen können, das ich verursacht habe. Trotzdem ist es ein Anfang. Und mit dir an meiner Seite wäre es eine wundervolle Möglichkeit für uns beide, unsere Fehler wiedergutzumachen.«

»Du willst immer noch, dass ich mit dir zusammen die OG führe?«

»Ja«, erwiderte Adam mit fester Stimme. »Mehr als alles andere.«

Haven wandte sich ihm zu. »Dann musst du mir beweisen, dass ich dir vertrauen kann. Finde Beau. Und hör auf, mit Milo Elliot zusammenzuarbeiten. Schick ihn weg aus New York – irgendwohin, wo er keinen Schaden anrichten kann.«

Das überraschte Adam. »Was hat denn Milo mit all dem zu tun?«, wollte er wissen. »Er soll doch lediglich Owen Bells Ideen verwirklichen.«

Aber wofür hatte Adam ihn ursprünglich vorgesehen?, überlegte Haven. »Du weißt, dass Milo gefährlich ist, oder?«, fragte sie stattdessen.

»Er muss nicht gefährlich sein. Ich habe ihn unter Kontrolle. Milo spielt nur die Rolle, die ich ihm zuweise.«

Haven konnte sich einen Schauer nicht verkneifen. »Dann hast du Milo schon früher gekannt?«

»Ja, wir haben in der Vergangenheit schon viele Male zusammengearbeitet. Ich habe ihn oft als meine Geheimwaffe gesehen. Ich selbst kann nur jeweils eine einzige Person beeinflussen, aber Milo hat die Gabe, ganze Nationen dazu zu bringen, ihm zu folgen. In seinen früheren Leben habe ich ihn oft dazu benutzt, die Massen auf gefährliche Wege zu lenken. Jetzt hatte ich gehofft, dass es vielleicht auch andersherum funktioniert.«

Adam schien gar nicht zu begreifen, was er getan hatte. Milo würde nie harmlos sein. Es war, als benutzte man eine geladene Bazooka als Kleiderständer.

»Du musst ihn loswerden, Adam. Irgendetwas Schlimmes wird in New York passieren, und es kann sein, dass Milo dafür verantwortlich ist.«

»Soll das heißen, du hast in die Zukunft gesehen?«

»Nein, aber ich kenne jemanden, der es kann.«

Adam starrte auf den dunklen Park vor ihnen. »Meine Männer haben mir erzählt, dass du dich mit einem Mädchen getroffen hast, bevor ihr zu Owen Bell gegangen seid. Ist sie diejenige, die in die Zukunft sehen kann? Was hat sie dir gesagt?«

Haven antwortete nicht. Sie hatte schon zu viel verraten.

»Tja, dann«, sagte Adam schließlich. »Wie es scheint, gibt es nun plötzlich einen Joker in diesem Spiel. Aber ich werde tun, worum immer du mich bittest. Meine Absichten sind absolut ehrbar. Die Schlangengöttin wird dir bestätigen, dass ich nichts zu verbergen habe.«

Hier! Haven!« Calum sprang auf und zog einen dritten Stuhl an den Tisch, an dem er mit Alex saß. Sie hatten Haven um zehn Uhr morgens angerufen und darauf bestanden, dass sie sich mit ihnen in einem Diner in der Nähe ihres Hotels traf. Haven hatte die Einladung angenommen, obwohl ihr bei dem Gedanken an Essen ein bisschen übel wurde. Ihr war mehr daran gelegen, Informationen auszutauschen als zu frühstücken.

»Du hast den Inhaber nicht dafür bezahlt, den Laden räumen zu lassen?«, fragte Haven Alex. Es waren noch andere Gäste in dem Diner, und ein paar von ihnen spähten verstohlen zu den beiden jungen Stars in ihrer Nische hinüber. »Gibt es einen Grund dafür, dass du dich dazu herablässt, mit dem Pöbel zu speisen?«

»Wir sind undercover«, erklärte Alex. »Hierher kommen wir immer, wenn wir mal nichts mit der OG zu tun haben wollen. Keins der Mitglieder würde einen Fuß in einen Laden wie diesen setzen. Und nachdem Owen mich letztes Mal dermaßen zusammengeschissen hat, als ich uns ein Café gemietet hab ...«

»Kommt er auch?«, unterbrach Haven sie.

»Er wurde zur OG gerufen«, raunte Calum ihr geheimnisvoll zu und lehnte sich über ein angetastetes Omelett zu ihr herüber. »Am Gramercy Park ist die *merde* am Dampfen. Owen hat mir erzählt, dass heute Morgen dreißig Leute ihre Mitgliedschaft gekündigt haben. Und Adam lässt sie einfach gehen! Wenn Padma noch Präsidentin wäre, hätte sie sie von ein paar Scharfschützen am Ausgang abfangen lassen. Wo wir gerade dabei sind – Haven Moore, wohin bist *du* eigentlich gestern Abend so plötzlich verschwunden? Du bist abgehauen, als es gerade anfang, lustig zu werden.«

»Ich fand es nicht besonders lustig«, erwiderte Haven.

»Ach, du Arme«, gurrte Alex mitfühlend. »Calum hat ja gewettet, dass du nicht zurückkommen würdest. Tja, sieht aus, als hätte ich gewonnen. Adam bekommt eben immer, was er will.«

»Irgendwie hab ich das Gefühl, das könnte sich bald ändern«, bemerkte Calum gut gelaunt. »Aber egal, ich hab auch nur auf Iain gewettet, weil er schnuckeliger ist. Adam ist auch heiß, aber ein bisschen zu käsig für meinen Geschmack. Trotzdem, was würd ich dafür geben, wenn zwei solche Typen mal um mich kämpfen würden.«

»Typen?«, fragte Alex, den Mund voll Rührei. »*Typen* überleben es nicht, wenn man sie mit einer Champagnerflöte erdolcht.«

»Was habt ihr zwei denn jetzt vor, nachdem ihr die Wahrheit über Adam erfahren habt?«, wollte Haven wissen. »Bleibt ihr trotzdem in der OG?«

»Das ist ja wohl ein Witz, oder?«, fragte Calum zurück. »Wir hatten schließlich schon immer den Verdacht, dass mit Adam irgendwas nicht stimmt. Außerdem, wer weiß schon, wie lange er in der OG überhaupt noch was zu sagen hat? Wo wir gerade dabei sind, hast du das von Milo gehört?«

»Milo?«, fragte Haven.

Calum kicherte. »Es ist erst heute Morgen verkündet worden. Sobald Milo seinen Schulabschluss in der Tasche hat, wird er nach Brasilien geschickt. Adam will da unten noch eine Schule aufmachen, und Milo soll das Ganze beaufsichtigen. Er stellt es natürlich als ›unglaubliche Chance‹ hin, aber jeder weiß, dass er Milo nur aus dem Weg haben will. Owen hat sich ein Löchlein in den Bauch gefreut, als er es mir erzählt hat. Keine Ahnung, warum – unser Mr Bell kapiert wohl nicht, dass er damit arbeitslos ist.«

Haven studierte Calums Gesicht. »Du scheinst das alles ja nicht sonderlich ernst zu nehmen. Solltest du dir wegen Padmas Drohungen nicht auch Sorgen machen? Hast du nicht vielleicht auch die eine oder andere Leiche im Keller?«

»In Calums Fall wäre wohl eher von einem Massengrab die Rede«, korrigierte Alex.

»Ach ja? Sie sind aber auch nicht gerade die Unschuld in Person, Miss Harbridge. Schließlich weiß jeder, dass du irgendwas *richtig* Abartiges gemacht hast, um dein Konto wieder auszugleichen.«

»Denk doch, was du willst«, zischte Alex, deren Gesicht so rot wie der Ketchup auf ihrem Teller geworden war.

»Na, was soll's, Padma wird jedenfalls gar keine Zeit dazu haben, irgendwen von uns bloßzustellen«, wandte sich Calum wieder an Haven. »Ich wette, sie wird noch vor heute Mittag recycelt.«

»Recycelt?«, hakte Haven nach. »Glaubst du etwa, Adam würde sie umbringen lassen?«

Alex schüttelte den Kopf. »So was würde Adam nie tun – doch ich würde das vielleicht selbst in die Hand nehmen, wenn ich nicht in zwei Stunden im Flieger sitzen würde.«

»Stimmt ja!«, rief Calum. »Mann, du musst ja so aufgeregt sein, Haven!«

»Aufgeregt?«, wiederholte Haven, verwirrt über den abrupten Themenwechsel.

»Heute sind die Oscars, Schätzchen! Alex wird heute Abend dein Kleid tragen!«

»Gerade zur rechten Zeit«, meinte Alex. »Du könntest nämlich wirklich ein bisschen positive Presse gebrauchen.«

»Was meinst du damit?«, fragte Haven.

»Hast du etwa heute Morgen keine Zeitung gelesen? Iain Morrow ist auf jeder Titelseite. Darf ich dir einen Tipp geben? Benutz die Punkte, die Lucy Fredericks dir bezahlt hat, um ein paar PR-Leute der OG anzuheuern. Die lassen dich im Handumdrehen aussehen wie eins von Iains unschuldigen Opfern. Sonst könnten die Leute nämlich auf die Idee kommen, dass du die letzten achtzehn Monate einen Mörder versteckt hast.«

»Und Testamente gefälscht hast«, fügte Calum hinzu. »Du böses Mädchen.«

Haven stand auf, ihr Stuhl scharrte über den Fliesenboden.

»Wo gehst du hin?«, fragte Calum. »Du willst dich doch wohl nicht schon wieder einfach verdünnisieren, oder? Wir versuchen hier nur, dir zu helfen.«

»Ich muss mal aufs Klo. Bin gleich wieder da«, erwiderte Haven und ließ zum Beweis ihr Handy mit dem Display nach unten auf dem Tisch liegen. »Würdet ihr mir 'nen Kaffee bestellen?«

Sie schlängelte sich zwischen den Tischen hindurch und stürmte dann eine kleine Treppe hinunter, die zu den Toiletten im Untergeschoss des Diners führte. Selbst als Calum und Alex außer Sichtweite waren, gab Haven sich noch immer alle Mühe, ihr Entsetzen zu verbergen. In der Damentoilette angekommen, drehte Haven den Wasserhahn auf und klatschte sich eiskaltes Wasser ins Gesicht, in der Hoffnung, aus dem schrecklichen Albtraum zu erwachen, in dem sie gefangen sein musste. Als sie in den Spiegel sah, starrte ihr ein violettes Augenpaar daraus entgegen.

»Wie bist du denn hier reingekommen?«, rief Haven erschrocken.

»Durch die Hintertür«, antwortete Padma Singh. Ihr dunkles Wollkleid hätte eine ausgiebige Behandlung mit der Fusselrolle vertragen können und war mit einem breiten schwarzen Gürtel um ihre abgemagerte Taille zusammengezurt. Ihre Augen waren rot gerändert, und es schien schon eine ganze Weile her zu sein, dass ihre glänzend schwarze Mähne zum letzten Mal eine Schere gesehen hatte. Sie sah aus wie ein wunderschönes, ausgehungertes Raubtier. »Ich bin dir von deinem Hotel aus gefolgt.«

»Du solltest lieber abhauen«, zischte Haven. »Die Ouroboros-Gesellschaft leckt sich schon die Finger nach deinem Blut.«

»Na und? Die wären nicht so dumm, irgendwas zu versuchen«, sagte Padma. »In dem Moment, in dem ich von der Bildfläche verschwinde, landen meine Akten auf dem Schreibtisch jedes einzelnen Reporters in der Stadt.«

»Was willst du von mir, Padma? Weiß Iain, dass du hier bist?«

Padma lehnte sich mit einem arroganten Lächeln an den Waschtisch und gab sich alle Mühe, wie ihr altes Ich zu erscheinen. »Ich konnte nicht glauben, dass du Iain verlassen hast, bis ich dich gestern Abend mit Adam gesehen habe. Dann hast du dich also wieder mal mit dem großen Boss eingelassen, was? Aber das war wahrscheinlich sowieso nur eine Frage der Zeit. Du hast dich zurückgelehnt und mit dem Finger auf uns andere gezeigt, aber ich wusste, dass du eines Tages selbst mit von der Partie sein würdest.«

»Verdammt, Padma, hast du denn überhaupt nichts gelernt?«, fragte Haven. »Guck mal in den Spiegel, dann siehst du, was das letzte Mal passiert ist, als du dich mir in den Weg stellen wolltest. Wie fühlt es sich denn so an, wenn man arm ist? Ist es so, wie du es dir vorgestellt hattest?«

»Ich werde nicht mehr lange pleite sein«, entgegnete Padma. »Ich habe einfach viel zu viel Zeit damit vergeudet, zu versuchen, wieder in die OG aufgenommen zu werden. Jetzt steht die Gesellschaft kurz vor dem Aus, und ich habe alle Informationen, die ich brauche, um zum Todesstoß auszuholen. Du kannst Adam ausrichten, dass ich für mein Schweigen sehr gut bezahlt werden möchte.«

»Das kannst du ihm selbst sagen«, knurrte Haven. »Bevor ich auch nur einen Finger rühre, um *dir* zu helfen, würde ich ihn mir eher noch abschneiden. Ohne mich wärst du gar nicht mehr am Leben, Padma. Ich glaube, ich habe schon mehr als genug für dich getan. Und jetzt lass mich endlich in Ruhe.«

»Richte es Adam aus, Haven, oder die ersten beiden Leute, die meinen Unmut zu spüren bekommen, sind deine zwei kleinen Freunde da oben. Ich habe genug schmutzige Details über Alex Harbridge und Calum Daniels, um ihnen für die nächsten zwanzig Jahre die Titelseiten zu reservieren.«

»Und warum sollte mich das kümmern? Stell sie ruhig bloß, solange du noch kannst. Bald gibt es keine Skandale mehr, die du enthüllen könntest«, erwiderte Haven. »Nicht mehr lange nämlich und die Ouroboros-Gesellschaft ist sauber.«

»Ich fasse es nicht, dass du Adam den Quatsch glaubst«, kicherte Padma.

»Was soll das nun wieder heißen?«, verlangte Haven zu wissen.

Padma wickelte sich eine Haarsträhne um den Finger. »Ach, ich glaube, ich habe gar keine Lust, dir das zu erklären. Siehst du, das ist nämlich das Unpraktische an Erwachsenen; die können furchtbar schwer zu überreden sein. Kinder dagegen machen bekanntlich, was man ihnen sagt.«

»Meinst du etwa die Schüler von Halcyon Hall?«

»Das ist doch sein aktuelles großes Projekt, oder nicht? Darum stört es Adam nicht, dass er in der OG ein bisschen großreinemachen muss, um dich zu beeindrucken. Die wirklich wichtigen Dinge passieren nämlich da oben auf dem Land.«

»Ich bin dort gewesen. Ich hab das alles selbst gesehen. Ich weiß, was Adam mit den Kindern vorhat. Also, wenn du keine konkreteren Informationen hast, die du mit mir teilen möchtest – an irgendwelchen halbgenauen Theorien bin ich nicht interessiert.«

»Wenn du es aus erster Hand wissen willst, frag doch einfach deine Freunde. Die wissen besser als jeder andere, was die Ouroboros-Gesellschaft mit Kindern anstellt. Sie waren sozusagen Adams Versuchskaninchen.«

»Ach, so ein Quatsch. Calum und Alex sind nie in Halcyon Hall gewesen«, widersprach Haven.

»Das stimmt. Aber Calum war das allererste Kind, das Adam angeworben hat. Und Alex das zweite. Sie sind seine Schoßhündchen. Sie tun, was immer er ihnen befiehlt. Wenn sie deine Freunde sind, dann nur, weil er ihnen aufgetragen hat, nett zu dir zu sein.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Glaub, was du willst«, sagte Padma mit einem Schulterzucken. »Ich interessiere mich weder für dich noch für irgendwelche Bälger. Sorg gefälligst einfach dafür, dass ich mein Geld bekomme.«

Mit pochenden Schläfen stürmte Haven wieder die Treppe hinauf und sah, dass ein junger Mann auf ihrem Platz saß. Haven erkannte sofort, dass er kein Mitglied des Clubs war. Vielleicht lag es an seinem übereifrigen Lächeln oder seiner alles andere als erlesenen Kleidung. Calum schien entzückt darüber, den Neuankömmling unterhalten zu dürfen, Alex dagegen wirkte zu Tode gelangweilt. Sobald sie Haven sah, sprang sie auf und machte sich auf den Weg zu den Toiletten.

»Rette sich, wer kann«, warnte Alex sie im Flüsterton. »Calum holt sich seine tägliche Dosis Bestätigung. Der Groupieboy da verpasst ihm gerade einen verbalen Blow-Job. Das kann jeden Moment richtig widerlich werden. Ich würd mich an deiner Stelle von ihnen fernhalten.«

Alex' Ratschlag befolgend, hielt Haven Abstand zu Calum und blieb an der Resopaltheke des Diners stehen, wo sie so tat, als studierte sie die tagealten Donuts unter einer schmierigen Kuchenglocke. Sie konnte das Gespräch am Tisch mit anhören und hätte wahrscheinlich gelacht, wenn ihr der Sinn für Humor nicht schon unten auf der Toilette vergangen wäre.

»... und du warst so unglaublich bei deinem Kurzauftritt in *Nichts als leere Versprechungen*. Sag Alex nichts davon, aber den Oscar hättest du verdient gehabt, nicht sie. Du warst echt so ein überzeugender Verbindungsstudent, dass ich hätte schwören können, du wärest *hetero*. Nicht, dass das für mich irgendwas geändert hätte. Ich wollte dich schon immer kennenlernen, seit ich dich in der ersten Staffel von *The Glittering World* gesehen hab.«

»Wow, ich bin echt beeindruckt!« Calum lachte. »Ich hätte nicht gedacht, dass überhaupt irgendwer die erste Staffel gesehen hat. Ich musste ganz schön meine Beziehungen spielen lassen, damit die Serie nicht abgesetzt wurde.«

»Tja, *ich* hab sie jedenfalls gesehen. Ich hab mir sogar die DVD gekauft. Meine Lieblingsfolge ist die, in der deine Schwester ihren neuen Freund vom Internat mit nach Hause bringt. Du hast dich als irgendein Nachbar namens Roy ausgegeben, den Typen ordentlich abgefüllt und ihn dann im Bett eurer Eltern vernascht. Mann, danach war ich *so* was von verknallt in dich. Ich träume immer noch manchmal

von der Szene! Ich kann echt nicht glauben, dass ich dich jetzt wirklich persönlich getroffen habe!«

Haven ging um die Theke herum und presste sich dort an die Wand. Roy? Roy Bradford. Der Filmstarnamen. Der Name des Mannes, den Beau in New York hatte treffen wollen. Konnte das Calum gewesen sein? Haven blieb in ihrem Versteck. Ein verwirrter Kellner machte einen Bogen um sie, ließ ihre Tarnung jedoch nicht auffliegen. Irgendwo im Gastraum klingelte ein Handy. Sie hörte, wie Calum rang.

»Was? Ist nicht wahr! ... Schon gut, *okay*. Bin gleich da. Aber sorg dafür, dass sie weiß, dass das nicht Teil der Abmachung war«, zeterte Calum. Dann wurde sein Tonfall gleich wieder freundlicher. »Hör zu, Süßer, tut mir echt leid, aber ich hab deinen Namen vorhin nicht ganz mitgekriegt.«

»Gavin«, hörte Haven seinen Bewunderer antworten.

»Gavin, es war wirklich toll, mit dir zu plaudern, aber ich bin schon viel zu spät für einen Castingtermin. Wie sieht's aus, kann ich dich zu Hause absetzen?«

»Danke«, platzte Gavin heraus, »aber ich wohne gleich hier um die Ecke.«

»Na und?«, fragte Calum, und seine Absicht war klar.

»Okay, dann gerne«, erwiderte Gavin mit leiser, verschwörerischer Stimme.

»Hey!« Das war Alex. »Calum, du Schlampe! Wolltest du etwa einfach abhauen, während ich auf dem Klo bin?«

»Keine Sorge, das Geld für das Essen kriegst du wieder«, sagte Calum.

»Das sagst du jedes Mal. Wo wollt ihr denn hin?«

»'ne kleine Spritztour machen«, antwortete Calum. »Sag Haven Sayonara von mir.«

»Wo ist die denn schon wieder?«, hörte Haven Alex fragen. »Sie hat ja ihr Handy hier liegen lassen.«

»Gib her. Ich Sorge dafür, dass sie es wiederkriegt«, sagte Calum.

Haven schaffte es gerade noch rechtzeitig aus der Hintertür des Diners, um zu beobachten, wie Calum und seine Eroberung Hals über Kopf in ein Taxi purzelten. Haven sprang in das nächste freie Taxi, und sie folgten Calums Wagen zehn Blocks weit, bis er am Straßenrand hielt. Gavin stolperte vom Rücksitz auf den Bürgersteig. Sein mitleiderregend bestürztes Gesicht ließ erahnen, dass soeben all seine Träume zerplatzt waren.

»Halten Sie noch nicht an«, sagte Haven zu ihrem Fahrer. »Sieht aus, als ginge es noch ein bisschen weiter.«

Das Taxameter zeigte 35,15 Dollar an, als der Fahrer den Wagen schließlich hinter Calums Taxi an der Ecke Hundertvierzehnte Straße und Frederick Douglass Boulevard an den Bordstein lenkte.

»Steigen Sie jetzt aus oder nicht?«, fragte er.

»Sekunde noch«, sagte Haven und reichte zwei Zwanziger und einen Zehner durch die Trennscheibe. »Das Wechselgeld können Sie behalten, wenn Sie mir sagen, in welches Gebäude der Typ da geht.«

»Ist das nicht dieser Fernsehstar? Sind Sie so 'ne Art Stalkerin?«

»Wollen Sie nun die fünfzehn Dollar Trinkgeld oder nicht?«

»Linke Straßenseite, zweiter Hauseingang von hier aus. Mannomann!«, rief der Mann dann plötzlich.

»Was ist?«, wollte Haven wissen.

»Sieht aus, als hätte Ihr Freund unerwartet Gesellschaft bekommen.« Haven spähte aus dem Fenster. Fünf Polizisten mit gezogenen Pistolen hatten Calum umzingelt. Ganz langsam sank er auf die Knie und hob die Hände in den Nacken. Die Polizisten legten ihm Handschellen an und zerrten ihn wieder auf die Füße. Die Knie seiner schicken grünen Hose waren nun schwarz vor schmutzigem Schneematsch. »Heilige Scheiße«, murmelte der Taxifahrer und hielt sein Handy aus dem Fenster. »Davon muss ich ein Foto machen.«

Haven sprang aus dem Wagen und sprintete auf die Männer zu. Calum sah sie auf sich zukommen und schenkte ihr ein hämisches Grinsen. Er schien kein bisschen schockiert oder besorgt. Die Polizisten führten ihn gerade zu einem Streifenwagen, als Haven bei ihnen ankam.

»Bleiben Sie zurück, Miss«, befahl ihr einer der Männer.

»Schon in Ordnung«, sagte eine Stimme hinter ihr. Haven musste sich nicht umdrehen. Sie hatte den Commissioner an seinem Brooklyner Akzent erkannt.

»Lassen Sie das Mädchen kurz durch.«

»Wo ist Beau, du Arschloch?«, knurrte sie Calum an. Sie wollte ihn schlagen, ihn treten, ihm seine hübsche kleine Nase brechen.

Calum warf einen Blick auf das Gebäude hinter sich. »Weg«, sagte er vollkommen gelassen. »Sieht aus, als müsstest du noch ein bisschen weitersuchen.«

»Weg?«, wiederholte Haven. »Was soll das heißen, *weg*? Wenn ihm irgendwas passiert ist, dann schwöre ich ...«

»Was? Dass du deinen Lover bittest, mich umzubringen? Weil ich mich ein bisschen mit einem heißen blonden Typen amüsiert hab?«

»Aber warum, Calum? Warum tust du so was?«

»Jetzt spiel hier nicht das arme kleine Opfer, Haven. Keiner hier ist unschuldig. Und du schon gar nicht.«

Haven wollte gerade fragen, was er damit meinte, als ihr eine Idee kam. »Ich habe zwanzig OG-Punkte. Ich könnte jemanden anheuern, der die Wahrheit aus dir rausprügelt. Ich lasse ihn Sachen machen, die man auch mit plastischer Chirurgie nicht beheben kann.«

»Nein, wie süß«, höhnte Calum. »Bereit, auf die dunkle Seite zu wechseln, um ihren besten Freund zu retten. Versuch's nur, Haven. Bald wird sich keiner mehr trauen, den Job anzunehmen, egal, wie viele Punkte du dafür bietest.«

»Keine Sorge, Miss Moore. Auf der Wache werden wir Mr Daniels schon zum Reden bringen«, versicherte ihr Commissioner Williams.

»Inklusive Leibesvisitation, Gordon? So richtig gründlich?« Calum zwinkerte dem Polizeipräsidenten zu. »Das wollte ich schon immer mal ausprobieren.«

»Bringen Sie den Kerl in den Wagen, verdammt«, rief Commissioner Williams seinen Männern zu.

»Woher wussten Sie, dass es Calum Daniels ist?«, fragte Haven den Polizeichef, nachdem Calum in den Streifenwagen verfrachtet worden war.

»Wir haben vor einer Stunde einen anonymen Hinweis erhalten. Die Person hat uns geraten, dieses Gebäude zu durchsuchen. Wir haben in einer der Wohnungen Eigentum und Ausweispapiere von Beau Decker gefunden, aber er selbst war nicht mehr da. Der Hausmeister hat uns gesagt, dass das Apartment Calum Daniels gehört. Es ist nicht sein Hauptwohnsitz, mehr so eine Art Ausweichwohnung.«

»Wo ist Beau denn jetzt?«

»Das wissen wir nicht, Miss Moore. Aber wir werden ihn finden. Calum Daniels wird beim Verhör keine Stunde durchhalten.«

»Wäre es in Ordnung, wenn ich mich mal in der Wohnung umsehe?«

Obwohl ihm die Idee nicht sonderlich zu gefallen schien, konnte Gordon Williams ihr den Wunsch nicht abschlagen. »Warten Sie kurz, bis meine Männer da oben fertig sind, und dann fahren Sie rauf in den dritten Stock«, raunte er ihr zu, beinahe ohne die Lippen zu bewegen. »Aber nichts anfassen, okay?«

Haven ging über die Straße, setzte sich dort auf eine Stufe und wartete darauf, dass die Polizisten den Tatort verließen. Die Traube von Schaulustigen, die sich auf dem Bürgersteig versammelt hatten, als der gut aussehende Fernsehstar in Handschellen abgeführt wurde, hatte sich bereits wieder zerstreut. Haven starrte zu dem Gebäude hoch, in dem Beau die letzten Wochen verbracht hatte, und versuchte, die neuen Informationen, die sie bekommen hatte, zu ordnen. Wenn Calum Daniels Beau gefangen gehalten hatte, warum war er dann nicht mehr hier? Wo war er hingegangen?

»Darf ich mich zu dir setzen?« Haven sah hoch und erkannte Mia Michalski, die aussah, als wäre sie gerade einem Werbespot für Haarshampoo entstiegen. »Ich bin Mia. Wir haben uns noch gar nicht kennengelernt.«

»Oh!«, rief Haven und fühlte sich unbehaglich und ertappt. »Stimmt! Ja, klar, setz dich doch«, sagte sie dann und rutschte ein Stück zur Seite, in der Hoffnung, dass das umwerfend hübsche Mädchen nicht zu viele männliche Passanten auf sie aufmerksam machen würde.

»Haben sie Beau gefunden?«

»Nein. Aber er war hier. Seine Sachen sind da oben. Ich warte gerade darauf, mich selbst mal in der Wohnung umsehen zu können.«

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat«, sagte Mia. »Ich wünschte, ich hätte die Adresse schneller gefunden.«

»Warte – *du* warst dieser anonyme Anrufer?« Wenn sie nicht schon gegessen hätte, hätte diese Neuigkeit sie wohl von den Füßen gerissen. Iains kleine Detektivin hatte das geschafft, woran alle anderen sich die Zähne ausgebissen hatten. Die Treffen mit den Horae, die Abende mit Adam – nichts davon hatte sie weitergebracht.

»Wir haben Beaus Online-Accounts gehackt«, erklärte Mia. »E-Mail, Facebook und so was alles. Er hat die Nachrichten, die er und Roy Bradford sich geschrieben haben, gelöscht, aber im Internet verschwindet ja nichts wirklich. Heute am frühen Morgen haben wir gefunden, wonach wir suchten.«

»Und warum ist die Polizei nicht darauf gekommen? Oder das FBI?«

»Die Behörden müssen sich an alle möglichen Regeln halten. Ich mich nicht. Ich bin Teil des besten Hackerteams in der Szene. Wenn eine von uns beiden irgendwo nicht weiterkommt, kann meistens die andere helfen. Aber wir sind beide zu jung, um für die Polizei zu arbeiten, außerdem lässt meine Partnerin sich lieber in sexuellen Gefälligkeiten von mir auszahlen.«

»Was?«, stieß Haven hervor.

Mia zwinkerte ihr zu. »Meine Freundin. Sie ist ein echtes Genie.«

»Freundin?«

Mia schien Havens Verwirrung sichtlich zu genießen. »Ha! Du siehst aus, als würde jeden Moment dein Kopf implodieren. Iain hat mir erzählt, dass du gefragt hast, ob wir beide je was miteinander hatten. Ich hab mich schlappgelaugt, aber ich könnte mir vorstellen, dass das Ganze für dich weniger witzig war. Als ich dich gerade hier gesehen hab, dachte ich, ich könnte vielleicht mal ein paar Sachen klarstellen. Hat Iain dir denn überhaupt erzählt, warum ich den Fall übernommen habe? Ich meine, mal abgesehen davon, dass er so nett bittebitte sagen kann?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir schon. Typisch Iain. Bringt sich selbst in die schlimmsten Schwierigkeiten, nur um die Ehre eines Mädchens zu retten. Also hör zu, vor einiger Zeit hatte ich mal ein klitzekleines Drogenproblem. Ich hab mich fröhlich durch meine OG-Punkte geschnupft, direkt auf Padma Singhs Abschussliste. Sie hat mir dringend nahegelegt, meinen Körper an hochrangige Mitglieder zu verkaufen, oder ich würde Bekanntschaft mit ein paar Grauen machen. Damals war ich siebzehn. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich hab versucht, Adam um Hilfe zu bitten, aber der hat mich eiskalt abblitzen lassen. Iain kannte ich zu

dem Zeitpunkt noch gar nicht, doch er hat irgendwie über Padma von meinen Problemen erfahren und mir die Punkte geschenkt, die ich brauchte, um wieder Oberwasser zu bekommen. Zu Padma hat er gesagt, es seien Zahlungen für Sex, aber in Wirklichkeit hat er nur zwei Dinge von mir verlangt – dass ich von den Drogen loskomme und dass ich nie wieder einen Fuß in die Ouroboros-Gesellschaft setze. Ob du's glaubst oder nicht, ich hab tatsächlich noch versucht, mit ihm zu verhandeln. Ich steckte so tief drin in den kranken Spielchen der OG. Also hat Iain die Strategie gewechselt und mir alles über Adam und seinen kleinen Club erzählt. Er wäre erledigt gewesen, wenn ich ihn angeschwärzt hätte, aber Iain wusste, dass ich die Wahrheit hören musste. Ich verstehe bis heute nicht, warum er sein Leben für jemanden riskiert hat, den er kaum kannte.«

»Ich weiß, warum Iain es gemacht hat«, sagte Haven. »Er war einfach davon überzeugt, dass es richtig war.«

»Ja, zuerst dachte ich, er würde erwarten, dass ich ihm die Punkte irgendwann zurückzahle. Aber das wollte er gar nicht. Er hat mich nie auch nur um den winzigsten Gefallen gebeten, bis jetzt. Und soweit ich weiß, hat er nie irgendwem erzählt, wie ich von der OG losgekommen bin – noch nicht mal dir. Ich meine, seien wir doch mal ehrlich: Wie viele Typen würden die Chance nicht nutzen, um wie ein Held dazustehen?«

»Nicht viele«, gab Haven zu.

Und genau das war es, wurde Haven auf einmal klar. Das war der Unterschied zwischen Adam und Iain – der Unterschied, den sie immer gespürt hatte, aber nie in der Lage gewesen war, zu benennen. Iain war einfach immer Iain – selbst wenn niemand hinsah. Adams Wohltätigkeit dagegen war nur aufgesetzt. Jede Verbesserung, die er an der OG vornahm, hatte zum Ziel, Haven zu imponieren. Jede noch so kleine freundliche Geste war nur ein Schritt auf dem Weg gewesen, ihr Herz zu erobern. Natürlich fühlte Haven sich geschmeichelt, dass sie der Grund für Adams Verwandlung war. Aber Adam wollte irgendwann für seine Mühen belohnt werden. An dem, was Iain für Mia getan hatte, war hingegen nichts Eigennütziges. Er hatte Mias Geheimnisse für sich behalten, obwohl er damit seine eigene Unschuld hätte beweisen können. Iain hatte das Richtige getan, ohne dafür irgendetwas zu erwarten. Und darum würde Havens Herz für immer ihm gehören.

»Achtung!« Mia deutete auf die andere Straßenseite, als dort das letzte Polizeiauto losfuhr. »Deine Freunde sind fertig. Sieh dich in Ruhe da oben um und sag Bescheid, wenn ich dir noch irgendwie helfen kann.«

»Danke«, sagte Haven. »Du hast ja keine Ahnung, wie sehr du mir schon geholfen hast.«

»Nichts zu danken«, entgegnete Mia. »Ich hab immer gehofft, eines Tages die Chance zu bekommen, mich für Iains Hilfe zu revanchieren.«

Die Polizei hatte die Wohnungstür unverschlossen zurückgelassen. Haven duckte sich unter einem Streifen Tatort-Absperrband hindurch und fand sich in einer anderen Ära wieder. Die Jalousien waren heruntergelassen, und das Wohnzimmer lag im Dunklen. Während Haven sich zu einer Lampe in der Ecke vortastete, stolperte sie über etwas Großes, das mitten auf dem Fußboden lag. Als sie das Licht eingeschaltet hatte, konnte sie sehen, dass es ein Tigerfell war, komplett mit Kopf, bernsteinfarbenen Glasaugen und blank polierten Reißzähnen. Der Rest der Einrichtung – schwere, samtgepolsterte Sessel, Regale voller ordentlich aufgereihter, in Leder gebundener Bücher, ein altes Paar Boxhandschuhe, das neben dem Kamin hing, Kristallkaraffen, zur Hälfte mit Scotch gefüllt – wirkte, als wäre sie direkt aus der Wohnung eines Junggesellen aus dem Jahr 1910 gestohlen worden.

Über dem Kaminsims hing ein Porträt. Es zeigte einen lässig-eleganten Mann Anfang dreißig. Er trug das Haar zurückgekämmt und hatte ein verschmitztes Grinsen im Gesicht. Daneben war auf einem gerahmten Cover des *Motion Picture*-Magazins eine Zeichnung desselben Manns im Tweedjackett zu sehen. Er hielt eine Pfeife in der Hand, und von seinem Mund stiegen ein paar blassblaue Rauchschwaden auf. Wallace Reid. Der Stummfilmschauspieler, der Calum behauptete, in einem früheren Leben gewesen zu sein. Haven fiel plötzlich auf, dass das gesamte Apartment mit den Sachen eines Toten dekoriert war. Calum hatte seinem früheren Ich einen Schrein errichtet.

In einem der zwei kleinen Schlafzimmer fand Haven Beaus Koffer aufgeklappt auf dem Bett. Er wirkte voll, und Beau hatte sogar sein Portemonnaie zurückgelassen. Nichts deutete auf einen Kampf hin, und die Schlafzimmertür hatte kein Schloss.

»Es tut mir leid, Haven.«

Haven fuhr herum und sah, dass Adam hinter ihr stand. Mit seinem zeitlosen schwarzen Mantel und dem dunkelgrauen Schal passte er perfekt zu der antiken Einrichtung. Er sah müde aus, und Haven fragte sich, ob er wohl ahnte, was sie fühlte – dass die Verbindung zwischen ihnen schwächer wurde. Mia hatte Haven die Augen geöffnet, genauso wie Iain es einst für sie getan hatte. Haven hatte erkannt, dass Adams Verwandlung nichts als eine Inszenierung gewesen war, um sie für sich zu gewinnen. Und jetzt, da sie einen Blick hinter die Kulissen geworfen hatte, wusste Haven, dass sie seine Taten von nun an mit anderen Augen sehen würde.

»Gordon Williams hat mich angerufen, bevor sie die Wohnung durchsucht haben«, sagte er. »Ich muss gestehen, dass die Nachricht ein ziemlicher Schock für mich war. Ich hätte nie gedacht, dass Calum mich derart hintergehen würde.«

Haven verschränkte die Arme und betrachtete ihn aus zusammengekniffenen Augen. »Hattest du irgendwas mit all dem zu tun, Adam? Padma hat mir erzählt, dass Calum Daniels dein kleines Schoßhündchen ist.«

»Wann hast du denn mit Padma Singh gesprochen?«

»Sie ist mir heute Nachmittag in ein Diner gefolgt. Sie verlangt Geld dafür, dass sie den Mund hält.«

Ein mörderischer Ausdruck zuckte über Adams Gesicht. »Um Padma werde ich mich schon noch kümmern. Ich hätte es gleich heute Morgen getan, aber deine Angelegenheit war dringlicher. Padma weiß genug, um mir eine ganze Menge Ärger zu machen, aber sie weiß nicht *alles*, Haven. Und sie weiß absolut gar nichts über Calum Daniels.«

»Vielleicht solltest du mir dann erzählen, was es über ihn zu wissen gibt.«

Adams ließ seinen Blick kurz durch die Wohnung schweifen, bevor er zu erzählen anfang. »Calums Mutter hat ihn vor zehn Jahren zur Ouroboros-Gesellschaft gebracht. Bis dahin war mir nie der Gedanke gekommen, Kinder aufzunehmen. Doch diese Frau akzeptierte einfach kein Nein. Sie hatte sich gut und gerne ein Dutzend Geschichten über die vergangenen Leben ausgedacht, an die ihr Sohn sich erinnerte. Der Junge hatte ihre Lügen so oft gehört, dass er selbst angefangen hatte, sie zu glauben. Seine Mutter wollte mit aller Macht, dass Calum etwas Besonderes war. Ich aber wusste vom ersten Moment an, dass er noch nie zuvor gelebt hatte.«

»Dann war Calum gar nicht Wallace Reid?« Plötzlich erschien ihr Calums Schrein nur noch erbärmlich.

Adam betrachtete das Bild des Stummfilmschauspielers mit der Pfeife. »Nein, obwohl seine Mutter damit eine beinahe prophetische Wahl getroffen hat. Ich kannte Wallace Reid. Und Calum teilt viele seiner Schwächen mit ihm.«

»Also ist Calum kein Ewiger. Hast du ihn dann aus Mitleid aufgenommen?«

»Nun, wir wissen beide, dass meine Absichten damals alles andere als ehrenwert waren. Calum war ein liebenswertes Kind – und geradezu ausgehungert nach Zuneigung. Seinen Vater hatte er nie kennengelernt und er saugte gierig jedes bisschen Zuwendung auf, das ich ihm zuteil werden ließ. Ich habe Calum erlaubt, Mitglied zu werden, weil ich dachte, dass seine blinde Ergebenheit sich eines Tages als nützlich erweisen könnte. Als er alt genug war, habe ich ihn sogar neue Mitglieder betreuen lassen. Er hat ihnen zum Beispiel gezeigt, wie sie das Punktesystem manipulieren konnten. Als du auftauchtest, ist Calum beinahe explodiert vor Wut darüber, dass ich statt ihm Alex Harbridge gebeten habe, sich um dich zu kümmern.«

»Alex hat sich also nur mit mir angefreundet, weil du sie darum gebeten hast?«, fragte Haven. Der Gedanke versetzte ihr einen Stich.

»Ich habe Alex nicht gebeten, sich mit dir anzufreunden. Sie sollte nur dafür sorgen, dass du Owen Bell kennlernst. Ich wusste, dass du ihm vertrauen würdest, und ich dachte, er könnte dich davon überzeugen, dass meine Pläne für die OG absolut ehrenwert sind. Als Calum mich fragte, ob er sich euch anschließen dürfe, habe ich ihm meine Erlaubnis gegeben. Ich dachte, das würde ihn vielleicht ein wenig besänftigen. Dafür muss ich dich nun um Entschuldigung bitten. Ich hätte es nie erlauben dürfen. Ich wusste, dass Calum schon seit einiger Zeit unzufrieden war.«

»Unzufrieden? Worüber denn?«

Adam nahm in einem der Samtsessel Platz, als wöge die Geschichte zu schwer, um sie im Stehen zu erzählen. »Die Veränderungen in der OG sind für Calum nicht angenehm. Er musste zusehen, wie andere junge Leute an Bedeutung gewannen, während seine eigene immer mehr schrumpfte. Calum hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass er Milo hasst. Doch seit etwa einem Jahr scheint er Owen als seinen wahren Konkurrenten zu sehen. Er weiß, dass Owen für die Zukunft der Gesellschaft steht, während er selbst die Vergangenheit repräsentiert. Ich dachte,

Calums Loyalität mir gegenüber würde ihn davon abhalten, etwas Unvernünftiges zu tun. Jetzt aber sehe ich, dass ich mich getäuscht habe.«

»Ich verstehe das immer noch nicht, Adam. Wie passt Beau denn in diese ganze Geschichte hinein?«

»Calum muss herausgefunden haben, dass Owen und Beau Seelenverwandte sind. Vielleicht dachte er, Beau zu verführen, wäre die beste Möglichkeit, sich an Owen zu rächen.«

»Moment mal.« Havens Gedanken überschlugen sich. »Also, Calum hat sich im Internet für Owen ausgegeben, um Beau nach New York zu locken. Das kann ich mir noch vorstellen. Aber wenn das hier Calums erstes Leben ist, wie soll er denn das alles über Florenz im vierzehnten Jahrhundert rausgefunden haben?«

»Ich nehme an, Owen hat ihm von seinen Erinnerungen erzählt. Ich wünschte, ich hätte ihn gewarnt, ein bisschen vorsichtiger zu sein. Ich hatte mich schon gefragt, ob Calum auf irgendwelche Informationen aus sein könnte, die er gegen Owen verwenden kann, als er den armen Jungen zur Pythia zertrte. Er muss es aus reiner Verzweiflung getan haben. Calum hat seit Jahren nicht mehr mit Phoebe gesprochen.«

Ein großes Teil fehlte noch immer in diesem Puzzle, dachte Haven. Selbst wenn Owen Calum von seiner Vision erzählt hatte – selbst wenn er ihm den Jungen, den er in Florenz geliebt hatte, beschrieben hatte –, woher hatte Calum gewusst, dass Owens Seelenverwandter als *Beau* auf die Erde zurückgekehrt war? Weder Calum noch Owen hatten Beau Decker jemals getroffen. Und das bedeutete, dass noch jemand anders in die Sache verwickelt sein musste. Jemand, der die Verbindung zwischen einem Collegestudenten des einundzwanzigsten Jahrhunderts und einem Kaufmannssohn aus dem Florenz des vierzehnten Jahrhunderts gezogen hatte.

Haven spürte, wie ihr Magen sich zusammenzog. Wer konnte gewusst haben, dass Beau einst Piero Vettori gewesen war? Wer konnte sie in beiden Leben gekannt haben? Iain. Adam. Und die Horae. Sie alle waren mit Piero zusammen in Florenz gewesen. Und Chandra hatte Beau getroffen, als sie Haven und ihm Zuflucht vor den Grauen gewährt hatte.

»Du hast gesagt, Calum hätte seit Jahren nicht mehr mit Phoebe gesprochen«, sagte Haven. »Warum?«

»Alle gehen davon aus, dass Calum der OG aus eigenem Antrieb beigetreten ist. Die Wahrheit ist aber, dass seine Mutter mit ihm zusammen Mitglied wurde.

Doch sie bestand darauf, dass ihre Verwandtschaft ein Geheimnis blieb, und verließ ihn, sobald sie beide in der Gesellschaft aufgenommen waren. Seine Mutter hatte schließlich einen Ruf zu wahren – einen, der sie als ein höheres Wesen erscheinen ließ. Und es gibt nun mal nichts Weltlicheres als ein Kind.«

»Phoebe ist Calums Mutter?«, flüsterte Haven entsetzt.

»Ja«, sagte Adam.

»Würdest du mir einen Gefallen tun, solange Calum in Haft ist?«, flehte Haven.

»Natürlich. Ich würde nichts lieber tun, als eine angemessene Bestrafung für ihn zu arrangieren. Wie viele Punkte möchtest du dafür ausgeben?«

»Nein – du sollst ihm nichts tun. Das will ich gar nicht«, wehrte Haven ab. Der Gedanke daran war verlockend gewesen, aber die Vorstellung, ihn in die Tat umzusetzen, widerte sie an.

»Was kann ich sonst für dich tun?«, fragte Adam.

»Sorg dafür, dass Calum nicht auf Kautions wieder rauskommt.«

Haven!«, schrie Frances Whitman im selben Moment, als das Mädchen aus dem Aufzug stieg. »Mach schnell! Na los, beeil dich!«

»Was ist denn los?« Haven stürmte den Flur zu Frances' Apartment hinunter.

»Deiner Freundin geht es wieder schlecht! Hast du denn meine Nachrichten nicht bekommen?«

»Nein«, antwortete Haven. Sie hatte ihr Handy auf dem Tisch im Diner liegen gelassen. Calum hatte es mitgenommen, bevor er sich mit seinem Verehrer ein Taxi genommen hatte. »Was ist passiert?«

»Ich bin heute Morgen erst ziemlich spät aufgestanden und hab Leah draußen auf der Terrasse gefunden, nur in T-Shirt und Unterwäsche. Ich weiß nicht, wie lange sie da draußen gelegen hat, aber sie fühlte sich eiskalt an. Iain hat sie reingetragen. Und seitdem hat sie nur gebetet und in fremden Zungen gesprochen. Alles, was sie zu verstehen scheint, ist das Wort Arzt, und wenn sie das hört, rastet sie total aus. Sie murmelt die ganze Zeit irgendwas davon, dass sie mit dir reden muss.«

»Wo ist sie jetzt?«, fragte Haven.

»Im Wohnzimmer.«

Haven ließ ihre Tasche fallen und rannte los. Sie fand Leah auf Frances' seidenbezogenem Sofa liegend, eingewickelt in ein halbes Dutzend Decken. Iain hockte neben ihr und hielt ihre schlaffe Hand. Haven ließ sich neben ihn sinken. Von Nahem sah Leah aus wie eine Leiche. Ihre Augen waren geschlossen und ihre Haut wächsern. Das einzige Zeichen dafür, dass sie am Leben war, waren ihre zuckenden Lippen – so als spräche sie mit jemandem, den sie hinter ihren geschlossenen Lidern sah.

»Die Decken braucht sie nicht«, sagte Haven und streifte ihrer Freundin ein paar davon ab, damit sie sich bewegen konnte. »Leah macht Kälte nichts aus. Das ist nicht der Grund, warum es ihr so schlecht geht.«

Beim Klang von Havens Stimme flogen Leahs Augen auf. »Haven! Irgendwas ist schiefgegangen! Wir müssen es aufhalten!«

»Was? Was ist schiefgegangen?«

»Die Visionen. Sie werden immer schlimmer. Die erste hatte ich gestern Abend, als ich die Nachrichten gesehen hab. Sie haben über einen Terroristenangriff berichtet. Ich weiß sogar das Datum. In fünf Jahren am vierten Juli. Sie haben Bilder von einer Überwachungskamera am Union Square gezeigt – man konnte den U-Bahn-Eingang und die Ghandi-Statue sehen. Und da lagen überall Leichen. Hunderte. Vielleicht sogar Tausende. Sie haben gesagt, dort hat alles angefangen.«

»Was hat angefangen?«

»Irgendeine Art Krankheit, die alle getötet hat. Ich war so fertig, ich musste mich hinlegen. Und dann, heute Morgen, hab ich mich auf einmal ganz schrecklich gefühlt. So als stünde meine Lunge in Flammen. Ich bin nach draußen gegangen, um frische Luft zu schnappen, und als ich auf den Park runtergesehen hab, hatte ich noch eine Vision. Die Straßen standen voller verlassener Autos, und die Hälfte der Gebäude hat gebrannt. Das Einzige, was sich bewegt hat, waren Helikopter mit Männern in Schutzanzügen. Und die Vögel haben an den Leichen auf dem Boden rumgepickt. Die ganze Stadt war tot.«

»Mein Gott«, flüsterte Frances.

»Was ist gestern Abend passiert, Haven?«, wollte Leah wissen. »Irgendwas hat uns dieser Zukunft näher gebracht. Darum werden die Visionen klarer!«

»Ich weiß nicht!« Haven zermartete sich ihr Gehirn. »Ich dachte, ich hätte es verhindert. Ich habe mir von Adam versprechen lassen, dass er Milo wegschickt.«

»Vielleicht hab ich mich geirrt, was Milo angeht. Diesmal hab ich ein Mädchen gesehen.« Mühevoll setzte Leah sich auf. »Vielleicht sechzehn? Siebzehn? Sie war in den Nachrichten. In einem Ausschnitt aus einer Pressekonferenz. Sie hat gesagt, sie hätte die Krankheit entwickelt.«

»Ein Mädchen? Dann muss es eine der Horae sein«, sagte Haven.

»Die Horae?«, fragte Iain ungläubig. »Ich weiß ja, Phoebe ist eine falsche Schlange, aber ...«

»Sie haben Beau. Das hab ich heute Morgen rausgefunden. Phoebe hat ihren Sohn dazu angestiftet, Beau auszutricksen, damit er nach New York kommt und ich ihm folge. Sie wusste, dass sie Adam ohne meine Hilfe nicht loswerden würden.«

»Phoebe hat ein Kind?« Aus irgendeinem Grund schien das der Punkt zu sein, über den Iain sich am meisten wunderte.

»Ja. *Calum Daniels*. Er ist jetzt in Polizeigewahrsam. Und Adam wird dafür sorgen, dass das auch eine Weile so bleibt. Zumindest lange genug, damit ich zu den Horae gehen und mit ihnen über Beaus Leben verhandeln kann.«

»Ich komme mit. Du kannst nicht allein zu ihnen gehen, Haven.«

»Ich kann dich nicht mitnehmen, Iain«, versuchte Haven zu erklären. »Phoebe muss denken, dass ich drauf und dran bin, ihren Sohn ermorden zu lassen. Und ich glaube nicht, dass ich überzeugend die Superschurkin spielen kann, wenn du meine Hand hältst.«

»Dann nimm *mich* mit«, sagte Leah. »Wenn die Horae für die Sachen verantwortlich sind, die ich sehe, dann muss ich sowieso mit ihnen sprechen.«

»Du kannst dich doch kaum auf den Beinen halten!«, widersprach Iain. »Soll Haven dich vielleicht tragen oder was?«

»Ich gehe auch mit«, beschloss Frances. »Haven und ich können Leah zusammen ins Taxi helfen.«

»Nein. Ich will nicht, dass du da mit reingezogen wirst«, sagte Haven zu Frances. »Das ist zu gefährlich.«

»Zu gefährlich! Nach dem, was Leah sagt, wird New York in nicht allzu langer Zeit komplett ausgestorben sein. Findest du nicht, ich verdiene wenigstens eine Chance, mich selbst zu retten?«

»Okay!«, rief Iain dazwischen. »Wartet alle mal kurz. Haven, kann ich dich unter vier Augen sprechen?« Er nahm Haven bei der Hand und führte sie ins Zimmer nebenan. »Hast du dir das auch gut überlegt?«, fragte er, sobald sie allein waren. »Du willst dich diesen Hexen mit nichts als einer halb erfrorenen Verrückten und einer verwöhnten Erbin an deiner Seite stellen?«

»Ich würde es allein machen, wenn ich könnte.«

»Die Horae sind nicht wie Adam. Über sie hast du keine Macht. Wenn sie meinen, dass du ihnen im Weg bist, werden sie dich, ohne mit der Wimper zu zucken, töten.«

»Das werde ich nicht zulassen.«

»Manchmal wünschte ich, du wärst nicht so verdammt tapfer«, seufzte Iain.

»Tapfer? Wie oft hast *du* denn schon dein Leben aufs Spiel gesetzt, um mir zu helfen? Und ich weiß, dass ich nicht die Einzige bin, die du gerettet hast. Ich hab alles über die Sache mit Mia Michalski gehört.«

»Woher weißt du das von Mia?«, fragte Iain.

»Sie war diejenige, die Beau in Calum Daniels' Wohnung aufgespürt hat. Nachdem Calum verhaftet wurde, hab ich sie auf der Straße getroffen. Sie hat mir erzählt, was du für sie getan hast. Warum hast du mir nie was davon gesagt?«

»Weil es nicht meine Geschichte ist. Es stand mir nicht zu, sie zu erzählen«, erwiderte Iain.

In all ihren gemeinsamen Leben hatte Haven ihn noch nie so sehr geliebt wie in diesem Moment. »Ich wusste, dass du das sagen würdest. Und ich hab so eine Ahnung, dass es noch ziemlich viele solcher Geschichten gibt, die ich noch gar nicht kenne. Und genau aus dem Grund lasse ich dich nicht mitkommen.«

Iain grinste, aber seine Augen blieben traurig. »Würdest du jetzt gern eine von meinen Geschichten hören?«

»Nichts lieber als das«, sagte Haven.

»Okay, also pass auf. Als ich noch ein kleiner Junge war – drei oder vier Jahre alt –, habe ich immer nach dir gesucht, sobald ich nur aus dem Haus kam. Ich bin zu allen Mädchen gelaufen, die ich auf der Straße gesehen habe, um sie zu fragen, ob sie eine Constance kennen. Und jedes Mal, wenn ein Mädchen Nein sagte, brach es mir fast das Herz. Ich wäre wahrscheinlich verrückt geworden, wenn ich damals gewusst hätte, wie lange es noch dauern würde, dich zu finden. Neunzehn Jahre können einem wie eine Ewigkeit vorkommen, wenn man sie ohne den Menschen verbringt, der das Leben erst lebenswert macht. Und manchmal musste ich noch sehr viel länger warten. Ich denke nicht gern an meine Leben zurück, in denen ich allein durch die Welt streifen musste, aber es gibt viel mehr davon, als du denkst. Darum, bitte, Haven – tu, was nötig ist, um Beau zu helfen. Aber versprich mir, in *diesem* Leben zu mir zurückzukehren.«

»Ich schwöre es dir«, erwiderte sie. »Nichts auf der Welt könnte mich davon abhalten.«

Wir haben dich schon erwartet«, sagte Phoebe. »Kommt rein.«

Sie führte die drei ins Besprechungszimmer. Ein prasselndes Feuer verbreitete eine unerträgliche Hitze im Raum. Die zwölf thronartigen Stühle, die Haven das letzte Mal zum Kreis angeordnet gesehen hatte, waren nun in zwei Sitzreihen aufgestellt, wie bei den Geschworenen im Gerichtssaal. Nur einer der Stühle war leer. Auf den restlichen saßen Frauen und Mädchen, die alle identische weiße Kleider aus feinstem Leinen trugen. Phoebe nahm in der Mitte der Gruppe Platz. Es waren fremde Gesichter darunter, die Haven noch nie in Sylvan Terrace gesehen hatte. Sie erkannte die elegante Frau aus dem Restaurant in Florenz. An ihrem Finger steckte nun kein Ouroboros-Ring mehr. Ein paar Plätze weiter saß die Hotelmanagerin, die Havens Kreditkarten für ungültig erklärt hatte. Und rechts von Phoebe saß Virginia Morrow.

»Was zum Teufel macht die denn hier?«, verlangte Haven zu wissen. »Entweder sie geht oder ich!«

»Sie ist eine von uns«, erklärte Phoebe. »Es ist schon viele Jahre her, dass wir alle vereint gewesen sind, aber Virginia hat sich unseren Schwestern nun endlich wieder angeschlossen.«

»Eure Familienzusammenführung interessiert mich nicht. Ich will, dass sie geht, und zwar sofort!«

»Ich hätte gedacht, dass du ein wenig nachsichtiger mit einem von Adams Opfern umgehen würdest.«

»Wie bitte?«, knurrte Haven. »Was genau hat Adam ihr denn angetan?«

»Das wirst du noch früh genug herausfinden«, entgegnete Phoebe. »Miss Frizzell sieht ein wenig kränklich aus. Am besten legt sie sich auf den Boden am Feuer. Und deine andere Freundin kann sich zu ihr setzen.«

»Soll ich einen Stuhl für die Schlangengöttin holen?«, bot Vera an.

»Du bleibst hier«, befahl Phoebe. »Und Haven wird jetzt zu uns vortreten.«

»Ich würde sagen, heute bin ich diejenige, die bestimmt«, fauchte Haven, während Frances Leah half, sich hinzulegen und ihr ihren zusammengerollten Mantel unter den Kopf schob.

»Nein, das bist du nicht«, widersprach Phoebe. »Wir haben Beau Decker, und wir können ihn so lange festhalten, wie wir wollen. Oder wir können ihn töten. Du hast gesehen, was Chandra und Cleo mit seinem Gesicht gemacht haben. Es scheint, als hätte es ihnen einiges Vergnügen bereitet.«

»Wenn ihr Beau noch ein einziges Mal anfasst, lasse ich Adam Calum töten.«

Phoebe blieb vollkommen ungerührt. »Das ist ein Opfer, das ich zu bringen bereit bin«, erwiderte sie.

Die anderen Horae rutschten unbehaglich auf ihren Stühlen herum. Virginia Morrow starrte ihre Schwester mit unverhohlenem Entsetzen an.

»Phoebe?«, flüsterte Vera, doch sie wurde nicht beachtet.

»Sie sind widerwärtig«, keuchte Haven.

»Ich bin *realistisch*. Einen Kampf gegen das Chaos kann man nun mal nicht mit Gänseblümchen und Sonnenschein führen. Und jetzt sag, was hat Miss Frizzell gesehen, das ihr dermaßen zugesetzt hat?«

»Sie hat die Früchte Ihres Plans gesehen. Aber wir sind gekommen, um dem ein Ende zu machen.«

»Unseres Plans?« Phoebe erhob sich und ging zu dem Platz am Feuer, wo Leah lag. »Erzähl mir von deinen Visionen«, forderte sie sie auf.

»Es wird eine schreckliche Krankheit geben. Es ist wie ein Gift, das sich durch die Luft verbreitet. Alle werden sterben. Die ganze Stadt ist tot«, sagte Leah.

»Wann?«, fragte Phoebe.

»In fünf Jahren.«

Phoebe fuhr zu Haven herum. »Und du glaubst, dass *wir* dafür verantwortlich sind? Das ist genau das, was wir verhindern wollen, du Dummkopf. Der Magos hat schon früher Krankheiten gesät. Das ist einer seiner ältesten Tricks, wenn er Macht erlangen will. Vor siebenhundert Jahren hat er aus irgendeiner afrikanischen Steppe den schwarzen Tod nach Europa gebracht. Wir haben versucht, ihn aufzuhalten. Aber wir brauchten Beatrices Hilfe, und du hast uns sitzen lassen. Du bist auf die Lügen des Magos hereingefallen und der Versuchung erlegen. Deinetwegen sind die meisten Einwohner von Florenz gestorben. Deinetwegen ist halb *Europa* zugrunde gegangen.«

Haven erinnerte sich an die Leichen in den Straßen von Beatrices Heimatstadt. Konnte ein einziger Mensch die Schuld an so viel Zerstörung tragen? »Selbst wenn Adam die Pest nach Europa gebracht haben sollte, für die Krankheit, die in New York ausbrechen wird, ist er nicht verantwortlich«, entgegnete Haven. »Leah sieht in ihren Visionen ein Mädchen.«

»Auf irgendeine Art steckt der Magos dahinter. Das kann ich dir versichern.«

»Und das soll ich ausgerechnet *Ihnen* glauben?«, giftete Haven.

»Du bist diejenige, der nicht zu trauen ist«, erwiderte Phoebe nüchtern. »Du bist der Grund, warum wir gezwungen waren, deinen Freund zu entführen. Wir brauchten deine Unterstützung, um die Welt vom Magos zu befreien. Du bist das einzige Geschöpf, das ihn verwundbar machen kann. Aber ich wusste, dass der Magos in der Zeit, die du brauchen würdest, um ihn von deiner Zuneigung zu überzeugen, dein Herz für sich gewinnen würde. Also haben wir Beau entführt, damit du keine andere Wahl haben würdest, als uns einen letzten Besuch abzustatten.«

»Tja, das ist jetzt vorbei«, sagte Haven. »Ich werde Ihnen nicht helfen. Mag sein, dass Calum Ihnen nichts bedeutet, aber Sie werden Beau freilassen, oder ich erzähle Adam, wo er Sie finden kann. Und ich werde ihm sagen, dass er mit Ihnen machen darf, was immer er will.«

»Machen *darf*? Du jämmerliche kleine Kreatur. Glaubst du denn ernsthaft, du könntest dem Magos Befehle erteilen?«

»Adam würde alles tun, damit ich zufrieden bin. Er glaubt, dass ich auf die Erde geschickt wurde, um ihn Demut zu lehren. Das hat er mir selbst gesagt – ich bin seine einzige Schwäche. Sie wissen, dass es die Wahrheit ist, sonst wäre Ihnen meine Hilfe nicht so wichtig.«

»Du *bist* seine Schwäche, Haven. Aber der Magos weiß, dass auch du eine Schwäche hast. Die Griechen nannten sie Hybris. Er schmeichelt dir, streichelt dein Ego, erzählt dir, wie einzigartig du bist. Er gibt dir das Gefühl, dass du Macht über ihn hast. Dass er sich in einen Heiligen verwandeln würde, nur um dich an seiner Seite zu haben. Und die ganze Zeit macht er mit seinen Geschäften weiter wie gewohnt. Aber du bist zu geblendet von deiner Eitelkeit, um das zu erkennen.«

War das die Wahrheit?, fragte Haven sich. Machte Adam, wenn sie nicht hinsah, genauso weiter wie zuvor? Haven musste sich eingestehen, dass diese

Möglichkeit bestand. Aber das würde sie Phoebe gegenüber ganz bestimmt nicht zugeben.

»Das muss ich mir nicht anhören«, sagte sie. »Lasst Beau frei oder ihr werdet die Konsequenzen tragen müssen.«

»Wir werden deinen Freund gehen lassen, sobald deine Arbeit hier getan ist. Für dich ist nun die Zeit gekommen, da du die Wahrheit über die Kreatur herausfinden musst, die du Adam nennst. Es gibt noch eine letzte Vision, die du dafür brauchst. Beatrice war nämlich ebenfalls davon überzeugt, dass sie den Magos unter Kontrolle hatte. Du musst erfahren, wie es mit ihr weitergegangen ist.« Phoebe holte einen Mundschutz aus der Tasche ihres Gewands und zog ihn sich über Mund und Nase. Die anderen Horae folgten ihrem Beispiel.

»Nein«, sagte Haven. »Keine Visionen mehr. Gehen wir«, sagte sie zu Leah und Frances. Doch bevor sie auch nur die Tür erreichte, überwältigte sie der Gestank von Tod.

Einer der mit Leichen beladenen Karren rumpelte über den Platz vor Beatrices Haus. Über ganz Florenz lag der süßliche Gestank verrottenden Fleisches und wurde langsam unerträglich. Zu viele Tote lagen jeden Morgen in den Straßen, um abgeholt werden zu können. Nur die wirklich Reichen konnten sich eine angemessene Beerdigung leisten. Niemand erhielt mehr die letzte Ölung.

Der Palazzo der Vettori brummte vor Geschäftigkeit. Die meisten Möbel waren zum Landsitz der Familie geschafft worden. Truhen voller Kleider und anderer teurer Besitztümer stapelten sich auf dem Hof und warteten darauf, abgeholt zu werden. Grimmig dreinblickende Diener packten den Rest zusammen, in dem Wissen, dass nur sie hier zurückbleiben würden.

Wie alle reichen Bürger der Stadt waren auch Beatrices Eltern geflohen. Sie hatte sie angefleht zu bleiben. Wenn Piero und Naddo nach Florenz zurückkehrten, bräuchten sie einen sicheren Hafen. Ihr Vater hatte ihr befohlen, diese Hirngespinnste zu vergessen und ihre Sachen für die Reise zu packen. Doch Beatrice hatte sich geweigert zu gehorchen. Sie hoffte noch immer, dass sie Piero wiedersehen würde, und diese Hoffnung war alles, was sie am Leben erhielt.

Die Lösung hatte sie in Form eines kleinen Zettels erreicht, der unter der Tür ihres Schlafzimmers durchgeschoben worden war. »Geh zu Adam«, stand darauf. Beatrice fragte sich keine Sekunde lang, welche Seele da mit ihr Erbarmen gehabt

hatte. Sie verließ sofort die Villa ihrer Eltern und eilte durch die Stadt zu Adams Haus. Wenn sie sofort heirateten, könnte sie in Florenz bleiben. Sie wusste, dass Adam ihr diesen Wunsch nicht verweigern würde.

Als sie dort ankam, sah sie zwei Männer mit einem mit Leichen beladenen Karren vor dem Haus ihres Verlobten Halt machen. Zu entsetzt, um zu sprechen oder sich zu bewegen, beobachtete sie, wie einer der Männer an die Tür klopfte. Ein Diener öffnete, und Beatrice rechnete fest damit, dass im nächsten Moment Adams Leiche auf die Straße geworfen werden würde. Doch die Männer waren gekommen, um etwas abzuliefern.

Sie zogen zwei Leichen von dem Haufen auf ihrem Karren und legten sie auf das Pflaster. Adams Diener gab den Männern ein paar Münzen, und der Karren rumpelte weiter, über seinen Rand schlackerten Arme und Beine. Beatrice eilte auf die Straße. Ihre Kleider waren nass und die Leiber aufgedunsen, doch sie erkannte die beiden toten Männer sofort. Pieros Haut war frei von den hässlichen schwarzen Beulen, wie sie die Menschen aufwiesen, die der Pest zum Opfer gefallen waren, doch über seine Kehle verlief ein blutloser Schnitt. Bevor Adams Diener sie davon abhalten konnte, sank Beatrice auf die Knie und presste ihre Wange auf die Brust ihres toten Bruders. Den unmenschlichen Schrei, der sich ihrer eigenen Kehle entwand, hörte sie nicht.

Haven erwachte auf dem Boden. Adams Männer hatten Piero getötet. Und er hatte Haven glauben lassen, sie selbst sei schuld an seinem Tod. Keines von beidem würde sie ihm jemals vergeben können. Haven würgte und hätte sich übergeben, wenn sie denn irgendetwas im Magen gehabt hätte. Der Raum war so voller Rauch, dass sie die dreizehn Gestalten durch die Schwaden kaum ausmachen konnte. Irgendjemand in der Mitte des Kreises ließ eine hastige Salve von Wörtern los, die für Haven keinen Sinn ergaben.

»Was ist das für ein Qualm?«, hörte Haven Frances fragen. »Wir müssen sie beide ins Krankenhaus bringen.«

»Ruhe!«, befahl Phoebe. »Ich muss die Prophezeiung hören.«

»Leah ist krank! Sie redet doch nur Kauderwelsch!«, rief Frances.

»Das ist kein Kauderwelsch. Das ist die Sprache des alten Kreta«, stellte eine der Horae richtig. »Sie ist seit mehr als zweitausend Jahren nicht mehr gesprochen worden.«

»Sie hat eine junge Frau mit einem alten Namen gesehen«, begann Phoebe zu übersetzen. »Diese Frau hat die Krankheit in einem Labor geschaffen, und sie hat nicht allein gearbeitet. Sie ist Teil einer großen Gruppe. Ihren Mitgliedern wurde einst versprochen, dass sie eines Tages die Welt beherrschen würden, doch dann hat ihr Führer sie im Stich gelassen. Jetzt wollen sie die Macht, die ihnen zugesagt worden war, und sie sind überzeugt, dass sie dazu Gewalt anwenden müssen. Sie glauben, dass der Zweck die Mittel heiligt. Ihr Schicksal ist das Schicksal Amerikas.«

Stille breitete sich im Raum aus. Haven rappelte sich hoch und taumelte zu dem Kreis aus Frauen hinüber. Ihre eigene Vision hatte sie geschwächt, aber Leahs hatte geradezu verheerende Folgen. Die Augen des Mädchens waren geschlossen, seine Lippen reglos. Frances legte ihr eine Hand auf die Brust, um zu fühlen, ob sie noch lebte.

»Mein Gott, sie atmet nicht mehr!«, schrie Frances.

»Schnell. Holt meine Tasche«, befahl Phoebe einer der Horae. »Wir müssen die Prophezeiung beenden.«

Einen Moment später kam die Frau mit einem schwarzen Arztkoffer wieder. Phoebe holte eine kleine Ampulle mit einer farblosen Flüssigkeit heraus und füllte eine Spritze damit.

»Was wollen Sie ihr geben?«, verlangte Haven zu wissen.

»Schlangengift.«

»Das wird sie umbringen!«

»Es wird sie wiederbeleben«, knurrte Phoebe. »Sie ist keine von euch.«

Das Gift strömte durch Leahs Adern. Sie öffnete den Mund und nahm einen langen, verzweifelten Atemzug.

»Flora.« Der Name schien aus ihrem tiefsten Inneren aufzusteigen. »Der Name des Mädchens ist Flora.«

»Nein!«, keuchte Haven.

»Du kennst die Person, die die Krankheit geschaffen hat?«, fragte Phoebe. »Wo ist sie? Sie muss sterben, bevor sich die Prophezeiung erfüllen kann.«

»Ihr könnt Flora nicht töten!«, widersprach Haven. »Sie ist doch nur ein kleines Mädchen. Sie hat niemandem etwas getan!«

»Sie ist noch ein Kind?«, fragte Phoebe.

»Eins von denen, die Adam rekrutiert hat«, erklärte Haven. »Sie ist Mitglied der Ouroboros-Gesellschaft. Sie ist in Halcyon Hall.«

»Das sind sie alle.« Leah sprach jetzt wieder normal. »Alle, die an der Erzeugung dieser Krankheit beteiligt sein werden, gehen in Halcyon Hall zur Schule. Ihr Anführer ist Milo Eliott.«

Leahs Augenlider schlossen sich flatternd.

»Wenigstens kennen wir jetzt den Plan des Magos«, sagte Phoebe, die sich nun wieder Haven zuwandte. »Du dachtest also, diese Schule wäre über jede Kritik erhaben? Daran hat er also die ganze Zeit gearbeitet. Wenn wir den Magos nicht aufhalten können, werden wir die Kinder töten müssen.«

Haven starrte Phoebe an, unfähig zu sprechen. Die Frau packte sie beim Arm, zerrte sie die Treppe hinauf und in den Wintergarten, in dem sie Haven bei ihrem ersten Besuch hier empfangen hatte.

»Verstehst du jetzt, warum du tun musst, was wir von dir verlangen?«

»Ja«, antwortete Haven schwach.

»Und deine eigene Vision. Hast du gesehen, was du sehen musstest?«

Die schreckliche Erinnerung würde Haven ihr Leben lang nicht mehr vergessen. Der Anblick ihres geliebten Bruders, ermordet durch die Hand des Mannes, dem sie vertraut hatte. Des Mannes, über den sie geglaubt hatte, solche Macht zu haben. Sie würde Adam für seine Verbrechen büßen lassen.

»Ja«, sagte Haven. »Ich weiß jetzt, warum Beatrice sich von Adam abgewandt hat. Ich werde euch helfen, ihn einzusperren.«

»Es ist deine Bestimmung, Haven. Ich habe nur dafür gesorgt, dass du es erkennst, aber du hast ohnehin keine Wahl.« Phoebe nahm in einem der Sessel Platz, all ihre Energie schien aufgebraucht. »Jede meiner Schwestern hat im Laufe der Jahrhunderte versucht, das Schicksal zu überlisten. Virginia war die Letzte. Als junge Frau schickten wir sie als Spionin in die OG, und Adam spürte sofort ihren größten Wunsch. Sie wünschte sich eine Familie. Er machte sie berühmt und stellte sie Jerome Morrow vor. Kurz nach der Hochzeit kam Iain zur Welt, und Virginia hätte ihre Mission beinahe vergessen. Das konnte ich nicht zulassen, und so habe ich dafür gesorgt, dass auch ich einen Sohn von Jerome bekam.«

»Du hast den Mann deiner eigenen Schwester verführt?«

Phoebe zuckte mit den Schultern. »Ich habe getan, was ich tun musste. Aber selbst das hat nicht ausgereicht, um Virginia wieder zur Vernunft zu bringen. Und

als Iain begann, von seinen früheren Leben zu reden – und sich herausstellte, wer er gewesen war –, verlor Virginia vollends den Verstand. Sie hatte so hart gekämpft, um sich von uns zu lösen, nur um dann einen Sohn zu bekommen, dessen Seele wir finden mussten. Erst nach fünfundzwanzig Jahren in dieser Bruchbude in der Toskana hat meine Schwester schließlich begriffen, dass sie ihrem Schicksal nicht entfliehen konnte. Du musstest dieselbe Lektion lernen, nur wesentlich schneller.«

»Ich habe nicht vor, vor meinem Schicksal davonzulaufen.«

»Das merke ich jetzt auch«, sagte Phoebe. »Bis heute hast du unermüdlich nach einem Weg gesucht, uns zu betrügen. Doch die Schlangengöttin hat dir gezeigt, was das für Folgen hätte.«

»Sagen Sie mir, was ich tun soll, Phoebe.«

»Cleo und Chandra haben sich das Mausoleum auf dem Green-Wood-Friedhof angesehen. Sie meinen, dass es für unsere Zwecke genügen wird. Es gibt dort eine Eingangshalle mit einem Springbrunnen. Dahinter liegt ein größerer Raum, von dem sieben weitere abgehen. In sechs davon steht je ein Sarkophag. Der siebte ist leer. Das Ganze befindet sich tief unter der Erde, und die Türen haben alle Schlösser. Wir haben einen Schlüssel für die siebte Tür anfertigen lassen, damit du sie abschließen kannst. In diesem Raum wird der Magos die Ewigkeit verbringen. Ich muss sagen, das alles ist viel weniger schlimm als die anderen Möglichkeiten, die wir in Erwägung gezogen haben. Er wird es angenehmer haben, als er verdient hätte.«

»Und das Mausoleum ist auch wirklich sicher?«

»Ja«, erwiderte Phoebe. »Nicht einmal der Magos könnte daraus entkommen.«

»Dann rufe ich jetzt Adam an und frage ihn, ob er sich morgen früh um zehn dort mit mir trifft«, sagte Haven. »Und heute Abend werde ich die Ouroboros-Gesellschaft zerstören.«

Und hier kommt Alex Harbridge, in einem Outfit, das Fashion-Experten jetzt schon als das Kleid des Abends bezeichnen!«

»Guten Abend, Jack.« Alex schritt hüftschwingend auf den gut aussehenden Fernsehreporter zu, der mit einem Mikrofon in der Hand am Rand des roten Teppichs stand. Sie sah wirklich atemberaubend aus mit ihrem glitzernden grünen Kleid und dem langen roten Haar, das offen über ihre Schultern wallte. Wie eine junge Göttin, die gerade dem Meer entstiegen war.

»Alex, Sie gelten ja normalerweise nicht gerade als eine Trendsetterin ...«

»Und ich nehme es Ihnen nicht übel, dass Sie mir das ins Gesicht sagen, Jack. Ich weiß ja, Sie haben einfach nicht besonders viel Erfahrung darin, jungen *Frauen* zu schmeicheln.« Alex' Lachen hatte eine rasiermesserscharfe Note und selbst dem ungeübten Betrachter entging nicht, wie sie ihn förmlich mit ihren Blicken durchbohrte.

»Was ich damit sagen wollte, ist, dass Sie sich bisher einfach mehr auf Ihre Arbeit als auf die oberflächlicheren Seiten Ihres Berufs konzentriert haben. Und jetzt stehen Sie heute Abend hier in einem der umwerfendsten Kleider, die je auf dem roten Teppich der Oscars gesehen wurden.«

»Vielen Dank. Es ist von einer Designerin, die ich selbst entdeckt habe. Ihr Name ist Haven Moore.«

Jack legte den Kopf schräg. »Wo habe ich den Namen schon mal gehört?«

»Sie hat auch Lucy Fredericks Kleid entworfen.«

»Ah ja, das muss es sein«, erwiderte Jack. »Tja, dann gehe ich davon aus, dass dieser Name morgen früh in aller Munde sein wird. Aber da Sie gerade hier sind, Alex, ich bin sicher, unsere Zuschauer würden liebend gern Ihre Meinung über ein paar Ereignisse der letzten Tage hören.«

Alex runzelte die Stirn. »Ich wollte eigentlich nur ...«

»Ihr guter Freund, der TV-Schauspieler Calum Daniels, ist heute Morgen wegen Kidnappings verhaftet worden. Was können Sie uns zu dieser überraschenden Neuigkeit sagen?«

»Das ist alles ein furchtbares Missverständnis. Ich gehe davon aus, dass die Vorwürfe jeden Moment fallen gelassen werden.«

»Und was sagen Sie zu dem kürzlichen Wiederauftauchen von Iain Morrow?«, fügte Jack rasch hinzu, bevor Alex sich abwenden konnte. »Sie beide standen sich ja früher einmal sehr nahe. Was ist es für ein Gefühl, dass er jetzt von den Toten auferstanden ist?«

»Ich wünsche Iain nur das Beste.«

»Also glauben Sie nicht, dass er für den Mord an dem Musiker Jeremy Johns verantwortlich ist?«

»Das hier ist Amerika, Jack. Soweit ich weiß, sind wir hier alle unschuldig, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist«, erklärte Alex mit einem boshaften Lächeln.

»Mach den Fernseher aus«, befahl Haven. Der Bildschirm wurde schwarz und Alex' hübsches Gesicht verschwand.

»Tut mir leid«, sagte Frances. »Ich dachte, es würde dich ein bisschen von morgen ablenken. Ich wusste ja nicht ...«

»Schon okay«, versicherte Haven ihr. Sie hatte sie nicht so anfahren wollen, doch der Anblick von Alex Harbridge hatte eine Wunde aufgerissen, die sie eigentlich ignorieren wollte, bis sie getan hatte, was sie tun musste. »Ich geh ins Bett.«

»Bist du sicher, dass du schon schlafen willst?«, fragte Frances. »Iain sollte jeden Moment zurückkommen.«

»Ich hab ja nicht gesagt, dass ich schlafen will«, erwiderte Haven. Sie glaubte nicht, jemals wieder schlafen zu können.

Stattdessen lag sie in Constance Whitmans Zimmer, starrte an die Decke und dachte an Beau. Schon als kleiner Junge hatte er es nicht ertragen, Haven unglücklich zu sehen. Wann immer er sie dabei ertappte, ließ er sofort alles stehen und liegen, um sie zum Lachen zu bringen. Einmal, als Havens Großmutter ihr mal wieder das Leben zur Hölle machte, war er die ganze Nacht aufgeblieben, um eine riesige, exakte Nachbildung eines der Kleider der alten Frau zu nähen. Am nächsten Morgen hatte er es angezogen und direkt unter Havens Fenster einen

lauten Vortrag über die Notwendigkeit gehalten, homosexuelle Footballspieler aus der Gesellschaft auszugrenzen. Sein Auftritt hatte dazu geführt, dass Havens Großmutter ihn noch leidenschaftlicher verachtete als sowieso schon, Haven aber hatte einen Sprint ins Badezimmer hinlegen müssen, um sich vor Lachen nicht in die Hose zu pinkeln.

Doch diesmal war Beau nicht da, um Haven aufzuheitern. Er wurde noch immer von den Horae festgehalten, und das war ganz allein Havens Schuld.

Ihre Zimmertür ging auf, und Iain kam herein.

»Hast du Padma gefunden?«, fragte Haven.

»Sie war wieder in ihrem Rattenloch auf der Lower East Side. Sie glaubt, ich bin der Einzige, der weiß, dass sie sich da versteckt, und ich hoffe wirklich, dass sie recht hat.«

»Ist sie bereit, die Akten rauszurücken?«

»Ja.«

»Und wie viel will sie dafür haben?«

»Alles.«

»Alles?« Havens Herz zog sich zusammen.

»Das gesamte Vermögen der Morrow-Familie bis auf den letzten Cent – in der Sekunde, in der wir wieder darüber verfügen dürfen.«

Haven nickte ernst. »Das ist es wert.«

»Ich weiß«, sagte Iain.

»Also, wie geht es jetzt weiter?«

»Padma will sich heute Abend an die Presse wenden. Morgen sitzt sie im Flieger. Und übermorgen wird die Geschichte in allen Zeitungen sein. Wir sollen das Geld auf ein Konto in der Schweiz überweisen, sobald wir es haben.«

»Und dann?«

Iain setzte sich neben sie. »Und dann wird sich niemand mehr auch nur in die Nähe der Ouroboros-Gesellschaft trauen. Ohne Anführer und mit einem handfesten Skandal, der die ganze Organisation überschattet, müssen sie endgültig dichtmachen. Es wird kein Geld mehr geben, um Adams Schule zu finanzieren. Flora wird eine ganz normale Ärztin werden. Und Leahs Prophezeiung wird sich nicht erfüllen.«

»Gott sei Dank«, seufzte Haven.

»Das ist noch nicht alles. Padma sagt, sie will den Zeitungen gegenüber zugeben, dass sie den Mord an Jeremy Johns in Auftrag gegeben hat. Und sie will der Polizei die Namen der Grauen übermitteln, die es getan haben. Das heißt, wir sind endlich frei und können gehen, wohin wir wollen.«

»Wir?«, fragte Haven betrübt, die die schrecklichen Gedanken nicht mehr zurückhalten konnte, die sich in ihrem Kopf türmten. »Bist du sicher, dass du mich noch bei dir haben willst? Ich meine, denk doch mal darüber nach, Iain! Ich bin verflucht! Adam und die Horae werden mir auf Schritt und Tritt folgen. Ich werde dir alle deine Leben ruinieren. Solange du mit mir zusammen bist, wirst du nie frei sein.«

»Du siehst das ganz verkehrt, Haven«, widersprach Iain. »Adam und die Horae sind mir total egal. Meine Leben wären ruiniert, wenn du *nicht* bei mir wärst.«

»Nein, hör doch mal zu! Es gibt was, das ich dir sagen muss«, entgegnete Haven. »Ich habe rausgefunden, warum deine Kindheit so schrecklich war. Ich weiß, warum deine Mutter dich so gehasst hat. Sie ist eine der Horae und ...«

»Meine *Mutter* ist eine der Horae? Virginia Morrow? Das kann nicht ...«

»Bitte. Lass mich ausreden. Sie war heute bei ihnen, als ich in Sylvan Terrace war. Phoebe hat mir erzählt, dass deine Mutter jahrzehntelang versucht hat, vor ihren Schwestern zu fliehen. Sie wollte ihr eigenes Leben führen, und sie wollte furchtbar gern ein Kind – jemanden, der ihr ganz allein gehörte. Dann hat sie rausgefunden, dass du eine der Seelen bist, nach der die Schwestern suchten. Es muss ihr das Herz gebrochen haben, als du zu ihr gesagt hast, dass du mich finden musst.«

Der Schock über die Enthüllung hielt nur einen Moment lang an. »Du bist nicht verantwortlich für das, was meine Mutter getan hat«, widersprach Iain. »Ob sie nun eine Horae ist oder nicht, ich *hätte* sie geliebt, wenn sie mich nur gelassen hätte.«

»Das ist aber noch nicht alles. Phoebe hat deinen Vater verführt. Calum Daniels ist dein Halbbruder.«

»Wow.« Iain sah aus, als hätte ihm jemand einen Baseballschläger in den Magen gerammt. »Ich glaube, jetzt könnte ich auch einen Drink vertragen.«

»Versteht du denn nicht?«, rief Haven verzweifelt. »Nichts von all dem wäre passiert, wenn ich nicht gewesen wäre. Ich bin so was wie dein persönlicher Unglücksbringer. Ich scheine alle üblen Kräfte des Universums anzuziehen.«

»Aber du ziehst auch mich an. Und Beau. Und Leah.«

»Und heute habe ich gesehen, was mit den Menschen passiert, die mich lieben«, fuhr Haven fort. Die entsetzlichen Bilder aus Florenz spukten ihr noch immer im Kopf herum. »Ich habe Pieros Leiche gesehen. Er ist ermordet worden, sie haben ihm die Kehle aufgeschlitzt, und das alles nur, weil ich der falschen Person vertraut habe.«

»Ich weiß, was du gesehen hast, war fürchterlich, aber du kannst nicht die Verantwortung für die Taten eines anderen übernehmen.«

»Du verstehst das nicht. Es *war* meine Schuld, dass Piero gestorben ist. Die Horae haben Adam nach Florenz gebracht und ihn mir vorgestellt. Ich hätte ihnen helfen sollen, ihn einzusperren, aber ich habe sie hintergangen. Ich war so geblendet von dem Gedanken an die Freiheit, die Adam mir versprochen hatte, dass meine Einsicht viel zu spät kam. Piero war tot, und Adams Schiffe hatten den schwarzen Tod nach Europa gebracht. Und das Schlimmste ist ... Ich hätte fast zugelassen, dass sich das Ganze wiederholt. Ich hätte fast zugelassen, dass ganz New York von einer Seuche ausgerottet wird.«

»Aber diesmal wirst du den Ausbruch der Seuche verhindern, Haven. Und das ist alles, was zählt. Nur deinetwegen ist Leah hier. Du bist diejenige, die wusste, wer Flora ist. Ohne dich hätte niemand je herausgefunden, was Adam mit den Kindern von Halcyon Hall vorhat. Und ohne dich könnten wir ihn morgen niemals einsperren.«

Haven fühlte, wie sich eine Panik in ihrem Inneren ausbreitete, die sie noch nie zuvor verspürt hatte. Doch sie musste Iain alles sagen. Selbst wenn das bedeutete, dass sie ihn verlor.

»Du verstehst das nicht, Iain. Ich bin nicht die, für die du mich hältst. Ich bin noch nicht mal sicher, ob du mir vertrauen kannst. Da ist noch was, das ich dir sagen muss. Ich habe einem OG-Mitglied ein Kleid geschneidert, und sie hat in meinem Namen ein Konto eröffnet. Sie hat mir zwanzig Punkte gezahlt, und ich wollte das Geld dafür benutzen, um Beaus Entführer zu bestrafen. Ich wollte ihn so zusammenschlagen lassen, wie er Beau zusammengeschlagen hat.«

»Und, hast du die Punkte wirklich dafür ausgegeben?«, fragte Iain.

»Nein«, erwiderte Haven. »Ich wollte, aber dann war ich doch zu feige.«

»Und du glaubst, du musst dafür bestraft werden, dass du böse Gedanken hattest?«

»Es waren nicht nur böse Gedanken, Iain. Ich wäre fast zu einer von ihnen geworden. Ich schwöre dir, ich war *so* nah dran.«

»Aber du hast es nicht gemacht. Du bist ein Mensch, Haven. Hin und wieder denken Menschen nun mal schreckliche Dinge. Alles, worauf es ankommt, ist, ob du auch danach handelst. Und bei dieser Sache hast du dir überhaupt nichts zuschulden kommen lassen.«

»Ich habe Adam geküsst.«

»Okay, stimmt, eine Sache hast du dir vielleicht doch zuschulden kommen lassen«, scherzte er. »Aber, Haven?«

Sie blickte zu ihm hoch. Er war so gut, dachte sie. Sie konnte einfach nicht glauben, dass sie ihr Glück aufs Spiel gesetzt hatte – und dass sie es wieder würde tun müssen.

»Ich vertraue dir«, sagte er zu ihr. »Wenn du Fehler gemacht hast, dann hast du jetzt die Chance, sie wiedergutzumachen.«

»Ich hab Angst«, sagte Haven.

»Ich auch.« Iain legte sich neben sie und sie spürte, wie seine warmen Hände unter die Decke glitten und über ihre Haut fuhren.

Haven, Iain, ihr müsst aufstehen!«, rief Frances durch die Schlafzimmertür.
»Wie spät ist es?«, murmelte Haven.

Es war noch dunkel. Blind tastete Haven nach Iains Handy auf dem Nachttisch. Als das Licht anging, zeigte die Uhr 5:35.

»Haven, Iain, steht auf!«, schrie Frances wieder. »Es ist was passiert!«

Iain zog seine Jeans an und war als Erster an der Tür. »Ist was mit Leah?«, fragte er. »Was ist los?«

»Leah schläft. Kommt mit ins Wohnzimmer. Da ist etwas, das ihr sehen müsst.«
Dort angekommen, deutete Frances auf den Fernseher. »Sie zeigen es auf fast allen Programmen.«

Wie die New York Post berichtet, erhebt die ehemalige Präsidentin eines Eliteclubs aus Manhattan schockierende Anschuldigungen. Padma Singh behauptet, die Ouroboros-Gesellschaft, die ihren Sitz am Gramercy Park hat, sei seit Jahrzehnten ein Schauplatz des organisierten Verbrechens. Während ihrer Amtszeit als Präsidentin hat Singh die illegalen Aktivitäten der OG-Mitglieder genauestens dokumentiert. In ihren Akten findet sich belastendes Material über viele namhafte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Manhattan, deren Vergehen von Prostitution und Drogenhandel bis hin zu Brandstiftung und Mord reichen. Ms Singh hat außerdem ...

»Dieses hinterhältige Pack«, knurrte Iain. »Die *Post* hat die Geschichte einen Tag zu früh rausgebracht.« Er eilte zurück ins Schlafzimmer, und als er ein paar Sekunden später wiederkam, trug er Mantel und Schuhe.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Frances.

»Es bedeutet, dass ich Padma finden muss, bevor die OG es tut«, sagte Iain. »Sie wollte die Stadt nicht vor morgen verlassen.«

»Nein!«, rief Haven. »Nach dir werden sie auch suchen!«

»Genau, und darum muss ich auch sofort los.« Er gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Stirn. »Ich bin zurück, bevor du zu deinem Treffen mit Adam losmusst.«

»Iain!«, schrie Haven ihm hinterher, als er aus der Tür stürmte. »Sei vorsichtig!«, fügte sie dann noch hinzu, doch er konnte sie schon nicht mehr hören.

Iain war noch nicht zurück, als Haven sich auf den Weg machte. Sie versuchte, ihn anzurufen, nur um am anderen Ende des Flurs von Frances' Wohnung sein Handy klingeln zu hören. In seiner Eile, Padma zu retten, hatte er es auf dem Nachttisch liegen gelassen. Haven duschte, zog sich an und wartete auf Nachricht von ihm. Um halb zehn fand Leah sie, wie sie auf dem noch immer ungemachten Bett saß. An ihrem Finger steckte wieder der Ring, den Iain ihr geschenkt hatte. Sie starrte auf den in Gold eingefassten Glasstein und betete, dass er ihr das Glück bringen würde, das sie brauchte.

»Dein Wagen ist da«, sagte Leah. »Frances sagt, wenn du gehen willst, wird es langsam Zeit.«

»Glaubst du, ich mache das Richtige?«, fragte Haven Leah.

Das dürre Mädchen schüttelte den Kopf. »Du bist die Einzige, die das beurteilen kann. Aber wenn ich dir nicht vertrauen würde, wäre ich nicht hier.«

Haven hielt Leah Iains Telefon hin. »Kannst du das bei dir behalten? Vielleicht versucht Iain ja anzurufen, während ich weg bin.«

»Willst du es nicht selbst mitnehmen?«

»Wenn Iain Hilfe braucht, kann ich sowieso nichts für ihn tun. Du musst dich um ihn kümmern. Wenn ihm irgendwas passiert, überlebe ich das nicht.«

»Und was ist mit dir?«, fragte Leah. »Was ist, wenn du Hilfe brauchst?«

»Wenn ich Hilfe brauche, könnt ihr sowieso nichts machen.«

Havens Taxi hielt vor den großen gotischen Torbögen am Eingang des Greenwood-Friedhofs. Jenseits der braunen Spitzen erstreckte sich eine andere Welt – ein stilles, reines weißes Reich. Der Schnee, der sich in den Straßen der Stadt längst in ansehnlichen Matsch verwandelt hatte, war innerhalb der Friedhofsmauern noch nahezu unberührt. Nur einige der schmalen Pfade waren geräumt worden, und sie wanden sich wie schwarze Bänder zwischen den Gräbern hindurch. Der Anblick ließ Haven an den Tag denken, an dem Beaus Mutter beerdigt worden war. Auch damals hatte Schnee gelegen. Haven hatte Beaus Hand gehalten, als sie mit ihm am Rand des Lochs gestanden hatte, das in den gefrorenen

Boden gegraben worden war. Dort, an diesem Grab, hatte Haven einen stillen Eid geleistet – sie hatte sich geschworen, Beau all das zu geben, was er mit dem Tod seiner Mutter verloren hatte. Haven nahm sich vor, ihn zu behüten, zu unterstützen und bedingungslos zu lieben. Und doch hatte es nur wenige Jahre gedauert, bis sie Beau fürchterlich im Stich gelassen hatte.

Haven sah auf ihre Uhr. Es war Punkt zehn, und abgesehen von einem einsamen Pförtner, der in seinem Häuschen am Tor Kaffee schlürfte, war Haven vollkommen allein. Während die Minuten vorbeitickten, begann sie sich Sorgen zu machen. Adam kam nie zu spät. Hatten die Ereignisse dieses Morgens ihn davon abgehalten, zu kommen?

»Warten Sie auf jemanden? Möchten Sie vielleicht hereinkommen und sich setzen?«, rief der Pförtner ihr aus der Tür seines Häuschens zu.

»Ich wollte mich hier mit einem Freund treffen«, antwortete Haven. »Aber er scheint ein bisschen spät dran zu sein.«

»Groß? Dunkler Mantel?«

»Ja, genau«, erwiderte Haven. »Das ist er.«

»Der ist schon vor einer ganzen Weile angekommen. Abgesehen von zwei jungen Frauen war er bis jetzt der einzige Besucher heute.«

»Haben Sie gesehen, in welche Richtung er gegangen ist?«

»Den Hügel rauf und dann links«, antwortete der Pförtner. »Wo er danach hingegangen ist, kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Danke«, entgegnete Haven.

Die Stadt verschwand hinter Haven, und Stille hüllte sie ein. Kalter Wind wehte ihr in den Rücken und schob sie sanft über den Pfad voran. Wo sie auch hinsah, wichen Engel ihrem Blick aus, die Gesichter entweder dem Himmel zugewandt oder zu Boden gerichtet. Als sie den Kamm des Hügels erreichte, drehte Haven sich ein letztes Mal zum Tor und der Pförtnerloge um und ging dann in den Wald. Sie hatte sich noch nie so allein gefühlt.

Der Weg schlängelte sich auf der anderen Seite des Hügels in eine Talsenke hinunter bis zu einem kleinen See. Am Fuß der Erhebung sah Haven eine Tür – der Eingang eines Grabs, tief in den Felsen geschlagen. Der Stil war altmodisch, doch der Marmor wirkte frisch gemeißelt. Das Weiß des Steins verschmolz beinahe mit dem Schnee, der die Umgebung bedeckte. Rechts und links von der Tür

standen zwei Statuen, ein Mann und eine Frau. Haven erkannte in der eleganten Form der Skulpturen die Arbeit von Matteo Salvatore. Die Figuren trugen lange Roben mit Kapuzen, die dunkle Schatten auf ihre Gesichter warfen. Die meisten Besucher hätten sie für Trauernde halten können, doch der Blick in den Augen, die unter dem Stoff hervorlugten, war nicht bekümmert, sondern stolz. Diese beiden waren als Einzige aus freien Stücken hier auf diesem Friedhof. Sie waren hier, um zu herrschen.

Auf einer Bank in der Nähe des Sees saß eine schwarzgekleidete Gestalt und blickte hinaus auf das gefrorene Wasser.

»Schön ist es hier«, sagte Haven. Sie wünschte, sie könnte seinen Kopf unter Wasser drücken, damit er genauso viel Schmerz und Panik fühlte, wie Piero sie verspürt haben musste.

Adam saß so still, dass es wirkte, als wäre er Teil der Landschaft. »Ja. Und still. Ich habe nie verstanden, warum einige von euch es vorziehen, auf diese Welt zurückzukehren. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich liebend gern im Land der Toten verweilen.«

»Warum hast du nicht am Tor auf mich gewartet?«, fragte Haven.

»Ich hatte eigentlich fast gehofft, du würdest nicht kommen.«

»Warum hätte ich nicht kommen sollen?«

»Du hast doch bestimmt die Nachrichten gesehen«, entgegnete Adam.

»Ja.«

»Dann weißt du ja, dass die Ouroboros-Gesellschaft am Ende ist. Ich kann dir nun nichts mehr bieten. Aber du sollst wissen, dass ich es versucht habe. Ich habe versucht, dir das eine zu geben, was dir niemand sonst jemals geben kann. Doch es haben einfach zu viele Mächte gegen mich gearbeitet. Ich wollte mich verändern, aber der Rest der Welt hat es nicht zugelassen.«

»Adam ...«

Er stand auf und zog einen goldenen Schlüssel aus der Tasche. »Da du nun schon einmal hier bist, möchtest du jetzt auch das Innere des Mausoleums besichtigen? Es ist ein Werk von wirklich außergewöhnlicher Schönheit.« Adam stapfte durch den Schnee zum Eingang der Gruft. Die Tür war eine über dreißig Zentimeter dicke Marmorplatte, doch er drückte sie auf, als wäre sie aus Styropor.

Die Vorhalle war klein mit einer gewölbten Decke. In der Mitte stand ein steinerner Springbrunnen, und das Wasser sprudelte aus dem Mund eines leuchtend

blauen Vogels aus Ton. Ein feiner Nebel schien in der Luft zu hängen, und die Wände waren mit Szenen aus einem hübschen Garten voller blühender Obstbäume und vorüberflatternder Vögel und Schmetterlinge bemalt.

»Sieht schön aus«, bemerkte Haven kühl.

»Das ist noch nicht alles.« Adam nahm eine Gaslaterne aus ihrer Halterung an der Wand, vergewisserte sich, dass die Flamme richtig brannte, und öffnete dann eine weitere Tür.

Der Hauptraum war wesentlich größer, als Haven es für möglich gehalten hätte, eine leere Kammer, von der sieben Steintüren abgingen. Auf dem Boden bildeten winzige Glasscherben und Edelsteine ein atemberaubendes Mosaik. Ein Gott auf einem goldenen Streitwagen, der von zwei schwarzen Pferden gezogen wurde, hielt eine sich windende Jungfrau in den Armen. Mitten auf der blühenden Wiese hatte sich ein Loch aufgetan, und die Pferde rasten genau auf diese Spalte zu, voller Ungeduld, in die finstere Welt zurückzukehren, die darunter lag. Haven kannte die Szene nur zu gut.

»Du hast es den ganzen Weg hierhergebracht? Das Mosaik aus unserem Haus auf Kreta?«, fragte Haven, und ihre Stimme hallte von den Wänden wider.

»Nein, das hier ist nur eine Replik. Deine Füße haben diese Steine nie berührt. Es ist das Bild selbst, das mir so viel bedeutet. Von dem Moment an, in dem ich dich zum ersten Mal im Garten deines Vaters gesehen habe, wusste ich, dass ich dich niemals verdient haben würde. Ich war überzeugt, dass ich dich, wenn ich dich jemals besitzen wollte, entführen müsste, so wie Hades es in der Sage getan hat, und dich mit einer List dazu bringen, bei mir zu bleiben. Dieses Mosaik hier habe ich neu anfertigen lassen, damit es mich immer an die Fehler erinnert, die ich gemacht habe. Jede der Frauen in dieser Gruft hat mir nur für kurze Zeit gehört. Wie Blumen sind sie dann alle verwelkt und gestorben. Ich hatte gehofft, diesen Zyklus durchbrechen zu können. Diesmal wollte ich, dass du dich aus freien Stücken für mich entscheidest. Und wenn du das getan hättest, hätte ich nie wieder Angst haben müssen, dich zu verlieren. Doch nun scheint es, als wären all meine Mühen vergebens gewesen. Wann hast du beschlossen, auf die Seite der Horae überzutreten, Haven?«

Die Wände der Gruft schienen plötzlich näher zu rücken, während Haven fieberhaft versuchte zu verstehen, was das alles zu bedeuten hatte. »Du weißt von den Horae?«

»Ich hatte einen Verdacht. Und er hat sich bestätigt, als du mich für heute hierher eingeladen hast. Aber ich hatte gehofft ...«

Er konnte nicht weiterreden.

»Du hattest gehofft?«, hakte Haven nach.

»Ich hatte gehofft, du wüsstest zu schätzen, was ich geändert habe – an mir selbst und an der OG. Ich hatte gehofft, du würdest dich entschließen, Iain zu verlassen und dein Leben mit mir zu verbringen – nicht nur dieses eine, sondern die Ewigkeit. Doch irgendwie ist es den Horae abermals gelungen, dass du dich gegen mich wendest. Was haben sie dir dieses Mal erzählt?«

»Sie haben gesagt, du hättest im vierzehnten Jahrhundert den schwarzen Tod nach Italien gebracht und würdest eine neue Seuche in New York ausbrechen lassen.«

»Ich habe den schwarzen Tod wirklich nach Italien gebracht; das ist die Wahrheit«, gestand Adam, sehr zu Havens Überraschung. »Ich hatte zu viel Zeit in anderen Ländern verbracht, und die Horae hatten die Herrschaft über Europa an sich gerissen. Es gibt einen Grund, warum man diese Jahrhunderte als ›finsteres Mittelalter‹ bezeichnet. Die Menschen waren in einer Hierarchie gefangen, aus der es kein Entkommen gab. Die, die als Bauern geboren wurden, blieben Bauern. Jeder Gedanke an Bildung wurde sofort im Keim erstickt. Die gesamte Macht lag in den Händen einer winzigen Minderheit. Ich habe einen Weg gefunden, dieses System aufzubrechen. Nach den Pestjahren herrschte das Chaos, doch das Chaos war immer noch besser als die vorherige Ordnung.«

»Deine Lösung hat Millionen und Abermillionen Menschen das Leben gekostet.«

»Ja, aber ihre Nachkommen konnten ein besseres Leben führen. Welche Möglichkeit hättest du dir für die Menschen in Europa gewünscht? Tod oder Hoffnungslosigkeit?«

»Hast du deswegen eine weitere Seuche geplant? Um das System aufzurütteln?«

»Ich habe keine Seuche geplant«, widersprach Adam. »Frag die Schlangengöttin, Haven. Sie ist die Einzige, der du vertrauen kannst. Sie ist die Einzige, die keinen Grund hat zu lügen.«

»Sie hat Visionen aus der Zukunft gehabt, Adam. Es *wird* eine Seuche geben.«

»Und dafür bin ich die einzig mögliche Erklärung?«

Darauf fiel Haven keine Antwort ein.

»Ich spüre deine Unsicherheit. Tief in deinem Herzen weißt du, dass ich unschuldig bin, aber da ist noch etwas anderes«, fügte Adam hinzu. »Was haben die Horae noch zu dir gesagt?«

»Es geht nicht um etwas, was sie mir gesagt haben, Adam. Sondern um etwas, was ich selbst gesehen habe. Ich hatte eine Vision von Pieros und Naddos Leichen, die zu deinem Haus geliefert wurden. Man hatte ihnen die Kehle durchgeschnitten.«

»Ja, ich habe ihre Leichen aus dem Fluss fischen lassen. Ich hatte gehört, dass sie ermordet worden waren, und ich wollte dir die Möglichkeit geben, sie angemessen zu bestatten.«

Haven schüttelte energisch den Kopf, so als könnte sie seine Lügen auf diese Weise daran hindern, in ihrem Verstand Wurzeln zu schlagen. »Du hast meinen Bruder getötet und mich in dem Glauben gelassen, es wäre meine Schuld!«

»Nein, Haven. Auch in diesem Punkt sind deine Vorwürfe unberechtigt. Du hast dich selbst dazu entschieden, die Wahrheit nicht zu sehen. Diese Stückchen aus deinem früheren Leben machen noch nicht die ganze Geschichte aus.«

Das waren beinahe dieselben Worte, wie auch Leah sie benutzt hatte. Und Leah Frizzell log niemals. Haven fühlte, wie ihre Wut verpuffte. Sie konnte ihn nicht für ein Verbrechen verurteilen, ohne sich sicher zu sein, dass er es begangen hatte.

»Würdest du gern wissen, wie die Geschichte ausgegangen ist?«, fragte Adam.

»Das hast du mir schon erzählt. Ich habe den Horae geholfen, dich einzusperren.«

»Das war nicht das Ende, Haven. Du hast mich eingesperrt. Aber dreißig Jahre später hast du es dir anders überlegt. Du warst diejenige, die mich wieder freigelassen hat.«

»Wirklich?«, fragte Haven.

In diesem Augenblick hörten sie das Geräusch von Stein, der über Stein schleift, und das Quietschen eiserner Türangeln unter großer Last. Haven stürzte in den Vorraum, um gerade noch zu sehen, wie das letzte Licht der Wintersonne aus der Gruft verschwand. Der Eingang war verschlossen. Sie hörte das leise Knarzen eines Schlüssels im Schloss. Dann herrschte nur noch Stille.

»Halt!«, schrie Haven und trommelte mit den Fäusten gegen die Tür. »Ich bin noch hier drin! Halt!«

»Niemand wird dich hören«, sagte Adam hinter ihr. »Die Wände sind mehr als dreißig Zentimeter dick.«

Haven fuhr zu ihm herum. Das Licht der Lampe ließ Adams Augenhöhlen tief wirken, und seine bleiche Haut schimmerte wie Alabaster. Der Schatten, den er an die Wand warf, sah aus wie der eines Riesen. Adams menschliche Fassade begann zu bröckeln, löste sich langsam auf. Haven war in einem Grab gefangen, mit einem Mann, der mehr – oder vielleicht auch weniger – als ein Mensch war. Mit einem unsterblichen Wesen, das wusste, dass sie ihn hintergangen hatte.

»Wie es scheint, bist du ausgetrickst worden«, bemerkte Adam. »Die Horae haben offenbar nicht geglaubt, dass sie dir trauen können.«

Einen Moment lang fand Haven ihre Stimme nicht wieder. Sie steckte irgendwo tief in ihrer Kehle fest und drohte sie zu ersticken. »Was hast du jetzt mit mir vor?«, fragte sie, als sie die Worte schließlich aus sich herausgezwungen hatte.

»Das kommt darauf an«, erwiderte Adam pragmatisch. Seine Ruhe machte Haven mehr Angst, als seine Wut es vermocht hätte. »Würdest du mich denn freundlicherwise wissen lassen, was du über die Pläne der Horae weißt?«

Haven zögerte.

»Es muss nicht sofort sein. Wie es aussieht, haben wir ja eine Ewigkeit Zeit, um diese Dinge zu erörtern.«

»Sie waren hier, um sich das Mausoleum anzusehen. Sie haben einen Schlüssel für die siebte Gruft – die leere – anfertigen lassen. Sie wollten, dass ich dich darin einsperre.«

»Ein gerissener Plan«, sagte Adam. »Wenn die Tür denn ein Schloss hätte. Darf ich den Schlüssel einmal sehen, den sie dir gegeben haben?«

Haven wühlte in ihrer Tasche und reichte ihm den Schlüssel.

Adam warf nur einen kurzen Blick darauf. »Der ist völlig nutzlos«, verkündete er und schleuderte ihn durch den Raum. Das metallische *Pling* hallte viermal von den Wänden wider. »Sie hatten nie vor, dich gehen zu lassen.« Er trat auf sie zu, seine Schritte waren langsam und gleichmäßig. Haven hielt den Kopf gesenkt, unfähig, ihm in die Augen zu sehen. Sie spürte seinen kalten Atem in ihrem Haar.

»Jetzt, da du die Wahrheit kennst, sag mir eines: Hättest du das, was die Horae von dir verlangt haben, über dich gebracht?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Haven wahrheitsgemäß. Es gab keinen Grund mehr zu lügen. »Ich hätte mich nie mit den Horae eingelassen, wenn sie mich nicht

ausgetrickst hätten. Sie haben Beau entführt – und sie haben mir weisgemacht, dass ich ihre Hilfe bräuchte, um ihn zu finden. Du warst der Preis, den ich dafür zahlen sollte. Es tut mir leid, dass ich eingewilligt habe. Ich weiß immer noch nicht, ob du mich in Bezug auf diese Seuche anlügst – oder was Piero und Naddo angeht. Ich könnte jedes Mal verrückt werden, wenn ich daran denke, wie ihre Leichen vor deinem Haus auf der Straße lagen. Aber ich hätte dich nicht einsperren können, solange ich nicht hundertprozentig sicher gewesen wäre, dass du an ihrer Ermordung schuld warst.«

»Also haben die Horae Beau?«, fragte Adam.

»Phoebe ist ihre Anführerin. Darum war Beau auch in Calums Wohnung.« Adams Lachen hallte von den Marmorwänden wider. »Natürlich! Das ist ja geradezu brilliant! Sie wusste selbstverständlich von den Veränderungen, die ich an der OG vorgenommen habe. Sie musste dich lediglich nach New York locken, bevor ich damit fertig war. Ihr war klar, dass ich dir früher oder später ein Angebot machen würde, dass zu gut wäre, um es auszuschlagen. Wenn ich dein Herz für mich gewonnen hätte, hätte Phoebe ihre einzige Waffe verloren, mit der sie etwas gegen mich hätte ausrichten können.«

»Mit mehr Zeit hättest du mein Herz auch nicht gewonnen«, sagte Haven, die versuchte, nicht zu grausam zu klingen. »Alles, was du getan hast, hatte nur den Zweck, mich zu beeindrucken. Und ich habe erkannt, dass ich das nicht will. Ich will jemanden, der auch dann das Richtige tut, wenn niemand hinsieht. Und seien wir ehrlich, Adam. Du hättest diese Verbesserungen nie veranlasst, wenn du gewusst hättest, dass ich nie etwas davon mitbekommen würde. Von dir aus hättest du nicht so gehandelt. Du hast mich nur manipuliert, und ich war dumm genug, darauf hereinzufallen. Es war eine schöne Vorstellung, dass ich einen so mächtigen Mann wie dich dazu bewegt haben könnte, Gutes zu tun. Aber irgendwann wäre ich ohnehin darauf gekommen, dass nichts davon echt war.«

»Die Verbesserungen waren nicht echt, weil du mich dazu veranlasst hast?«, fragte Adam, doch Haven las in seinem Gesicht, dass er bereits wusste, dass er verloren hatte. »All die wundervollen Dinge, die die OG hätte erreichen können, wären wertlos gewesen? Du hast recht, Haven. Ich habe die Moral nicht gerade für mich gepachtet. Es ist mir gleichgültig, auf welche Weise das Chaos sich ausbreitet. Eine Schule, eine Seuche – am Ende läuft doch alles nur auf dasselbe hinaus. Darum habe ich Owen Bell angeworben. Er hätte meine Unzulänglichkeiten aus-

gleichen können. Ein Jammer, dass die Gesellschaft jetzt am Ende ist. Wir wissen beide, dass Owen die OG in alles hätte verwandeln können, was du dir wünschst.«

»Bist du sicher, dass sie am Ende ist?«, fragte Haven.

»Tja, ich glaube jedenfalls nicht, dass wir von dieser Gruft aus viel tun können, um sie zu retten«, entgegnete Adam.

»Wir werden nicht lange hier drin sein«, sagte Haven und ein Funke Hoffnung glomm in ihr auf. »Ein paar Leute wissen, dass ich hier bin. Sie werden uns beide retten.«

»Keiner von denen, die von diesem Mausoleum wissen, wird noch lange am Leben sein.« Adam versuchte, ihr die Wahrheit schonend beizubringen. »Die Horae hatten keinerlei Skrupel, dich hier mit mir in diesem Grab einzusperren. Sie werden nicht zögern, als Nächstes deine Freunde umzubringen.«

»Glaubst du das wirklich?«, keuchte Haven.

»So hätte ich es zumindest gemacht«, gab Adam zu. »Und selbst wenn du fliehen könntest, würden dir die Horae das Leben zur Hölle machen, wenn du dabei mich freilassen würdest. Es gibt zwölf von ihnen, wie du weißt. Sie können überall auf einmal sein.«

Haven tigerte wieder und wieder um den Springbrunnen in der Vorhalle, und ihre Panik wuchs. Die Luft in dem Grab erschien ihr plötzlich zu dünn.

»Eine Lösung gäbe es«, sagte Adam nach einer Weile leise.

»Welche?«, fragte Haven.

»Du fliehst und rettest deine Freunde. Aber mich musst du zurücklassen.«

»Ach, mach keine Witze. Wie sollte ich denn allein hier rauskommen?«

»Oh, das ist kein Problem«, sagte Adam. »Weißt du, warum es in diesem Mausoleum sieben Räume gibt, aber nur sechs Leichen? Der siebte Raum war seit jeher für mich gedacht. Ich habe dir gesagt, dass ich das Mausoleum nicht oft besucht habe, um dir deine Ruhe zu gewähren. Aber ich hatte immer vor, eines Tages hierher zurückzukehren. Die Ruhe hier unten kommt dem Schlaf so nah, wie es für mich nur möglich ist. Sie verleiht mir Frieden. Ich habe das Mausoleum so konstruieren lassen, dass ich kommen und gehen kann, wann immer ich will.« Wie ein Magier, der eine Münze hervorzauberte, machte Adam eine Bewegung mit dem Handgelenk, und ein goldener Schlüssel kam zwischen seinen Fingern zum Vorschein. »Die Horae haben nicht darauf geachtet, dass man die Tür mit demselben Schlüssel auch von *innen* öffnen kann. Hier, Haven. Er gehört dir.«

»Aber es gibt doch gar kein Schlüsselloch«, entgegnete Haven.

»Matteo Salvatore betrachtet dieses Grab als sein Meisterwerk. Besonders stolz ist er auf das Wandmosaik in diesem Raum. Man sollte die Tür nicht einmal errahnen können, darum hat er das Schlüsselloch auf der Innenseite getarnt.« Adam ging zum Ausgang und pulte ein Stückchen Stein aus der Wand auf der Innenseite der Tür. »Du darfst gehen, wann du willst, Haven.«

»Und was ist mit dir?«, fragte sie.

Adam lächelte traurig. »Ich würde gern noch eine Weile hierbleiben. Ich könnte ein bisschen Ruhe vertragen. Das vergangene Jahrhundert war ziemlich anstrengend, selbst für ein Wesen wie mich.«

»Und wie willst du dann hier rauskommen? Hast du noch einen Schlüssel?«

»Nein«, erwiderte er. »Das da ist der einzige, den ich mitgenommen habe.«

Haven suchte sein Gesicht nach einem Zeichen von Zweifel ab. »Du willst, dass ich dich einschließe und hier zurücklasse?«

»Es ist die einzige Möglichkeit, wie ich mein Versprechen halten kann, dich dieses Leben so leben zu lassen, wie du es wünschst. Und wenn du jetzt gehst, kannst du die Menschen, mit denen du es verbringen willst, noch retten. Auch den jungen Mann, der dir den Ring geschenkt hat, den du da trägst.«

Haven hatte ihre Handschuhe nicht ausgezogen. Adam konnte den Ring an ihrem Finger unmöglich gesehen haben.

»Du weißt von dem Ring?«

»Du hast deine Wahl getroffen«, sagte Adam. »Und als Gentleman werde ich sie akzeptieren. Ich möchte dich nur um zwei Gefallen bitten. Erstens, übergib den Schlüssel bitte der Schlangengöttin. Sie wird wissen, wann es an der Zeit ist, mich freizulassen.«

»Bist du sicher?«, fragte Haven. »Für Leah stehst du genau eine Stufe über dem Teufel.«

»Die Schlangengöttin weiß, dass auch die Zeit des Teufels eines Tages kommen wird.«

»Und der zweite Gefallen?«

»Küss mich ein letztes Mal«, sagte Adam. »Lass mich einen Moment lang glauben, du wärst mein. Die Erinnerung wird mir in meiner Einsamkeit Gesellschaft leisten.«

Es war ein grausamer Handel, dachte Haven. Ein einziger Kuss im Austausch für ihr Leben. Er verdiente so viel mehr als das. Also schenkte sie ihm im Stillen dazu ein kleines Stückchen ihres Herzens. Iain konnte den Rest haben, aber Haven wollte Adam etwas für das Opfer zurückgeben, das er brachte.

Haven trat auf ihn zu und schloss die Augen. Adams Lippen waren kalt, seine Finger wie aus Eis. Dieser Kuss fühlte sich anders an. In der Lobby im Gramercy Gardens hatte Haven einen jungen Mann geküsst. Nun lag sie in den Armen eines unsterblichen Wesens. Sie spürte, wie Adam die Wärme aus ihrem Körper saugte. Ihr Herzschlag verlangsamte sich. Der Tod zog sie in seinen dunklen Schlund hinab, und sie fand nicht die Kraft, sich zu wehren. Ihr allerletzter Gedanke galt Iain.

Schneeflocken rieselten vom Himmel herab und blieben auf den Gräbern liegen. Die Friedhofswege waren nicht mehr zu erkennen, und Haven irrte in der Dunkelheit zwischen Marmorstatuen und Grabsteinen umher. Der goldene Schlüssel in ihrer Hand brannte wie Eis. Ein kleiner Engel versperrte ihr den Weg. Er hatte die Handflächen wie zum Gebet gefaltet, und seine Augen schienen sie anzuflehen zu bleiben. Haven wollte an ihm vorbeigehen, als sie spürte, wie ihre Knie unter ihr nachgaben. Es war so kalt, und sie musste dringend schlafen. Ein etwas erhöht liegendes Grab lockte sie mit einer weichen weißen Daunendecke.

Wie viel Zeit hatte sie in dem Mausoleum verbracht? Es war Morgen gewesen, als sie eingeschlossen worden waren, und jetzt war es schon dunkel. Sie erinnerte sich noch an den Kuss, doch danach verschwanden ihre Erinnerungen in einem schneesturmartigen Nebel.

Sie legte sich in den weichen Schnee, das Gesicht dem Himmel zugewandt. Die Flocken schmolzen nicht, als sie auf ihrer Haut landeten. Haven schloss die Augen und spürte, wie der Schnee sie langsam unter sich begrub, ein winziger Kristall nach dem anderen. Dann breitete sich mit einem Mal Wärme in ihrem Körper aus, und sie fand sich aufrecht stehend auf dem Balkon ihres Apartments in Rom wieder. Die Sonne schien, und auf dem Platz unter ihr pfiß jemand eine alte Melodie.

Die Melodie noch immer im Kopf, öffnete Haven die Augen, entschlossen weiterzukämpfen. Auf einem Hügel über ihr sah sie drei helle Lichtkreise auftauchen. Sie kamen auf sie zugerast und wuchsen beim Näherkommen zu blendenden Kugeln an.

»Da ist sie! Haven!«, schrie eine Stimme.

Sie blinzelte ins Licht, das sie nun festzuhalten schien. Der Schmerz, der ihren Körper durchzuckt hatte, war wie der eines eiskalten Fingers, den man unter einen heißen Wasserstrahl hielt. Ihre Lider flatterten und schlossen sich wieder. Sie ließ sich abermals fallen und sank zurück in den Schnee.

Beatrice spürte ihre Knochen knacken, als sie die Treppe hinunterging. Sie war nicht alt, aber sie war auch nicht mehr jung. Die dreißig Jahre, die sie betend auf dem harten Boden der Kathedrale verbracht hatte, hatten ihre Knie kaputt gemacht, während die Schuldgefühle ihre Seele auffraßen. Ihre Geschwätzigkeit hatte ihren geliebten Bruder zum Tode verurteilt. Und sie hatte zugelassen, dass ein anderer für ein Verbrechen eingesperrt worden war, von dem sie sich nicht sicher war, ob er es begangen hatte.

Am Fuß der Treppe lag die Tür zu seinem Kerker. Sie lauschte am Schlüsselloch. Es war nichts zu hören. Dann, eins nach dem anderen, löste sie die Bretter, mit denen die Tür vernagelt worden war. Sie holte tief Luft und wappnete sich endlich für ihre Strafe. Dann zog sie die Tür auf. Was würde Adam nach all diesen Jahren zu ihr sagen?

»Es geht ihr gut«, hörte Haven einen Mann sagen. »Keine Erfrierungen, und ihre Körpertemperatur ist wieder normal. Wann hat sie das letzte Mal etwas gegessen?«

Haven hob die Hand und tastete nach ihrem Bauch. Er fühlte sich an, als sei er nach innen gewölbt. Sie hatte ihn seit Tagen nicht mehr gefüllt.

»Sie hat sich bewegt!« Das war Leahs Stimme.

»Haven?« Und das Iains. »Haven, bist du wach?«

Haven öffnete die Augen und sah eine mit Wasserflecken übersäte Zimmerdecke und einen Infusionsständer. »Iain?« Ein Schatten legte sich über sie, und dann spürte sie seine Lippen. Sie waren warm. Sie schmeckte die ganze Welt in diesem Kuss. Haven griff nach oben und zog ihn dichter an sich. Dann ließ sie eine Hand unter Iains Pullover gleiten, nur um sicherzugehen, dass er wirklich da war.

»Hast du es geschafft?«, fragte Iain und löste sich so weit von ihr, dass er ihr ins Gesicht sehen konnte.

Haven nickte, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Er hat mich gelassen.«

»Er hat dich gelassen?«

»Die Horae haben mich ausgetrickst. Sie haben uns beide in das Grab gesperrt. Sie müssen den Verdacht gehabt haben, dass ich ihn eines Tages wieder freilassen würde.«

Diese Informationen schienen Iain beinahe um den Verstand zu bringen. Sie konnte ihm ansehen, dass er sich gerade Hunderte andere Arten ausmalte, wie diese Geschichte hätte ausgehen können, eine schrecklicher als die andere. Er starrte ins Leere, bis er schließlich wieder die Kraft fand zu sprechen. »Ich hätte es wissen müssen! Warum war ich auch nicht mit dir auf dem Friedhof, sondern hab stattdessen nach Padma gesucht? Ich hätte dich für immer verlieren können, und das wäre ganz allein meine Schuld gewesen!«

»Wie bist du entkommen?«, wollte Leah wissen.

»Adam hatte einen Schlüssel, mit dem man die Tür auch von innen öffnen konnte. Er hat ihn mir gegeben und ist selbst dort geblieben. Er hat mir das Leben gerettet.«

»Im Gegensatz zu mir«, murmelte Iain.

»Du bist der einzige Grund, warum ich weiterleben wollte«, sagte Haven zu ihm und lächelte zum ersten Mal seit Tagen.

»Hat Adam dir den hier gegeben?«, fragte Leah, die den goldenen Schlüssel zwischen Daumen und Zeigefinger drehte. »Den hattest du in der Hand, als wir dich gefunden haben.« Sie wollte ihn Haven geben.

»Nein. Der gehört jetzt dir«, sagte Haven, die den Schlüssel nicht mehr berühren wollte. »Adam wollte, dass du ihn bekommst.«

»Ich?«, fragte Leah.

»Er meinte, du würdest wissen, wann die Zeit gekommen ist, ihn zu benutzen.«

»Die Horae haben dich wirklich mit eingesperrt?«, fragte Iain. Er schien es noch immer nicht glauben zu können. »Konnten die sich denn nicht denken, dass wir dich retten würden?«

»Adam hat gesagt, dass sie euch wahrscheinlich als Nächstes töten wollten«, erklärte Haven.

Iain schien die letzten zwölf Stunden in seinem Kopf Revue passieren zu lassen. »Vielleicht hätten sie es sogar versucht, aber wir waren heute die meiste Zeit von Polizisten umgeben. Ich musste die Polizei rufen, nachdem ich Padmas Leiche gefunden hatte.«

»Oh mein Gott!«, rief Haven und setzte sich kerzengerade in ihrem Krankenhausbett auf. »Padma ist tot? Was ist passiert?«

Iain schloss die Augen und holte tief Luft. »Es war schrecklich, Haven. Ich hab sie heute Morgen im Gramercy Park gefunden. Sie hing an einem Baum. Adam wollte an ihr wohl ein Exempel statuieren.«

»Nein! Adam hat sie nicht getötet. Das kann nicht sein!«

»Wir wissen nicht, wer es war«, räumte Leah ein. »Der Polizei mangelt es nicht gerade an Verdächtigen.«

»Tja, wer immer es gewesen ist, hat Leah und mich wahrscheinlich vor den Horae beschützt«, sagte Iain. »Ich bin den ganzen Vormittag lang verhört worden. Leah hatte in den Nachrichten von dem Mord gehört und ist selbst zur Polizeiwache gekommen. Und sie war um drei Uhr immer noch da, als die Polizei mich gezwungen hat, einem Haufen Reportern Fragen zu beantworten.«

»Dieser New Yorker Nachrichtensender hat eben einen Ausschnitt aus der Pressekonferenz gezeigt«, sagte Leah. »Ein paar Krankenschwestern haben es sich angesehen, als ich vorhin auf der Suche nach den Toiletten war.«

»Vielleicht läuft es ja noch«, sagte Haven aufgeregt.

Iain schaltete den Fernseher ein, der an der Wand befestigt war, und zappte sich durch die Programme. Als er den Vierundzwanzigstunden-Nachrichtensender gefunden hatte, schnappte Haven ihm die Fernbedienung aus der Hand und stellte die Lautstärke höher. Es war das zweite Mal, dass sie Iain Morrow im Fernsehen sah. Fast zwei Jahre waren vergangen, seit sein schönes Gesicht ihr zum ersten Mal aus dem Fernseher ihrer Großmutter entgegengeblickt hatte.

Haven verspürte einen Anflug von Stolz beim Anblick des jungen Mannes neben einem grauhaarigen alten Polizei-Inspektor. Iain wirkte gehetzt und man sah ihm sein Unbehagen an. Es fühlte sich sichtlich unwohl dabei, von einer gierigen Meute Journalisten in die Mangel genommen zu werden. Doch in seinen Augen lag keine Spur von Angst.

»Mr Morrow, Sie waren derjenige, der heute am frühen Morgen Padma Singhs Leiche entdeckt hat, ist das korrekt?«, fragte ein Reporter.

»Ja«, bestätigte Iain und blinzelte, als die Blitzlichter von fünfzig Kameras auf einmal loszugehen schienen.

»Können Sie den Zustand beschreiben, in dem sich die Tote befand?«

Iain verzog das Gesicht, als würde ihm übel bei der Erinnerung, und der Inspektor neben ihm klopfte ihm beruhigend auf den Rücken. »Ich bin so gegen halb sieben im Park angekommen. Da habe ich Padma Singhs Leiche von einem Baum

gleich gegenüber vom Hauptsitz der Ouroboros-Gesellschaft hängen sehen. Sie war nackt. Und jemand hatte ihr das Wort *Verräterin* in die Haut geritzt.«

»Was wollten Sie so früh am Morgen im Gramercy Park?« Es klang mehr wie eine Anschuldigung als nach einer Frage. Haven merkte, dass die Journalisten Iain gern als den Bösen dastehen lassen wollten.

»Ich war auf der Suche nach Ms Singh. Die *New York Post* hat die Inhalte ihrer Akten über die Ouroboros-Gesellschaft einen Tag früher veröffentlicht als vereinbart, und ich wollte ihr helfen, die Stadt zu verlassen, bevor ihr etwas zustieß.«

Ein weiterer Reporter meldete sich zu Wort. »Inspektor Fahey, wären Sie so freundlich, uns zu erklären, warum Mr Morrow nicht als Verdächtiger für den Mord an Ms Singh infrage kommt?«

Der hochgewachsene Polizist krümmte ein wenig den Rücken, um in das Mikrophon zu sprechen. »Mr Morrow hat ein solides Alibi für den Tatzeitpunkt. Außerdem hat er keinerlei Motiv für den Mord. Ms Singh hat viele Mitglieder der Ouroboros-Gesellschaft verschiedenster Verbrechen beschuldigt, aber Mr Morrow hat sie als Einzigen von einer früheren Anschuldigung entlastet.«

Ein anderer Journalist sprang von seinem Stuhl auf. »Mr Morrow, was für ein Gefühl ist es, nicht mehr der Hauptverdächtige im Mordfall Jeremy Johns zu sein?«

»Ein gutes. Ich freue mich schon darauf, wieder durch die Stadt laufen zu können, ohne mich alle paar Meter umzusehen.«

»Können Sie uns sagen, wo Sie die letzten achtzehn Monate gewesen sind?«

»Ich konnte nicht in New York bleiben«, antwortete Iain. »Man wollte mir einen Mord anhängen, den ich nicht begangen hatte. Als alle davon ausgingen, dass ich bei dem Brand ums Leben gekommen bin, beschloss ich, eine Weile in Europa unterzutauchen.«

»Wo in Europa? Können Sie das präzisieren?«

»Nein, das kann ich nicht.« Iain warf dem Mann einen finsternen Blick zu.

»Und was haben Sie zu der Klage zu sagen, die ihre Mutter gegen Haven Moore eingereicht hat, die junge Frau, die Ihr Vermögen geerbt hat?«

»Ich möchte keine weiteren persönlichen Fragen mehr beantworten. Aber ich denke, es dürfte nun offensichtlich sein, dass die Klage meiner Mutter jeder Grundlage entbehrt. Mein Testament war nicht gefälscht. Haven Moore wird das Geld behalten.«

»Sie waren doch selbst Mitglied der Ouroboros-Gesellschaft. Können Sie die Zustände, die Ms Singh beschreibt, aus erster Hand bestätigen?«

Haven konnte nicht erkennen, wer die Frage gestellt hatte. Die Journalisten waren wie eine Horde wild gewordener Hunde, die um ein einziges Stückchen Fleisch kämpften.

»Ich werde Padma Singhs Akten für sich selbst sprechen lassen.« Iain wirkte zunehmend ungehaltener.

»Inspektor Fahey, was sagen Sie zu den Berichten, denen zufolge Commissioner Gordon Williams Mitglied der Ouroboros-Gesellschaft war und hochrangigen Mitgliedern Gefälligkeiten erwiesen hat?«

Inspektor Fahey schnaubte. »Das ist lächerlich«, sagte er. »Nächste Frage?«

»Ein Name taucht in Padma Singhs Akten besonders häufig auf. Adam Rosier. Soweit ich weiß, konnte bisher kein Mann dieses Namens ausfindig gemacht werden. Inspector Fahey, haben Sie eine Vermutung, wo sich Mr Rosier aufhält?«

Während der Polizist die Frage beantwortete, warf Iain einen verstohlenen Blick zu Leah hinüber, die hinter ihm saß. Sie hielt zwei Handys hoch und schüttelte mit grimmiger Miene den Kopf. Iain tippte dem Inspektor auf die Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Es tut mir leid, meine Damen und Herren, aber wir werden die Konferenz an dieser Stelle abbrechen müssen«, verkündete Inspektor Fahey. Die Kamera folgte Iain und Leah, als sie aus dem Raum eilten. Ganz am Rande der Menge standen Chandra und Cleo.

Bist du sicher, dass du schon fit genug dafür bist?«, fragte Iain, als ihr Taxi auf den West Side Highway auffuhr.

»Du hast doch gehört, was der Arzt gesagt hat. Ich musste bloß was essen. Gibts noch mehr von den Energieriegeln?«, fragte Haven kauend. Leah reichte ihr einen weiteren nach Pappe schmeckenden Snack.

»Und du meinst wirklich, dass wir das Richtige tun?«, fragte Iain dann. »Sogar Adam ist davon ausgegangen, dass die Horae uns umbringen wollen.«

»Werden sie uns umbringen?«, fragte Haven Leah, bevor sie in ihren zweiten Energieriegel biss.

»Nein«, antwortete Leah.

»Woher willst du das wissen?«, fragte Iain sie. »Hattest du eine Vision?«

»Nö. Aber so geht es mit mir nicht zu Ende«, erwiderte Leah. »Der Herr hat andere Pläne für mich.«

»Du redest ständig vom Herrn, obwohl die Horae dich die Schlangengöttin nennen«, neckte Haven sie. »Und Adam auch.«

»Die können mich nennen, wie sie wollen«, sagte Leah. »Ich weiß jedenfalls genau, wer ich bin.«

»Und wer genau *bist* du?«, wollte Iain wissen.

»Ein Mädchen mit einer Gabe.«

»Und was ist mit Adam?«, fragte Haven. »Glaubst du immer noch, dass er der Teufel ist?«

Leah hob eine Augenbraue. »Vielleicht ist Teufel nicht der richtige Name für ihn, aber ich würde Adam keine Sekunde über den Weg trauen. Allerdings ist er in *mich* ja auch nicht verliebt.«

Das Taxi hielt am Fuß einer Treppe in der St. Nicholas Avenue. Ein Stück weiter auf einem Hügel lag Sylvan Terrace. Die hübschen gelben Häuser waren alle dunkel, bis auf ein einziges, ganz am Ende der Straße. Leah ging voran, stürmte die Stufen hoch und hämmerte mit den Fäusten an die Tür. Chandra öffnete.

»Hi«, sagte Leah und drängte sich an ihr vorbei. »Wir sind hier, um Beau zu holen.«

Chandra leckte sich buchstäblich über die Lippen, wie ein Fuchs, dem soeben ein Kaninchen direkt in den Bau gehoppelt war. Doch als ihr Blick auf Haven fiel, klappte ihr die Kinnlade herunter, und sie eilte zurück ins Haus.

»Phoebe!«, rief Chandra und sprintete zum Konferenzraum, in dem die Horae ihre Besprechungen abhielten. Haven, Iain und Leah folgten ihr. Drinnen waren alle Horae versammelt. Haven zählte zwölf Frauen in weißen Gewändern und einen bunt gekleideten jungen Mann. Calum Daniels. Er wich zurück und wäre um ein Haar in die Holzscheite gefallen, die im Kamin vor sich hin glommen. Als Virginia Morrow ihren Sohn erblickte, sackte sie in sich zusammen. Eine ihrer Schwestern half ihr zu einem Stuhl.

»Haven!« Selbst Phoebes Gesicht war aschfahl. »Was machst du hier? Wo ist der Magos?«

»Auf dem Friedhof«, erwiderte Haven. »Ich soll euch schöne Grüße bestellen. Er will sich später mal bei euch melden.«

»Ich verstehe nicht«, stammelte Phoebe. »Wie bist du aus dem Mausoleum herausgekommen?«

»Adam hatte einen Schlüssel, mit dem man die Tür von innen aufschließen konnte«, erklärte Haven. »Er hat mich gehen lassen und ist selbst dortgeblieben.«

Im Raum erhob sich zischelndes Geflüster wie Dampf aus einem Kessel voll siedendem Wasser.

»Der Magos hat sich für dich geopfert?«, fragte Vera. »Und du hast es ihm erlaubt?«

»Ja, aber Leah kann ihn freilassen, wann immer sie es für richtig hält«, entgegnete Haven. »Und wenn sie das tut, weiß Adam genau, wo er euch findet. Ich habe ihm alles erzählt.«

Phoebes Nasenlöcher blähten sich, und sie verzog böse den Mund. »Wie konntest du das zulassen?«, schrie sie Chandra an. »Du solltest dafür sorgen, dass das Grab nie wieder geöffnet werden kann. Sie sollten alle drei sterben!«

»Dann erledigen wir das eben jetzt«, antwortete Cleo für Chandra. »Sie sind doch alle hier. Wir haben leichtes Spiel. Ihre Leichen könnten wir im Ofen verbrennen.«

»Ihr könntet *was?*«, fuhr Virginia Morrow dazwischen und drängte sich an zwei ihrer Schwestern vorbei zu Phoebe durch. Haven hatte schon einmal eine solche Wut im Gesicht dieser Frau gesehen. Phoebe konnte von Glück reden, dass gerade kein Parmaschinken in Reichweite war.

Die anderen Horae begannen wieder zu flüstern.

»*Die Schlangengöttin töten?*«

»*Dann wären wir verflucht!*«

»*Sie müssen den Verstand verloren haben!*«

»Unsere Gäste dürfen nicht am Leben bleiben«, stellte Phoebe klar, die das Ge-flüster ignorierte und auf Virginia einredete. »Jeder von ihnen könnte den Magos freilassen. Ich weiß, das ist schmerzvoll für dich, Schwester, aber für diese Sache müssen wir alle Opfer bringen.«

Leah schlenderte zu den streitenden Frauen hinüber, als gesellte sie sich zu zwei Freundinnen auf einer Cocktailparty. »Sie wissen schon, was man übers Opfer-bringen sagt, oder, Phoebe? Dass es viel mehr Spaß macht, wenn man es andere für sich tun lässt.« Dann wandte sie sich an Virginia Morrow. »Sie haben die ganze Zeit gewusst, dass die Horae Haven töten würden, oder?«

»Nein!«, widersprach Virginia. »Wir hatten nie vor, irgendjemanden zu töten! Der Plan lautete, den Magos in den Banktresor zu sperren und die Gebäude darüber abreißen zu lassen. Haven hätte ihn dann niemals wieder freilassen können – also hätte es keinen Grund gegeben, ihr etwas anzutun. Aber Iain hat dafür gesorgt, dass wir den Tresor nicht mehr nutzen konnten – und das Grab könnte jederzeit wieder geöffnet werden. Keine von uns hat gewollt, dass Haven sterben muss, aber Phoebe meinte, es sei unumgänglich, wenn wir den Magos für immer loswerden wollten.«

Leah schüttelte angewidert den Kopf. »Und Sie sind nie auf die Idee gekommen, dass diese Lösung noch andere Konsequenzen haben könnte? Haben Sie etwa gedacht, Phoebe könnte Haven beseitigen, ohne auch Iain zu töten? Und was, dachten Sie denn, würde sie mit mir machen, nachdem ich schon hier aufgetaucht bin?«

»Ist das wahr, Phoebe? Wie lange planst du schon, meinen Sohn zu ermorden?« Virginias Stimme wurde immer lauter. »Das war niemals Teil unserer Vereinbarung!«

»Ich habe dir das Morrow-Vermögen dafür versprochen, dass du uns hilfst«, entgegnete Phoebe. »Ich hatte nicht das Gefühl, dass es dich interessiert, welche Mittel ich dafür anwende. Du hättest mir sagen sollen, dass du nicht willst, dass Iain zu Schaden kommt.«

»Manche Dinge verstehen sich ja wohl von selbst!«, schrie Virginia so schrill, dass Haven sich beinahe die Ohren zugehalten hätte.

»Tante Virginia.« Calum Daniels schubste Leah aus dem Weg und trat zwischen die beiden älteren Frauen, bevor sie aufeinander losgehen konnten. »Ich fürchte, Mutter hat recht. Wir müssen für das Allgemeinwohl Opfer bringen und tun, was notwendig ist.«

»Wir sind nicht verantwortlich für das Allgemeinwohl«, erwiderte Virginia, als erklärte sie einem kleinen Kind, wie die Welt funktionierte. »Das ist die Aufgabe der Schlangengöttin. Findest du vielleicht auch, dass wir *sie* umbringen sollten, Calum? Hast du eigentlich eine Ahnung, was passiert, wenn wir ein solches Verbrechen begehen?«

»Wir müssen tun, was notwendig ist«, wiederholte Calum ernst.

»Da würde dir deine Mutter sicherlich sofort zustimmen, Calum«, sagte Haven zu ihm. »*Dich* hätte sie nämlich auch ohne zu zögern geopfert, weißt du? Nach deiner Verhaftung bin ich hergekommen und habe ihr angedroht, dich durch Adam töten zu lassen, wenn sie Beau nicht freilässt. Phoebe hat gesagt, ich sollte deinen Mord ruhig in Auftrag geben. Sie hat noch nicht mal mit der Wimper gezuckt.«

»Du lügst!« Calum wandte sich an seine Mutter. »Sag mir, dass sie lügt!«

»Haven sagt die Wahrheit«, gab Virginia traurig zu, während Phoebe noch fieberhaft nach einer Ausrede suchte. »Wir waren alle mit im Raum, als deine Mutter die Entscheidung fällte, dich sterben zu lassen. Sie hat nie verstanden, welches Glück sie hat, dich zum Sohn zu haben. Ihr wurde das Geschenk zuteil, dich durch deine erste Inkarnation zu führen, aber sie hat dieses Privileg aufs Schlimmste missbraucht.«

»Meine erste Inkarnation?«, stammelte Calum. »Aber ...«

»Phoebe hat dich seit dem Tag deiner Geburt belogen. Dies ist erst dein erstes Leben, Calum.«

»Mutter?«, fragte Calum, als nun auch noch der Rest seiner Selbstsicherheit dahinbröckelte.

Haven musste wegsehen. Was Calum auch getan hatte, sie konnte nur noch Mitleid mit ihm empfinden. Sie dachte daran, wie stolz er auf seine früheren Leben gewesen war. Calums komplette Existenz war auf Lügen aufgebaut, und seine ganze Welt war mit einem einzigen Satz in sich zusammengebrochen. Einen Menschen, der nie gewusst hatte, wer er war, konnte Haven nicht verurteilen.

»Hör nicht auf Virginia, Calum, die ist wahrscheinlich wieder mal betrunken«, sagte Phoebe, die nun endlich zu ihrer Verteidigung anhub. »Sie war schon immer neidisch auf uns, seit ...«

»Das reicht jetzt!« Während Phoebe immer mehr in sich zusammensackte, schienen Vera immer größer zu werden. »Virginia hat keinen Tropfen Alkohol angerührt, seit sie in New York angekommen ist. Jedes Wort, das sie gesagt hat, ist wahr, Calum. Meine Schwestern und ich sind der Meinung, dass es an der Zeit ist, dir die Wahrheit zu sagen.« Haven bemerkte, dass sieben Horae hinter Vera getreten waren. Vor ihren Augen formierte sich gerade eine neue Ordnung.

Calum schniefte und gab sich alle Mühe, seine Würde zu bewahren. »Ich hab sowieso nichts von all dem für *sie* getan. Es war nur ein Geschäft. Ich sollte Mutter mit ihrer kleinen Verschwörung helfen und hätte dafür die Ouroboros-Gesellschaft bekommen, sobald Adam aus dem Weg gewesen wäre.«

»Nein, Calum«, korrigierte Vera. »Phoebe hatte nie vor, einem neunzehnjährigen Jungen die Leitung der Gesellschaft zu überlassen. Das war auch eine Lüge.«

Calum fuhr zu seiner Mutter herum. »Du hast es versprochen!«, wimmerte er. »Du hättest nie von Owen erfahren, wenn ich ihn nicht zu dir geschleppt hätte! Und es war meine Idee, ihn zu benutzen, um Havens Freund nach New York zu locken! Ohne mich wäre sie gar nicht hier! Ich hab alles getan, worum du mich gebeten hast! Ich hab Beau bei mir wohnen lassen! Und als die Polizei auftauchte, hab ich mich sogar verhaften lassen, damit du nicht auffliegst!«

»Du hast versagt, Calum«, knurrte Phoebe. »Du warst zu schwach, um den Plan zu Ende zu bringen.«

»Die Schuld liegt bei dir, nicht bei deinem Sohn«, sagte Vera. »Dein Plan hätte niemals funktioniert. Chandra und Cleo tun vielleicht alles, was du ihnen sagst, aber der Rest von uns hätte nicht zugelassen, dass du Iain oder die Schlangengöttin ermordest.«

»Versteht ihr denn nicht?«, schrie Phoebe verzweifelt. »Das ist alles sein Werk! Der Magos gewinnt! Er treibt einen Keil zwischen uns! Genau das hat er die ganze Zeit gewollt! Das hat er von Anfang an geplant!«

»Der Magos sitzt in einer Gruft in Brooklyn«, merkte Vera an.

»Und wenn Sie nicht aufpassen, könnte Ihnen ganz schnell dasselbe Schicksal blühen«, warnte Leah. »So wie ich das sehe, Phoebe, sind Sie sogar noch schlimmer als Adam. Ich würde sagen, es wird Zeit, dass ihr anderen euch zumindest eine neue Anführerin sucht.«

»Die Schlangengöttin hat gesprochen«, verkündete Vera. »Jetzt, da der Magos eingesperrt ist, sollten wir die Gelegenheit nutzen, uns neu zu formieren. Wenn es keine Einwände gibt, werde ich die Führung der Horae übernehmen. Von diesem Tag an werden wir uns nie wieder dazu herablassen, die Methoden unserer Feinde anzuwenden. Phoebe, Chandra und Cleo, ihr seid bis auf Weiteres aus der Schwesternschaft ausgeschlossen. In euren nächsten Leben dürft ihr zu uns zurückkehren.«

»Du kannst sie nicht führen, Vera! Dafür warst du schon immer zu schwach! Du wirst noch zulassen, dass sie den Magos wieder freilassen!« Phoebe tobte. »Du darfst keinem von ihnen trauen!«

»Ich vertraue der Schlangengöttin. Sie ist auf niemandes Seite«, stellte Vera fest. »Ihr seid frei zu gehen, wenn ihr wollt«, sagte sie zu ihren Gästen.

»Und was ist mit Beau?«, verlangte Haven zu wissen.

»Wo ist der Junge?«, fragte Vera.

»Den findet ihr nicht«, erwiderte Phoebe mit einem gehässigen Grinsen. Sie hatte noch ein letztes Ass im Ärmel. »Bis Sonnenaufgang ist er tot. Wenn er es nicht schon längst ist.«

»Er ist in dem Banktresor unter der Lenox Avenue«, sagte Calum Daniels. »Sie mussten ein Versteck für ihn finden, nachdem die Polizei mein Haus durchsucht hat. Ihr müsst euch beeilen. Die Kombination ist ...«

Wenn Iain sich Haven nicht kurzerhand geschnappt und sie auf den Rücksitz eines Taxis verfrachtet hätte, wäre sie wahrscheinlich den ganzen Weg bis zur Lenox Avenue gerannt. Sie verfluchte sich dafür, dass sie nicht schon längst selbst auf die Idee gekommen war. Der Tresor war für Adam vorgesehen gewesen, der weder Wasser noch Luft brauchte. Haven legte ihren Kopf auf die Knie und betete, dass sie noch rechtzeitig kommen würden. Niemand im Taxi sagte etwas. Es war, als sparten sich alle ihren Atem und ihre Energie für Beau auf.

Das Neonschild in der Mitte des Häuserblocks strahlte noch immer seine rot-weiße Warnung in die Dunkelheit hinaus, doch die Gebäude waren schon für den Abriss vorbereitet worden. Neben der Ladenfront der Kirche erwarteten sie die traurigen Überreste einer kleinen Bank, an deren Türen noch Werbeplakate mit zufriedenen lächelnden Kunden klebten. Leah starrte zu dem Neonschild hoch, während Iain eine graffitibesprühte Sperrholzplatte eintrat, mit der ein kaputtes Fenster vernagelt war. Haven quetschte sich durch die Öffnung und hielt nach einer Treppe Ausschau.

Es gab keine – nur ein Loch im Boden, an dessen Rand ein Seil nach unten hing. Haven rutschte daran herunter in den Keller des Gebäudes, ohne auf ihre Freunde zu warten. Unten angekommen, stand sie vor einem riesigen Tresorraum mit einer runden Tür.

»Sind sie wegen dem Jungen hier?«, fragte eine Stimme, und Haven erschrak fast zu Tode. Zwei Frauen hatten in einer Ecke des Raums geschlafen. Eine war aufgewacht und rieb sich die Augen.

»Sie wissen von ihm?«

»Er ist gestern mit zwei Frauen hier aufgetaucht. Sie haben ihn da eingesperrt.«

»Ging es ihm gut?«

»Sah aus, als hätten sie ihn ein bisschen in die Mangel genommen, aber ansonsten war er ganz in Ordnung.«

»Sie wissen seit einem Tag, dass jemand in diesem Tresor eingesperrt ist, und haben nicht die Polizei gerufen?«, fragte Haven vorwurfsvoll, schockiert über die Gleichgültigkeit der Frau.

»Er hat sich nicht gerade gewehrt, als sie ihn hier runtergebracht haben. Und diese zwei Mädels haben gesagt, dass sie mich und meine Freundin bei Schnee nicht mehr hier unten schlafen lassen, wenn ich mich nicht um meinen eigenen Kram kümmerge«, erklärte die Frau. »Tut mir leid, aber ich hab echt andere Sorgen als irgendwelche dummen Südstaatenjungs, die sich gern in alten Banktresoren verkriechen.«

»Haben diese *Mädels* Ihnen denn zufällig auch gesagt, dass dieses Gebäude demnächst abgerissen wird?«, fragte Haven. »Haben sie Ihnen gesagt, dass Sie sich besser einen anderen Unterschlupf suchen sollten, wenn Sie nicht unter einem Berg Schutt begraben werden wollen?«

Die Frau starrte Haven einen Moment lang an. »Das haben sie nicht erwähnt, nein. Also, wie wollen Sie ihn da jetzt rauskriegen?« Sie wirkte neugierig, mehr aber auch nicht.

»Ich habe die Kombination.«

»Ach, das ist gerade mal die halbe Miete«, verkündete die Frau und stemmte sich vom Boden hoch. »Wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen, wie sie die Tür aufgekriegt haben. Sah nämlich gar nicht mal so einfach aus.«

In dem Moment kamen Iain und Leah das Seil heruntergerutscht.

»Wer ist *das* denn?«, fragte Iain.

»Wer sind *die* denn?«, fragte die Frau und starrte Leah an, die im Schein der Taschenlampen aussah, als wäre sie nicht von dieser Welt.

»Das sind meine Freunde Iain und Leah. Diese nette Dame hier ...« Sie wartete darauf, dass die Frau ihr ihren Namen nannte.

»Ramona«, sagte die Frau schließlich widerstrebend.

»Ramona will mir helfen, den Tresor zu öffnen«, erklärte Haven.

»Und bekommt Ramona auch eine kleine Belohnung für ihre Hilfe?«, fragte Ramona.

»Ich gebe Ihnen meine letzten zwanzig Mäuse«, bot Leah an und wühlte in ihrer Tasche, bis sie einen zusammengerollten Schein zum Vorschein brachte.

»Ist sicher schon Mitternacht«, sagte Ramona und sah auf eine imaginäre Uhr. »Da sollte ja wohl ein kleiner Nachtzuschlag drin sein. Ich nehme das und noch mal die Hälfte obendrauf.«

Iain kramte in seinen Jackentaschen. »Ich hab nur einen Fünfer.«

»Dann schulden Sie mir noch einen davon«, sagte Ramona und riss ihm den Schein aus den Fingern. »Sie sehen aus, als hätten Sie genug davon. Dann machen wir uns mal an die Arbeit.«

Sie zeigte Haven, wie sie die Kombination eingeben und welche Hebel sie betätigen musste. Als sie gemeinsam die Tür aufzogen, schlug ihnen eine Welle heißer Luft entgegen.

»Verflucht, das stinkt ja ekelhaft da drin!«, merkte Ramona an. »'tschuldigung«, fügte sie schnell hinzu, als Leah ihr einen scharfen Blick zuwarf. »Wenigstens hatte er's warm! Ich bin schon froh, dass ich noch alle meine Zehen hab.«

Im Tresorraum lag Beau auf der Seite mit dem Gesicht zur Wand, die blonden Locken nass vor Schweiß. Ein stinkender Eimer stand in der gegenüberliegenden Ecke, umgeben von Schokoriegelpapier. Ansonsten befand sich nur noch eine leere Wasserflasche in dem winzigen Raum.

»Beau!«, schrie Haven, als sie sich auf den Metallboden fallen ließ und sich neben ihn kniete, eine Hand auf seiner Brust. Sie spürte, wie sie sich hob und senkte. »Beau«, rief sie wieder und rüttelte ihn leicht. »Beau, bitte, wach auf!«

»Was zum Teufel ...«, murmelte Beau. Er rollte sich herum und schirmte seine blau geschlagenen Augen vor dem blendenden Licht der Taschenlampen ab. »Haven? Bist du das?«

»Beau!« Haven wurde beinahe bewusstlos vor Erleichterung. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Haven.« Beau blinzelte noch immer wütend gegen das grelle Licht an. »Mann, ich hab gerade den schlimmsten Albtraum gehabt. Da war so ein verfluchtes kleines Mädchen und ... Warte mal. Ist er hier? Hast du ihn mitgebracht?«

»Iain ist draußen«, versicherte Haven ihm. »Und Leah auch. Sie helfen mir, dich hier rauszubringen.«

Iain machte einen Schritt in den Raum. »Ich bin hier, Beau«, sagte er.

»Nein, nicht Iain.« Beau wirkte verwirrt. »Adam.«

»Warum sollte Adam bei mir sein?« Haven wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab.

»Du hast doch gesagt, ich soll hier drin warten! Du hast gesagt, ich soll mich hier verstecken und ihn überwältigen, damit du ihn in dem Tresor einsperren kannst. Hast du gedacht, ich würde mich für nichts und wieder nichts in diesem Metallkasten hier totschwitzen?«

»*Ich* hab dir gesagt, du sollst hier drin warten?« Haven blickte zu Iain hoch, doch der schüttelte nur verständnislos den Kopf. »Wann soll das denn gewesen sein?«

»Na gestern, verdammt! Leidest du unter Gedächtnisschwund oder so?«

»Beau«, sagte Haven sanft. »Wir haben seit Wochen nicht mehr miteinander geredet. Ich habe überall nach dir gesucht. Ich bin extra aus Italien gekommen, um dich zu finden.«

»Natürlich haben wir nicht miteinander *geredet*. Adam hört doch alle Telefonate ab. Du hast mir *gemailt*.«

»Er halluziniert«, flüsterte Haven Iain zu. »Wir müssen ...«

»Verdamnte Scheiße noch mal, ich halluziniere kein bisschen!«, blaffte Beau.

»Äh, hallo?« Ramona tauchte plötzlich in der Tresortür auf, die Augen angstvoll geweitet. »Sie sollten besser mal rauskommen. Mit der Rothaarigen stimmt was nicht.«

»Wer ist das denn? Und was zum Teufel macht Leah hier?«, krächzte Beau. »Hey!«

Haven und Iain waren schon hinaus in den Keller gestürzt. Leah lag flach auf dem Boden und zuckte unkontrolliert. Ihre Augen waren so weit zurückgerollt, dass man nur noch das Weiße darin sah, und ihre Lippen formten lautlos Worte.

»Was ist mit ihr los?«, fragte Ramona. »Ist sie krank? Soll ich loslaufen und 'nen Arzt rufen?«

»Nein«, erwiderte Haven und griff nach Leahs Hand. »Ein Arzt könnte ihr nicht helfen. Sie blickt in die Zukunft.«

»Die Kleine da macht Prophezeiungen?«, fragte Ramona ehrfürchtig.

»Ja«, sagte Haven. Ramona sank auf die Knie, den Kopf geneigt und die Hände zum Gebet gefaltet. Ihre Freundin, die mittlerweile aufgewacht war, schlurfte zu ihr herüber und tat es ihr nach. So warteten sie alle ab und wagten kaum sich zu rühren, bis Leah nicht mehr zuckte und ihre Lippen sich geschlossen hatten.

»Leah«, flüsterte Haven. »Bist du wieder da? Was hast du gesehen?«

Leah schlug die Augen auf, und ihre Lunge füllte sich mit Luft. »Es ist noch nicht vorbei.«

»Was ist hier eigentlich los, verdammt noch mal?« Haven sah zu Beau auf, der das Geschehen beobachtete.

»Die Seuche kommt trotzdem«, erklärte Leah. »Wir haben sie nicht aufgehalten. Wir haben alles nur noch schlimmer gemacht.«

»Aber wie denn?« Haven stöhnte. »Ich hab alles getan, was ich konnte. Adam ist im Mausoleum eingesperrt. Du bist die Einzige, die einen Schlüssel hat.«

»Was?«, unterbrach Beau sie. »Aber ich dachte ...«

Iain legte Beau eine Hand auf die kräftige Schulter. »Deine Geschichte hören wir uns gleich an«, versprach er. »Aber jetzt hör erst mal nur zu.«

»Ich war so sicher, dass wir die Gefahr abgewendet haben«, sagte Haven. »Die Ouroboros-Gesellschaft ist am Ende. Halcyon Hall wird auch schließen müssen. Die Kinder können alle nach Hause gehen.«

»Wahrscheinlich liegt da das Problem«, meinte Leah. »Sie können nicht einfach in ihr normales Leben zurück. Sie wissen jetzt, wer sie sind, und sie wissen, was sie bewirken können. Aber sie sind noch so jung. Sie müssen erst noch lernen, dass sie ihre Kräfte auch für gute Zwecke einsetzen können.«

»Willst du damit sagen, Halcyon Hall sollte besser nicht schließen?«

»Je näher die Zukunft rückt, desto deutlicher kann ich sie erkennen. Jetzt, wo Adam nicht mehr da ist, kann Milo wieder zurück nach New York kommen. Und wir sind nicht die Einzigen, die von seiner Gabe wissen. Irgendjemand wird anfangen, ihm falsche Ideen in den Kopf zu setzen. Sie wird Milo dazu bringen, die Schüler von Halcyon Hall davon zu überzeugen, dass sie mit allen Mitteln die Macht ergreifen müssen.«

»Sie? Wer, außer uns, weiß denn noch von Milo?«

»Ich hab in meiner Vision eine Frau gesehen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es diese Chandra war.«

»Chand...«, begann Beau, ehe Iain ihm abermals beruhigend auf die Schulter klopfte.

»Jetzt kapiert euch«, sagte Haven. »Chandra weiß genau, wozu die Schüler von Halcyon Hall fähig sind. Sie hat die Prophezeiung auch gehört, und das bedeutet, dass wir ihr den perfekten Plan geliefert haben. Sie wird Milo benutzen, um Macht

zu erlangen – über die Horae und die ganze Stadt. Der einzige Weg, sie aufzuhalten, ist, die OG und Halcyon Hall zu retten.«

»Aber wie?«, fragte Iain. »Hast du heute mal in die Zeitungen geguckt? Die Ouroboros-Gesellschaft ist tot. Keiner wird mehr damit in Verbindung gebracht werden wollen. Meinst du wirklich, wir könnten sie jetzt noch retten?«

»Wir nicht«, sagte Haven. »Darauf hätte ich schon viel früher kommen müssen. Aber ich glaube, ich kenne jemanden, der genau richtig für die Aufgabe wäre.«

»Du meinst ...«, sagte Leah.

»Genau.« Haven streckte Leah die Hand hin und half ihr auf die Beine.
»Glaubst du, du kannst gehen?«

»Ja, jetzt schon«, versicherte Leah.

»Wovon zum Teufel reden die da eigentlich?«, fragte Beau Iain.

»Keine Ahnung«, antwortete Iain.

»Warte mal kurz, Haven«, sagte Beau. »Könntet ihr mir vielleicht mal kurz erklären, was hier los ist? Wo gehen wir hin?«

»Wir werden dich jetzt deinem Seelenverwandten vorstellen«, sagte Haven grinsend.

»Guter Witz«, schnaubte Beau.

»Nein, ich mein's ernst«, sagte Haven. »So ernst, dass ich dich als Allererstes mal unter die Dusche schicken muss.«

»Wer *sind* Sie eigentlich?« Haven drehte sich um und sah, dass Ramona und ihre Freundin sie anstarrten. Sie hatte ganz vergessen, dass die beiden auch noch da waren.

»Ich komme bald mit dem Geld zurück, dass wir Ihnen noch schulden, Ramona«, sagte Leah. »War echt nett von Ihnen, für mich zu beten. So was vergesse ich nicht so schnell.«

Ich bin aus dem Flugzeug gestiegen und hab ein Taxi zu der Adresse in der Hundertvierzehnten Straße genommen«, erzählte Beau seinem gebannten Publikum auf dem Rücksitz des Taxis. »Natürlich hat der Fahrer mich erst mal an der falschen Ecke rausgelassen, und es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich das richtige Haus gefunden hatte. Also komme ich irgendwann an, gehe die Treppe rauf und klinge. Und dann macht Chandra mir die Tür auf. Was hatte die überhaupt in Leahs Visionen zu suchen?«

»Das erklären wir dir später«, sagte Haven. »Erst mal wollen wir deine Seite der Geschichte hören. Geh einfach davon aus, dass wir absolut gar nichts wissen.«

Beau holte tief Luft. »Wenn du meinst. Aber nur damit das klar ist, das hier ist doch alles echt der komplette Wahnsinn.«

»Wem sagst du das?«, pflichtete Haven ihm bei.

»Okay, also Chandra kommt an die Tür von der Wohnung, in der Roy Bradford wohnen soll. Ich hab sie erst gar nicht erkannt, außerdem hatte ich ja auch nicht unbedingt mit einem *Mädchen* gerechnet – schon gar nicht mit einem, das in einer Wohnung wohnt, in der es aussieht wie vor einem Jahrhundert. Also entschuldige ich mich, weil ich denke, ich bin falsch. Aber sie sagt, nein, ich wäre absolut richtig und sollte reinkommen und ein Bier trinken. Ich sitze da und denke mir: Irgendwo hast du dieses Mädels schon mal gesehen. Und dann fällt mir ein, wo. Sie hat uns damals in diesem indischen Lebensmittelladen den Hintern gerettet. Und das hat mir echt zu denken gegeben.«

»Hattest du Angst?«

»Vor Chandra? Quatsch. Die ist wie groß? Vielleicht einsfünfzig? Ich hab schon Sandwiches gegessen, die größer waren als sie. Aber da hab ich begriffen, dass diese ganze Reise schon wieder irgendwie mit dir zu tun hat, Haven. Nimm's mir nicht übel, aber ich war schon ein *kleines* bisschen enttäuscht.«

»Tut mir leid«, sagte Haven. »Ich verspreche dir, dass ich das bald wiedergutmache. Was hat Chandra denn zu dir gesagt?«

»Sie meinte, sie würde zu irgendeiner Gruppe gehören, die sich die Horae nennen. Und es wäre deren Job, auf dich aufzupassen.«

»Auf mich aufzupassen?« Als Haven anfang zu kichern, fielen Iain und Leah mit ein.

»Ist bestimmt megawitzig, wenn man die ganze Geschichte kennt«, brummte Beau beleidigt. »Darf ich dich dran erinnern, dass ich grad deinetwegen eine Nacht in einem Banktresor verbracht hab?«

»Tut mir leid«, sagte Haven wieder. Sie drückte seinen muskulösen Arm. »Ich lache auch nicht mehr.«

»Jedenfalls«, fuhr Beau widerstrebend fort, »hat Chandra mich an den Tag erinnert, an dem sie uns gerettet hat, und das schien mir irgendwie Beweis genug für das zu sein, was sie gesagt hat. Sie meinte, du wärst mal wieder in Schwierigkeiten. Adam hätte euch beide in Italien aufgespürt, und die Horae würden versuchen, einen Plan auszutüfteln, um euch zu retten, und dafür bräuchten sie meine Hilfe. Ich sollte dich überreden, nach New York zu kommen.«

»Warte – und was war mit Roy Bradford?«

»Roy Bradford gibt es nicht. Der war nur ein Trick, um mich herzulocken.«

»Woher wusste Chandra von unserem früheren Leben in Florenz?«

Beau blickte Haven an, als hätte sie den Verstand verloren. »Sie war natürlich selbst da!«

»Interessant. Aber wenn meine guten Freundinnen, die Horae, mich wieder in New York haben wollten, warum haben sie mich dann nicht einfach gebeten zu kommen?«, fragte Haven.

»Weil Adam misstrauisch geworden wäre, wenn du ohne Grund zurückgekommen wärst. Es musste aussehen wie eine Art Notfall.«

»Verstehe.« Haven nickte. »Erzähl weiter.«

»Dieses Spiel gefällt mir nicht«, sagte Beau.

»Ist ja bald vorbei.«

»Chandra hat mich gebeten, dir eine Nachricht zu schicken, aus der du schließen würdest, dass ich in Schwierigkeiten stecke – eine, die nur wir beide verstehen würden. Sie meinte, es wäre überzeugender, wenn du glauben würdest, ich wäre entführt worden oder so.«

»Also hast du die Pan-pan-Mail geschickt«, sagte Haven.

»Genau. Aber ... Mann, Haven, du weißt ja anscheinend schon alles!«

»Bitte, Beau«, bettelte Haven. »Tu's mir zuliebe.«

»Chandra hat mir geschworen, dir die Wahrheit zu sagen, sobald du in New York ankommst. Doch ich traute ihnen nicht so ganz, denn sie wollten mich partout nicht mit dir sprechen lassen, und ich wollte nicht, dass du dir auch noch um mich Sorgen machen musst. Also hab ich mich eines Tages beim Einkaufen abgesetzt und dich von einem Münztelefon aus angerufen. Chandra war *stinksauer*. Sie hat gesagt, dass Adam vielleicht dein Telefon abhört und ich dich möglicherweise in Lebensgefahr gebracht hab.«

»Haben sie dich darum zusammengeschlagen?«

»Was? Die haben mich doch nicht zusammengeschlagen. Ich bin ausgeraubt worden. Warum, glaubst du denn, musste ich dich von einem Münztelefon aus anrufen? Einen Tag, nachdem ich hier angekommen war, wollte ich abends 'ne Cola trinken gehen, als sich auf einmal zwei Typen hinterrücks auf mich gestürzt haben. Haben mir alles Geld und mein Telefon geklaut. Danach wollte Chandra mich nicht mehr allein aus dem Haus lassen. Also bin ich halt drinnen geblieben. Dann ist Adam auf die Wohnung gestoßen und hat sie von der Polizei durchsuchen lassen, darum haben sie mich aufs Dach geschleift, und von da aus in ein anderes Gebäude geschafft. Ich war kurz davor, einfach meine Sachen zu packen und zu gehen, als sie mir diese E-Mail von dir gezeigt haben.« Er hielt inne und suchte in Havens Gesicht nach einem Zeichen von Verständnis.

»Bitte. Red weiter. Was stand in der E-Mail?«

»Dass es Zeit wäre, den Plan umzusetzen. Du hättest einen Weg gefunden, Adam zu diesem Tresor zu locken. Aber du wärst nicht stark genug, um ihn da ganz allein einzusperren. Du hast mich gebeten, da drinnen zu warten und ihn zu überwältigen.«

»Wieso dachtest du, die E-Mail wäre von mir?«

»Weil sie von deiner Adresse aus gesendet worden ist. Willst du mir etwa sagen, dass du die gar nicht geschrieben hast?«

Haven schüttelte den Kopf.

»Wer war es denn dann?«, fragte Beau.

»Es muss Calum Daniels gewesen sein. Der hat gestern mein Handy mitgenommen.«

»Moment mal. Ihr kennt Calum?«

»Könnte man so sagen«, antwortete Iain.

»Hmmm«, machte Beau. Die Vorstellung, dass ein TV-Star sich als seine beste Freundin ausgegeben hatte, schien ihn nicht so sehr zu schockieren, wie sie sollte. »Ich glaube, ich hab da so Einiges falsch verstanden. Doch wenn ich ehrlich sein soll, war Calum das Einzige an der ganzen Sache, was mir ziemlich faul vorkam. An meinem ersten Abend hier ist er mit 'ner Flasche Champagner aufgetaucht. Chandra hat gesagt, er wäre ein Freund der Horae, aber besonders gut schien sie ihn nicht leiden zu können. Na ja, schätze, sie konnte ihn nicht daran hindern herzukommen – die Wohnung gehörte schließlich ihm und so. Habt ihr die Bude übrigens mal gesehen, mit diesem Tigerfell und den Opa-Möbeln?«

»Oh ja«, sagte Haven.

»Echt gruselig, oder?«, fragte er und schüttelte sich.

»Kann man wohl sagen.« Haven nickte.

»Jedenfalls hat Calum sofort angefangen, mich auf Teufel komm raus anzugraben. Hat mir versprochen, mich Alex Harbridge vorzustellen. Am Anfang war ich schon etwas geschmeichelt – ich meine, er ist ja immerhin ein ziemlicher Star. Dann wurde es allerdings nur noch seltsam. Er wollte überhaupt nichts über mich wissen. Er hat mich noch nicht mal gefragt, wo ich zur Schule gegangen bin. Ich hatte das Gefühl, dass da noch irgendwas anderes dahintersteckte, obwohl mir immer noch nicht ganz klar ist, was das gewesen sein soll. Irgendwann hab ich dann einfach mal Klartext geredet und dem Burschen erklärt, dass er einfach nicht mein Typ ist, und da ist er dann total ausgerastet. Ich hab noch nie jemanden so wütend gesehen. Nicht, dass der mir hätte Angst einjagen können. Wenn Chandra ihn nicht sofort rausgeschmissen hätte, hätte ich dafür gesorgt, dass sein Gesicht nicht mehr fürs Fernsehen taugt.«

»Vielleicht bekommst du deine Chance ja noch«, sagte Haven.

»Echt?«, fragte Beau neugierig.

»Solange du mich auch noch den einen oder anderen Treffer landen lässt«, mischte Iain sich ein. »Immerhin ist er ja *mein* kleiner Bruder.«

»Bitte *was*?«, rief Beau dazwischen. »Okay, jetzt reicht's mir aber wirklich. Also, wer von euch wäre so nett, mir zu erklären, warum Iain auf einmal einen Bruder hat und warum der mir so dringend an die Wäsche wollte? Oder warum ich vierundzwanzig Stunden in einem Banktresor hocken musste? Und was soll dieses ganze Gefasel über meinen ›Seelenverwandten‹?«

»Welche Antwort hättest du gern als Erstes?«, zog Haven ihn auf.

»Fang mit dem Seelenverwandten an!«, sagte Leah. »Das ist der beste Teil.«

Es war zwei Uhr morgens, als sie die Andorra Apartments erreichten. Auf der anderen Straßenseite standen zehn Gartenstühle an der Steinmauer des Central Parks aufgereiht. In jedem hockte ein dunkler, formloser Klumpen. Haven sah, wie sich eine der Gestalten bewegte, und dann eine Reflexion im Glas eines Kameraobjektivs. Mit einem Mal erkannte sie, dass das auf den Stühlen Männer in wetterfesten Schlafsäcken waren.

»Paparazzi«, murmelte Haven. Sie lagen vor den Andorra Apartments auf der Lauer. »Die warten auf uns, oder? Woher wussten sie, dass sie uns hier finden würden?«

»Das ist wahrscheinlich meine Schuld.« Iain seufzte. »Ich hab der Polizei erzählt, dass ich im Moment im Andorra wohne. Irgendwie muss das wohl zur Presse durchgesickert sein.«

»Hey, Leute? Können wir nicht einfach irgendwo anders hin?«, fragte Beau und rieb sich die Schläfen. »Nach allem, was passiert ist, bin ich nicht besonders scharf drauf, jetzt noch für ein paar Fotos zu posieren.« Er war immer noch dabei, die verrückte Geschichte zu verdauen, die sie ihm erzählt hatten, und sah aus, als könnte sein Kopf jeden Moment explodieren.

»Ich renne kurz rein«, sagte Leah. »Von mir wollen diese Typen kein Foto.«

»Du willst reingehen?«, fragte Haven.

»Frances bringt uns um, wenn ich ihr nicht erzähle, was los ist! Und dann kann ich auch gleich ein bisschen Geld fürs Taxi und ein paar frische Klamotten für Beau holen. Der riecht ja wie ein Plumpsklo. Würde es dir was ausmachen, ihm welche von dir zu leihen?«, wandte sie sich an Iain.

»Nein, überhaupt nicht«, erwiderte Iain mit einem schiefen Grinsen. Leah konnte es ganz offensichtlich kaum erwarten, Beau endlich Owen vorzustellen.

»Okay, Leah ist also immer noch so durchgeknallt wie eh und je«, bemerkte Beau, nachdem das Mädchen die Wagentür hinter sich zugeknallt hatte. »Beruhigend zu wissen, dass sich manche Dinge nie ändern. Aber ich komme immer noch nicht über diesen Kram hinweg, den ihr mir auf dem Weg hierher erzählt habt. Glaubt ihr wirklich, *Leah Frizzell* soll ganz New York City vor einer Seuche retten?«

»Ich glaube, genau das ist der Grund, aus dem wir alle überhaupt hier sind«, entgegnete Haven.

»Also habt ihr mich in so eine Art kosmische Verschwörung mit reingezogen?«

»Dafür sind Freunde doch da, oder etwa nicht?«, fragte Haven.

»Mann«, brummte Beau. »Ich glaub, ich sollte lieber zum Einzelgänger werden.«

»Ich möchte wetten, dass du das morgen früh ganz anders siehst«, scherzte Haven.

»Weißt du was? Langsam gehen mir deine Anspielungen echt auf den Senkel, Haven Moore. Ich werd jetzt mal 'ne Weile in Ruhe nachdenken, wenn's okay ist. Da weiß ich wenigstens, dass nicht so was Krankes dabei rauskommt.« Beau schloss die Augen, und Haven schmiegte ihr Gesicht an Iains Brust, um ein Kichern zu unterdrücken.

»Ich kann dich hören!«, knurrte Beau.

Ein paar Minuten später schlüpfte Leah zurück ins Auto. »Oh, Mann, diese Frau denkt wirklich so was von einspurig«, stöhnte sie. »Als Erstes hat sie gefragt, ob wir alle sterben müssen. Und als Nächstes wollte sie wissen, ob zwischen Haven und Iain alles wieder in Ordnung kommt.«

»Na ja, genau genommen ist das doch immerhin zweispurig«, sagte Iain grinsend.

»Also, ich hab die Klamotten. Wie lautet jetzt der Plan?«, wollte Leah wissen.

Haven beugte sich vor und klopfte an die Plexiglasscheibe, die den Fahrer vom Rücksitz trennte. »Gramercy Gardens Hotel«, wies sie ihn an.

Die Hotellobby war wie ausgestorben, und Haven atmete erleichtert auf. Der Rezeptionist am Empfang nickte der Vierergruppe kurz zu und surfte dann weiter im Internet. Jetzt, seit Adam nicht mehr da war, schien der Zauber verflogen zu sein, und Haven war wieder herrlich anonym.

»Iain?« Virginia Morrow saß auf einem der kleinen Sofas in der Lobby. Sie glitt auf sie zu wie ein Gespenst. Sie trug noch immer ihr weißes Leinenkleid und weder Mantel noch Strumpfhose.

»Geht ihr zwei schon mal rauf. Zimmer 2024.« Haven gab Leah und Beau ihren Zimmerschlüssel. Dann stellte sie sich, ohne darüber nachzudenken, vor Iain, als wollte sie ihn beschützen.

»Darf ich meinen Sohn vielleicht kurz allein sprechen?«, fragte Virginia.

Den Wechselbalg?, hätte Haven am liebsten gefragt. *Den Jungen, den Sie so gequält haben, weil er nicht Ihnen allein gehörte?*

»Haven ist meine Familie«, sagte Iain nüchtern. »Sie kann mit anhören, was du mir zu sagen hast.«

»Na schön. Ich möchte dich darüber in Kenntnis setzen, dass ich New York verlasse«, sagte Virginia. »Ich kehre morgen in meine Villa zurück, und ich habe nicht vor, wiederzukommen. Ich dachte, wir könnten uns vielleicht noch kurz unterhalten, bevor ich weg bin. Unter vier Augen, wenn es geht.«

»Haven bleibt hier«, beharrte Iain. Haven griff nach seiner Hand. Sein Griff war zu fest; sie spürte, wie ihre Knochen knackten. Doch sie ertrug den Schmerz, ohne zu klagen.

Virginia nickte. »Du musst eine Menge Fragen haben«, begann sie.

»Nein. Nicht mehr«, erwiderte Iain. »Ich weiß, was du bist. Ich weiß Bescheid über dich und Phoebe und Calum.«

»Also hat Haven es dir erzählt. Du hast wirklich Glück gehabt, dass du sie wiedergefunden hast«, sagte Virginia. »Ich weiß, wie schrecklich es ist, ganz allein auf der Welt zu sein.«

»Allein?« Iain wurde langsam wütend. »Du warst nie allein. Was ist mit deinen Schwestern? Was ist mit *mir*?«

»*Schwestern* ist nur ein Wort, das wir benutzen. Wir sind nicht wirklich miteinander verwandt. Und ich wollte so gern ein Kind, um endlich eine eigene Familie zu haben. Ich habe immer von einem Kind geträumt, das mich mit nichts als Liebe ansieht. Von einem Menschen, dem ich mein ganzes Leben widmen konnte. Du wirst dich nicht daran erinnern, aber als du noch ein Baby warst, habe ich dich mit meiner Zuneigung fast erstickt. Ich habe deinem Vater noch nicht mal erlaubt, eine Nanny für dich einzustellen. Ich wollte dich für mich ganz allein haben. Und dann ...«

»Und dann habe ich sprechen gelernt«, ergänzte Iain.

»Ja. Da habe ich erkannt, dass du kein bisschen mir gehörtest. Du gehörtest Haven.«

»Ich hätte auch dir gehören können«, sagte Iain.

»Vielleicht. Aber die Enttäuschung war schrecklich. Und dann hatte dein Vater eine Affäre mit Phoebe. Ständig hat sie mir ihren Sohn vorgeführt. Bei Calum

war von Anfang an klar, dass dies sein erstes Leben auf dieser Erde war. Ich war so neidisch. Meiner abscheulichen Schwester war eine reine Seele geschenkt worden.«

»Sehen Sie sich doch an, was aus Calum geworden ist«, schaltete Haven sich ein. »Heute ist seine Seele nicht mehr so rein.«

»Nein«, sagte Virginia. »Das arme Kind hatte nie eine Mutter, die ihn auf den rechten Weg gelenkt hat.«

»Ich auch nicht«, bemerkte Iain.

»Du brauchtest mich nicht. Du hattest Haven. Calum ist es doch, der ganz allein gelassen wurde. Ihm gilt mein Mitleid. Darum habe ich ihn gefragt, ob er mit mir in die Toskana kommen möchte. Hier hat er doch nichts mehr. Wenn Calum hierbleibt, landet er früher oder später im Gefängnis.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum du überhaupt nach New York gekommen bist, Mutter. Wenn du Phoebe so sehr hasst, warum in aller Welt wolltest du ihr dann helfen?«, fragte Iain.

»Weil ich kein Geld mehr hatte. Geld und Scotch waren das Einzige, was meinen Schmerz je gelindert hat. Ich wusste, dass irgendwann der Tag kommen würde, an dem ich nichts von beidem mehr haben würde. Ich hatte schreckliche Angst. Es war fast zwanzig Jahre her, dass ich die Welt durch nüchterne Augen betrachtet hatte.«

»Ich hätte dir alles gegeben, worum du mich gebeten hättest«, sagte Iain. »Ich hätte dafür sorgen können, dass du Hilfe bekommst.«

»Ich wollte deine Hilfe nicht«, sagte Virginia bestimmt. »Das hätte es mir unmöglich gemacht, dich zu hassen. Und ich brauchte diesen Hass. Er war das Einzige, was mich am Leben erhalten hat.«

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Haven betete, dass sie die Kraft haben würde, sich nicht auf Iains Mutter zu stürzen und sie zu erwürgen.

»Aber die Dinge haben sich geändert«, sagte Virginia schließlich. »Du bist der Einzige, an den ich mich noch wenden kann. Calum und ich werden Geld brauchen, wenn wir überleben wollen.«

»Warum sollte ich dir noch mehr Geld geben?«, fragte Iain. »Du gibst es ja doch nur für Scotch aus. Und Gott allein weiß, was Calum damit anstellt.«

»Ich habe seit zwei Wochen keinen Drink mehr angerührt«, entgegnete Virginia. »Ich verlange ja gar nicht von dir, dass du mir vertraust, Iain. Ich weiß, dass

ich unsere Beziehung nicht retten kann, aber vielleicht kann ich deinem Bruder helfen.«

»Und was ist mit den Horae?«, fragte Haven. »Wollen die nicht, dass Sie bei ihnen bleiben?«

»Meine Schwestern und ich haben beschlossen, getrennte Wege zu gehen. Jetzt, wo der Magos eingesperrt ist, haben wir alle es uns verdient, eine Weile unser eigenes Leben zu führen. Wenn die Schlangengöttin sich entschließt, ihn freizulassen, werden wir uns wieder vereinen. Aber Phoebe wird nie wieder unsere Anführerin sein. Vera hat ihre Position übernommen.«

»Sorgen Sie dafür, dass sie ein Auge auf Chandra und Cleo hat«, sagte Haven. »Die sind mindestens genauso schlimm wie Phoebe.«

»Das ist möglich«, sagte Virginia. »Aber Sie sollten sie nicht vorschnell verurteilen. Wir sind alle zu schrecklichen Dingen fähig.«

»Das kommt mir irgendwie bekannt vor«, erwiderte Haven schlagfertig.

»Sie spielen auf unser Gespräch in meiner Villa an, nicht wahr?«, fragte Virginia. »Haben Sie sich mal gefragt, was passiert wäre, wenn ich Sie nicht vor sich selbst gewarnt hätte? Ich habe Ihnen einen Gefallen getan, Haven. Eigentlich sollten Sie mir dankbar sein.«

Iain schien zu spüren, dass sie auf einen neuen Streit zusteuerten. »Haven«, sagte er, bevor sie antworten konnte, »willst du nicht schon mal nach oben gehen, während ich meine Mutter zur Tür bringe?«

Haven biss die Zähne zusammen und nickte. Sie machte sich auf den Weg zum Fahrstuhl, aber sie fuhr nicht nach oben. Stattdessen versteckte sie sich hinter einer Ecke und beobachtete die beiden. Eine halbe Stunde später redeten sie noch immer, aber selbst wenn ihr Gespräch den Rest der Nacht gedauert hätte – Haven hätte Iain niemals mit seiner Mutter allein gelassen.

»Na, wer spioniert denn da?«

Beau und Leah waren aus einem Fahrstuhl getreten. Haven fuhr herum, um sie zum Schweigen zu bringen, doch beim Anblick des frisch geschrubbten Jungen mit dem blonden Haar konnte sie nur lächeln. Selbst die verblassenden Blutergrüsse um seine Augen taten seinem guten Aussehen keinen Abbruch.

»Sauber macht er sich schon viel besser, was?«, scherzte Leah.

»Sehe ich denn okay aus?«, fragte Beau. »Iains Jeans ist ein kleines bisschen eng.«

»Ich finde, sie steht dir verdammt gut«, versicherte ihm Leah.

»Vielleicht würde es ja helfen, wenn ihr mir mal verraten würdet, wohin wir um zwei Uhr morgens noch wollen«, sagte Beau. »Dann könnte ich selbst beurteilen, ob eine hautenge Jeans dem Anlass angemessen ist.«

»Wir wecken nur einen Freund von uns auf«, erklärte Haven. »Gleich nachdem Iain sich von seiner Mom verabschiedet hat.«

»Das ist also die böse Rabenmutter?«, fragte Beau und spähte um die Ecke. »Also, mit dem Kleid tut sie sich jedenfalls keinen Gefallen. Man sollte doch meinen, eine Frau mit so einer Figur will zeigen, was sie hat. Wenn ich ihr mal einen richtig knackigen Fummel à la Cruella de Vil verpassen würde, wäre sie die heißeste Gangsterbraut von hier bis Disneyland.«

Eine Erinnerung zuckte durch Havens Kopf und hinterließ ein breites Lächeln auf ihrem Gesicht. »Oh, Mann. Ich hab ja noch eine Überraschung für dich«, sagte sie zu Beau.

»Heb sie dir für später auf. Mein Überraschungsnerv ist gerade noch ziemlich überlastet. Aber wie's aussieht, hat Cruella sowieso grad die Biege gemacht.«

Haven sah Iain allein in der Lobby stehen. Keine Sekunde später war sie wieder bei ihm und schloss ihn in die Arme. Sie musste ihn nicht fragen, was er seiner Mutter geantwortet hatte. Wie auch immer seine Entscheidung ausgefallen war, Haven wusste, dass es die richtige war.

Hier soll mein angeblicher Seelenverwandter wohnen? Ich weiß nicht, ob ich mich an so viel Luxus gewöhnen könnte«, witzelte Beau, aber Haven spürte, wie nervös er war. Die vier standen in der pompösen Lobby des alten Polizeipräsidiums und warteten auf den Portier.

»Ja, das könnte echt hart werden«, erwiderte Leah und sah zu der goldverzierten Decke auf. »Zu allem Überfluss hat er auch noch das Penthouse.«

»Aha, du warst also schon mal in der Wohnung meines Seelenverwandten?«, fragte Beau.

»Hast du denn eben im Taxi nicht zugehört? Ich bin die Schlangengöttin – ich sehe alles und ich weiß alles.«

»Spar dir deine Prahlerei für Leute, die nicht schon mit dir im Kindergarten waren«, sagte Beau. »Was würde der alte Earl überhaupt zu all dem hier sagen? Hat dein Onkel schon immer gewusst, dass er eine Göttin als Nichte hat?«

»Na, jetzt weiß er es zumindest. Ich hab ihn gestern Abend angerufen und ihm alles erzählt. Er hat sich vor Lachen nicht mehr eingekriegt. Ich hab irgendwann aufgelegt.«

»Du solltest dafür sorgen, dass eine deiner Schlangen ihn in seiner nächsten Predigt mal ordentlich zwickt. Das sollte ihm eine Lehre sein.«

Leah zog die Augenbrauen zusammen. »Über Earls Schlangen hab ich genauso wenig Kontrolle wie über meine Visionen. Du weißt, dass das nur ein Scherz war, oder?«

Beau rubbelte dem Mädchen freundschaftlich mit den Fingerknöcheln über den Kopf. »Ja, Leah. Ich weiß, dass das nur ein Scherz war.«

»Möchten Sie jemanden besuchen?« Endlich tauchte der Portier auf, einen Becher Kaffee und einen Mikrowellen-Burrito in der Hand.

Haven trat an den Empfangstresen. »Ich möchte zu Owen Bell. Sagen Sie ihm bitte, Haven Moore ist hier.«

»Haben Sie mal auf die Uhr gesehen, meine Liebe? Es ist fast drei Uhr morgens. Sind Sie sicher, dass Mr Bell da Besuch empfangen will?« Dieser Portier gehörte ganz offensichtlich nicht zur Ouroboros-Gesellschaft.

»Warum fragen wir ihn nicht einfach?«, schlug Haven vor und bedauerte eine Sekunde lang den plötzlichen Verlust ihres VIP-Status.

»Okay«, willigte der Mann widerstrebend ein. »Wie sind die Namen Ihrer Freunde?«

»Ich werde erst mal nur allein hochgehen.« Sie warf Beau einen Blick zu. »Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.«

»Wenn Sie meinen«, sagte der Portier. Er rief in Owens Apartment an. »Tut mir leid, Sie zu stören, Mr Bell. Ich habe hier eine Haven Moore, die Sie sehen möchte. Mmm-hmm. In Ordnung.« Der Mann legte auf und deutete auf den Aufzug. »Sie können direkt rauffahren, Miss Moore.«

»Haven.« Owen trug nur Boxershorts und ein T-Shirt. »Ich versuche schon seit zwei Tagen, dich in deinem Hotel zu erreichen. Ich hab gehört, dass Calum was mit dem Verschwinden deines Freunds zu tun hatte. Bist du darum hier? Ich schwöre, ich stecke da nicht mit drin.«

»Ich weiß«, sagte Haven zu ihm. »Ich hab Beau gefunden. Er wartet unten. Er will dich kennenlernen.«

Owen sah an sich hinunter. »Dann sollte ich mir wohl was anziehen.«

»Nur keine Eile«, sagte Haven. »Ich dachte, wir könnten uns erst noch kurz unterhalten. Über die Ouroboros-Gesellschaft.«

»Was gibt es dazu noch zu sagen?«, entgegnete Owen, während er Haven zu dem Sitzbereich in der Mitte des riesigen runden Raums führte. »Die OG ist am Ende. Liest du denn keine Zeitung?«

»Ich weiß, was passiert ist, doch ich hatte in den letzten vierundzwanzig Stunden eine ganze Menge andere Sachen um die Ohren, deshalb fehlen mir die Details. Wie schlimm ist es?«

»Schlimmer geht eigentlich kaum noch. Padma Singh hat Hunderte von Karrieren zerstört. Ein paar von den Sachen, die diese Leute angestellt haben ... das kann man sich kaum vorstellen. Calum Daniels war einer der Schlimmsten. Und sogar der Bürgermeister. Wusstest du Bescheid über seinen kleinen Fetisch?«

Haven schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Aber ich glaube, es gab da so Einiges, was einfach niemand sehen *wollte*. Mir wird fast schlecht bei dem Gedanken, dass ich jemals mit Adam Rosier zu tun hatte. Ich musste erst mal duschen gehen, nachdem ich heute Morgen die *New York Post* gelesen hatte. Ich gehe davon aus, dass er mal wieder irgendwie davonkommt. Oh Gott, wenn ich nur daran denke, dass ich ihm geholfen habe ...«

»Adam wollte die OG verändern«, unterbrach Haven. »Das glaube ich ihm wirklich.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«, fragte Owen.

»Weil er dich eingestellt hat. Aber um Adam musst du dir sowieso keine Gedanken mehr machen. Von dort, wo er jetzt ist, kann er fürs Erste keinen Schaden mehr anrichten.«

»Wo ist er denn?«, wollte Owen wissen.

»Wahrscheinlich ist es am besten, wenn du das nicht weißt.«

»Kann sein«, stimmte Owen ihr zu.

Haven lehnte sich in ihrem Sessel zurück. »Du hast gesagt, Padma hätte Hunderte von Karrieren zerstört. Aber die Ouroboros-Gesellschaft muss doch über tausend Mitglieder gehabt haben.«

»Tausendzweihundert, wenn du die Schüler von Halcyon Hall mit einrechnest.«

»Dann war ja nur ein relativ kleiner Anteil der Mitglieder korrupt.«

»Nein, korrupt waren wir alle«, sagte Owen. »Aber ein paar von uns waren noch dazu Verbrecher. Die meisten von uns waren wie Alex Harbridge, die ihre Punkte für Nasen-OPs und Oscarstimmen ausgegeben hat. Aber eigentlich hat die arme Alex die Blamage gar nicht verdient, die ihr bevorsteht.«

»Was meinst du damit?«

»Das ist eine der Sachen, die die Presse sich aus Padmas Akten herausgepickt hat. Vor einer Weile herrschte auf Alex' Punktekonto mal ziemliche Ebbe. Sie ist zu Padma gegangen und hat sie um Hilfe gebeten, und Padma hat die Gelegenheit genutzt, um sie so richtig schön zu erniedrigen. Ungefähr ein Jahr lang musste Alex jedes Mal, wenn ein Kind von irgendeinem hohen Tier seinen Geburtstag feierte, den Überraschungsgast spielen. Sie hat nur fünf Punkte pro Party verdient, aber am Ende hatte sie ihre Schulden ausgeglichen.«

»Das klingt doch gar nicht *so* schlimm«, sagte Haven vorsichtig.

»Oh, es wird noch besser. Du weißt ja, wie empfindlich Alex ist, wenn es um ihre Figur geht. Na ja, Padma hat sie jedenfalls in ein Schweinchenkostüm gesteckt und den Kindern Cupcakes servieren lassen. Ich glaube, die Gäste sind nie darauf gekommen, wer sie ist. Aber Padma hatte ein paar nette Fotos von den Partys in ihren Akten.«

»Verdammt«, sagte Haven, die versuchte, sich ein Lachen zu verkneifen. »Das ist ja echt gemein. Aber die Geschichte bestätigt eigentlich genau das, was ich dir hier zu erklären versuche.«

»Und das wäre?«

»Das Cupcake-Schweinchen war nicht der erste Job, der Alex angeboten wurde. Als Erstes hat Padma nämlich von ihr verlangt, irgendeinem OG-Mitglied, das gerade Urlaub in Frankreich machte, Drogen zu liefern. Alex hat den Job abgelehnt. Sie hat mir nie erzählt, was Padma sie stattdessen hat machen lassen. Wenn du es mir nicht erzählt hättest, wäre ich nie dahintergekommen. Aber ich glaube, Alex war eher dazu bereit, sich erniedrigen zu lassen, als etwas zu machen, von dem sie wusste, dass es illegal war.«

»Aber trotzdem hat sie die ganze Zeit mit Calum rumgehungen.«

»Ja, aber wir doch auch. Und nur damit du Bescheid weißt, Calum ist auch nicht mehr in New York. Er macht jetzt erst mal sehr lange Urlaub.«

Owen lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Was genau versuchst du mir hier eigentlich zu sagen, Haven?«

»Ich versuche, dir zu sagen, dass die Ouroboros-Gesellschaft nicht ganz so verdorben ist, wie jeder glaubt. Es gibt vielleicht ein paar Mitglieder, die auf den falschen Weg geraten sind, aber ich erinnere mich noch genau an die Rede, die du für Milo geschrieben hast. Du hast gesagt, die OG-Mitglieder besäßen genug ›Geld, Begabung und Intelligenz, um den Lauf der Geschichte zu verändern.‹ Das ist noch genauso wahr wie vorher. Mit dem richtigen Anführer könnte die OG eine ganze Menge Gutes erreichen.«

»Denkst du da an jemand Bestimmten? Warte. Moment mal. Du meinst *mich*?«, fragte Owen. Der Gedanke schien ihm regelrecht Angst einzujagen. »Du weißt, warum ich dazu nicht Ja sagen kann, Haven. Ich bin nicht fürs Rampenlicht geboren. So gern ich dir auch helfen würde, ich kann das nicht.«

»Ich will ja gar nicht, dass du es für mich machst«, sagte Haven. »Sondern für die Kinder in Halcyon Hall.«

»Halcyon Hall?« Owen blickte verwirrt. »Ich dachte, das wären alles kleine Roboter.«

»Und wer hat dir das erzählt? Calum?«

Owen nickte. Haven konnte ihm ansehen, wie ihre Botschaft langsam zu ihm durchsickerte.

»Ich bin dort gewesen. Ich hab mir ein paar Unterrichtsstunden angesehen und mit ein paar Schülern geredet. Ich bin noch nie in meinem Leben so neidisch gewesen. Als Beau und ich in der Schule waren, wusste jeder, dass wir anders sind, und sie haben uns das Leben mehr oder weniger zur Hölle gemacht. Besonders Beau. Kennst du die Redensart, ›Was dich nicht umbringt, macht dich stärker?«

»Klar.«

»Tja, Beau ist der lebende Beweis dafür. Aber die meisten Leute hätten die ersten achtzehn Jahre unseres Lebens nicht überstanden. Sie wären daran zugrunde gegangen. Oder seelisch völlig abgestumpft. Ich werde den Gedanken einfach nicht los, dass genau das den Kindern bevorsteht, die Adam rekrutiert hat. Ich hab in Halcyon Hall einen Jungen gesehen, der eins der schönsten Kleider entworfen hat, das ich je gesehen habe. Und keiner der anderen Schüler hat sich über ihn lustig gemacht oder ihn beschimpft oder gedroht, ihn zusammenzuschlagen. Sie haben alle nur sein Talent gewürdigt. Stell dir einfach mal vor, was Halcyon Hall für ein Kind bedeuten könnte. Und dann stell dir vor, was es für ein Kind bedeuten könnte, wenn du der Schulleiter von Halcyon Hall wärst.«

»Das ist eine ziemlich große Verantwortung, Haven. Ich wollte nie ein so wichtiges Vorbild für irgendjemanden sein.«

»Ich weiß, aber überleg doch mal: Wenn niemand diese Kinder dazu inspiriert, ihre Talente und Fähigkeiten dazu zu nutzen, die Welt zu verbessern, könnten wir bald ziemlichen Ärger bekommen. Dasselbe hast du über Milo gesagt und du hast recht. Er ist unglaublich gefährlich. Und es gibt Leute, die nur auf die Gelegenheit warten, ihm die falschen Ideen einzutrichtern. Leute, die viel schlimmer sind als Adam. Darum musst du dich weiter um die Schule kümmern. Irgendwer muss Milo und seine Freunde auf den richtigen Weg bringen.«

»Wow«, sagte Owen. »Und du meinst wirklich, ich bin der Richtige, um die OG weiterzuführen?«

»Daran habe ich überhaupt keinen Zweifel, Owen. Ich glaube, ich habe das vom ersten Moment an gewusst, als ich dich kennengelernt habe. Sogar Adam hat gesagt, du seist unbestechlich. Nur so aus Neugier, wie viele Punkte hast du auf deinem OG-Konto? Dreitausend? Viertausend?«

»So in etwa, ja«, erwiderte Owen mit einem Schulterzucken.

»Und wie viele hast du jemals ausgegeben?«

»Mein Gott, Haven, ich wusste ja gar nicht, was für eine aggressive Taktikerin du bist. Kann ich wenigstens ein bisschen darüber nachdenken? Vielleicht sogar, wenn ich eine Hose anhabe?«

»Klar«, entgegnete Haven. »Warum ziehst du dir jetzt nicht einfach was an? Und ich gehe runter und schicke Beau rauf.«

»Er will darüber nachdenken«, sagte Haven zu den anderen, die unten warteten. »Er hat ein bisschen Angst davor, so sehr im Mittelpunkt zu stehen. Aber ich glaube, ich kenne jemanden, der ihn davon überzeugen kann, sich der Öffentlichkeit zu stellen. Bist du bereit, Beau?«

»Ich glaube schon«, erwiderte der Junge.

»Na, dann fahr mal rauf, oberste Etage.«

»Alleine?«, fragte Beau.

»Warum können wir denn nicht mitgehen?«, jammerte Leah. »Ich hab mich schon die ganze Nacht darauf gefreut!«

»Weil Beau wahrscheinlich sein Leben lang auf diesen Moment zurückblicken wird, und dann wird er froh sein, dass keiner von uns dabei war und zugeguckt hat.«

»Sie hat recht«, stimmte Iain ihr zu. »Nehmt es mir nicht übel, aber ich bin auch froh, dass keiner von euch dabei war, als Haven mich gefunden hat.«

»Bist du dir auch wirklich sicher?«, fragte Beau. »Noch so eine Enttäuschung würde ich gerade echt nicht überleben.«

»Es wird keine Enttäuschung«, sagte Haven zu ihm. »Das verspreche ich dir.«

Sie hatten an alle Mitglieder der Ouroboros-Gesellschaft eine E-Mail verschickt. Nicht bloß an die reichen und berühmten. Auch an die Arbeiter und die Grauen. Für den zehnten März um neun Uhr morgens war eine Vollversammlung einberufen worden. Die Teilnahme war freiwillig.

»Glaubst du, es kommt überhaupt jemand?«, fragte Haven Iain, als sie Hand in Hand über den Irving Place schlenderten. Noch nicht einmal Leah würde da sein. Sie hatte beschlossen, in New York zu bleiben, bis sie sicher sein konnte, dass ihre Visionen vorbei waren. Aber mit der Ouroboros-Gesellschaft, das hatte sie Haven an diesem Morgen eröffnet, wollte sie nichts mehr zu tun haben. Stattdessen wollte sie lieber in der Bronx in den Zoo gehen.

»Keine Ahnung«, sagte Iain. »Ein paar von diesen Leuten haben eine ziemlich harte Zeit hinter sich. Hoffen wir, dass wenigstens Owen auftaucht. Hast du schon mit Beau geredet?«

»Ich hab ihn angerufen, aber er war nicht besonders in Plauderlaune. Ich will mir gar nicht vorstellen, was für versaute Sachen in dem Penthouse da oben vor sich gehen.«

»Oh doch, das willst du«, sagte Iain lachend.

»Ja, vielleicht. Aber das Ganze ist jetzt eine Woche her! Man sollte doch meinen, dass sie einander langsam satt haben.«

»Du bist ja bloß eifersüchtig, weil du deinen besten Freund jetzt mit jemandem teilen musst. Kein Wunder, dass du so miese Laune hast.«

Haven blickte ihn aus schmalen Augen an. Beaus Abwesenheit war nicht der einzige Grund dafür, dass sie gerade nicht sie selbst war. Noch etwas anderes nagte an ihr.

»Du weißt, dass ich recht habe«, sagte Iain. »Und du weißt auch, dass Owen die Zeit brauchte, um sich vorzubereiten.«

»Tja, dann hoffen wir mal, dass er auch weiß, was er heute sagen soll«, grummelte Haven, obwohl sie in Wahrheit keine Sekunde daran zweifelte.

Sie bogen in die Gramercy Park South ein. Haven blickte auf die Uhr ihres Handys. Es war erst fünf vor neun, doch auf dem Bürgersteig vor der Ouroboros-Gesellschaft drängten sich schon die Menschen. Die Eingangstüren schienen verschlossen zu sein, und die Leute wurden langsam ungeduldig. Als Haven und Iain näher kamen, zeigte eine Frau am Rand der Menge in ihre Richtung.

»Da ist er«, rief sie, und Hunderte von Köpfen wandten sich ihnen zu.

Iain und Haven erstarrten und sahen sich unsicher um. Es bestand kein Zweifel daran, dass die Frau Iain gemeint hatte.

»Das ist alles Ihre Schuld«, knurrte die Frau. »Sie und Padma Singh haben uns an die Presse verkauft. Jetzt hält uns jeder für Drogendealer und Prostituierte. Ich schreibe *Kinderbücher*. Ich gebe offen zu, dass ich eine Menge Hilfe von der OG hatte, aber ich habe niemals meinen Körper verkauft.«

»Sie hat recht«, rief ein Mann ärgerlich. »Meine Exfrau macht mich schon seit einer Woche bei allen schlecht. Sie ist überzeugt, dass jedes Mitglied der OG perverts ist. Sie hat unseren Kindern verboten, mit mir zu reden.«

Die Menge bewegte sich langsam auf Haven und Iain zu, ohne ihnen die Chance zu geben, sich zu verteidigen. Plötzlich zuckte ein Bild durch Havens Kopf. Es war das Bild, das Iain zu Hause in Rom in einem Wandschrank versteckt hatte. Marta Vegas Geschenk zu ihrem Einzug. Eine wütende Menschenmenge war darauf zu sehen, die auf Haven und Iain losging. War dies das Ende, das ihre Geschichte hatte nehmen sollen?

»Halt!« Die vertraute Stimme war so laut, dass Haven im ersten Moment dachte, Owen hätte ein Megafon mitgebracht. Doch seine Hände waren leer. Vor aller Augen drückte Owen kurz Beaus Arm, bahnte sich dann einen Weg durch die Menge und stieg schließlich die Stufen vor der Ouroboros-Gesellschaft hoch. Als Haven sah, wie Owen sich seinen OG-Kameraden zuwandte, fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen. Marta Vegas Bild hatte keine Katastrophe vorhergesagt. Sondern einen Triumph.

»Mein Name ist Owen Bell«, verkündete der junge Mann. »Ich bin derjenige, der diese Versammlung für heute einberufen hat.«

»Wir wissen, wer Sie sind!«, rief ein Mann. »Lassen Sie uns jetzt vielleicht mal rein, oder was?«

»Nein«, entgegnete Owen, und in der Menge erhob sich wieder aufgebracht Gemurmel. »Zu viel in der OG hat hinter verschlossenen Türen stattgefunden. Von heute an werden unsere Treffen in der Öffentlichkeit abgehalten.«

»Wo ist Adam?«, rief jemand.

»Adam Rosier ist nicht mehr hier. Fürs Erste werde ich die Leitung der Gesellschaft übernehmen, bis wir eine Wahl organisiert haben. In der Zwischenzeit werde ich ein paar Veränderungen einleiten. Jeder, der mit diesen Veränderungen nicht einverstanden ist, darf die OG jederzeit verlassen oder mir im ersten Wahlkampf entgegentreten.«

»Was für Veränderungen sollen das denn sein?« Diese Stimme klang nun weniger wütend als vielmehr neugierig.

»Zunächst einmal wird jedem, der eines Kapitalverbrechens für schuldig befunden wird, mit sofortiger Wirkung die Mitgliedschaft entzogen. Außerdem werden unsere Mitgliederlisten öffentlich gemacht. Und zu guter Letzt wird das OG-Punktesystem komplett abgeschafft. Von diesem Moment an sind jegliche Schulden als erlassen zu betrachten.«

Die Menge reagierte mit gebanntem Schweigen.

»Aber das Punktesystem ermutigt uns doch, einander zu helfen«, merkte schließlich ein Mann an. »Sollten gute Taten nicht belohnt werden?«

»Das werden sie auch. Manche Leute nennen das *Karma*«, erklärte Owen. »Und noch dazu haben Sie schließlich die Gewissheit, einer Organisation anzugehören, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Welt zu verbessern. Denn genau dafür hat unser Gründer, August Strickland, die Ouroboros-Gesellschaft ursprünglich vorgesehen – er wollte eine machtvolle Streitkraft für das Gute schaffen. Es wird vielleicht einige Jahre dauern, bis Gras über diesen Skandal gewachsen ist, aber ich glaube fest daran, dass wir die Ressourcen haben, um den Ruf der OG sowie das Leben unserer Mitglieder von diesem Tag an zu verbessern.

Und die zwei Menschen, die Sie vor ein paar Minuten noch am liebsten gelyncht hätten, waren in Wahrheit die Ersten, die für diesen Wandel eingetreten sind. Iain Morrow und Haven Moore haben gerade fünfzig Millionen Dollar für Halcyon Hall gestiftet. Ohne ihre Großzügigkeit hätte die Schule am Ende dieses Monats schließen müssen. Keiner von den beiden hat dafür auch nur einen einzigen Punkt erhalten.«

Während Iain Owen dabei zusah, wie er den Tag rettete, legte Beau Haven einen muskulösen Arm um die Schultern. »*Verdammt*, hab ich einen guten Männergeschmack!«

Owen hatte unterdessen damit begonnen, Fragen aus dem Publikum zu beantworten. Er hatte für alles eine Antwort parat – und noch dazu immer die richtige. In diesem Moment wäre niemand auf die Idee gekommen, dass er seine Führungsrolle nur sehr widerstrebend angetreten hatte.

»Oh ja«, entgegnete Haven. »Ein Typ, der heiß und anständig ist. Die ideale Kombi.«

»Danke«, sagte Beau. Er schnitt ihr mit einer Geste das Wort ab, bevor sie einen weiteren Witz machen konnte. »Nein. Ganz im Ernst. Danke für das alles, Haven.«

»Das war ja wohl das Mindeste, was ich tun konnte«, erwiderte sie.

»Mann, ich hätte einen ganzen Monat in diesem Tresor zugebracht, wenn ich gewusst hätte, was als Belohnung auf mich wartet. Ich würde sagen, wir zwei sind mehr als quitt.«

»Das sehe ich ein bisschen anders. Du bist mein ganzes Leben lang für mich da gewesen. Ich wünschte, ich hätte mehr getan, um das verdient zu haben. Aber vielleicht bin ich jetzt wenigstens einen Schritt näher dran.«

Beau verzog verwirrt das Gesicht. »Du hättest gern mehr getan, um es verdient zu haben? Reden wir hier von demselben Leben? Weißt du noch, wie du damals meine Barbie-Butterbrotdose repariert hast, nachdem ich in der Vierten in diese Prügelei mit den anderen Jungs geraten war? Oder das eine Mal, als du Dewey Jones so richtig eins auf die Nase gegeben hast, als er mich gefragt hatte, ob ich einen BH trage? Oder wie du Mr Goodmans Unterricht boykottiert hast, nachdem er gesagt hatte, Homosexualität sei eine psychologische Störung?«

»Ja, aber es gab so viele andere Male ...«

»Andere Male? Welche denn, verdammt noch mal? Ich will dir mal was sagen, Haven: Du warst nie perfekt, und ich bin der Letzte, der das von dir erwarten würde. Aber ich musste dir nur eine Mail mit dem Hilferuf »pan-pan« schreiben, und ein paar Stunden später hast du in einem Flieger nach New York gesessen. Könnte man von irgendjemandem mehr verlangen?«

»Ich bin ja gar nicht sofort ins Flugzeug gestiegen. Erst mal bin ich in Florenz geblieben, um mehr über unser gemeinsames Leben dort rauszufinden. Ich hatte gehofft, irgendeinen Hinweis zu finden, der mich zu der Person führen würde, die

dich entführt hatte. Und wo wir gerade dabei sind, ich hab ein paar Sachen über dieses Leben erfahren, die ich dir vielleicht erzählen sollte.«

»Ach du Kacke, geht das schon wieder los?«, murmelte Beau.

»Hör zu, Beau. Du musst wissen, dass es meine Schuld war, dass Naddo und du damals in Florenz ermordet wurdet. Ich hab dein Geheimnis nicht für mich behalten. Ich hab Adam erzählt, dass du schwul bist. Vielleicht hab ich es auch noch anderen Leuten erzählt. Ich weiß nicht, wer euch umgebracht hat, aber ich weiß, dass es meine Schuld war.«

»Nein, war es nicht«, sagte Beau. »Es war dieses kleine Biest, deren Mutter bei uns als Hausangestellte gearbeitet hat.«

»Was?«

»In dieser Nacht in dem Tresor hatte ich einen Albtraum. Zumindest dachte ich das, bis ich Owen davon erzählt habe, und er meinte, das wäre eine Erinnerung gewesen. In meinem Traum waren Naddo und ich in einem Stall, kurz bevor wir die Stadt verlassen wollten, als plötzlich ein paar Männer auftauchten. Sie überraschten uns dabei, wie wir uns küssten, und, na ja, von da an ging es so ziemlich bergab. Aber ich weiß noch genau, dass ich diesen blonden kleinen Teufel da gesehen habe, der ständig in unserem Haus rumgeschnüffelt hat. Sie war diejenige, die uns verraten hat.«

»Oh mein Gott, das war *Phoebe*! Sie hat mich damals auch schon dazu gebracht, Adam zu hintergehen!« Plötzlich sah Haven alles ganz klar vor sich. »Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, woher Phoebe so genau wusste, welche Vision ich brauchte. Sie konnte mich nur so zielgerichtet zu diesem Moment steuern, weil sie selbst dabei gewesen ist. Phoebe muss Beatrice an dem Tag, als ihre Eltern aus der Stadt flohen, zu Adams Haus geschickt haben. Sie hat dafür gesorgt, dass Beatrice da war, als die Leichen dort abgeliefert wurden.«

»Dieses blonde Gör war Phoebe? Wow. Die kommt aber ganz schön rum, was? Aber siehst du? Du hast die ganze Zeit völlig ohne Grund ein schlechtes Gewissen gehabt.«

Nein. Nicht völlig ohne Grund, dachte Haven.

»Haven?« Das war Alex Harbridge.

Beau warf einen Blick auf die junge Frau, die sich soeben zu ihnen gesellt hatte, und blinzelte. »Heilige Scheiße«, murmelte er kaum hörbar.

»Alex«, sagte Haven. »Das hier ist mein Freund Beau. Er ist dein allergrößter Fan.«

»Beau Decker?« Alex grinste. »Etwa *der* Beau Decker? Der, von dem Owen neuerdings pausenlos redet?« Sie musterte Beau von Kopf bis Fuß. »Na, jetzt weiß ich auch, warum. Für so einen knackigen Südstaatenjungen wie dich würde ich mich auch outen.«

Beau sah Haven an. »Hat Alex Harbridge mich gerade einen knackigen Südstaatenjungen genannt? Das ist der schönste Tag meines Lebens.«

»Pass auf, gleich wird er noch schöner«, schmunzelte Haven. »Alex, das hier ist der Designer, der dein Kleid entworfen hat, das du bei den Oscars anhattest.«

»Was?«, krächzte Beau.

Haven verdrehte die Augen. »Wart Owen und du so beschäftigt, dass ihr nicht mal den Fernseher eingeschaltet habt? Alex hat mich gebeten, ihr ein Kleid zu machen. Und ich hab deinen Entwurf benutzt. Alles, was ich machen musste, war, es zusammenzunähen.«

»Das enge grüne?«, fragte Beau ungläubig. »Das ich mal für Barbie genäht hab? Das hatte Alex Harbridge bei den Oscars an?«

»Genau!«, sagte Haven. »Und es wurde als das heißeste Kleid des ganzen Abends gehandelt.«

»Dieses Kleid könnte sogar die einzige Sache sein, die mir über diesen ganzen Cupcake-Skandal hinweghilft«, stöhnte Alex. »Ein paar Zeitschriften haben die beiden Fotos nebeneinandergestellt. Das ›Vorher‹-Bild ist natürlich eine Katastrophe, aber das ›Nachher‹-Bild reißt alles wieder raus.«

»Was denn für ein Cupcake-Skandal?«, fragte Beau.

»Mann, Beau, du hast doch nicht etwa aufgehört, Klatschblätter zu lesen? Was hat Owen Bell denn mit dir angestellt?«

Alex lachte. »Tja, ich wollte ja eigentlich Haven fragen, aber da nun schon das wahre Genie vor mir steht, hättest du nicht Lust, mir noch ein paar Kleider zu machen?«

Beau war sprachlos.

Haven piekste ihn in die Seite. »Sag schon Ja, du Trottel!«

»Und was ist mit der Uni?«, fragte Beau.

»Hast du es denn so eilig, dahin zurückzukehren? Das Letzte, was ich gehört hab, ist, dass du sämtliche Prüfungen vergeigt hast.«

»Ach, verdammt. Wer hat dir das denn verraten?«, stöhnte Beau.

EPILOG

Haven rollte sich auf die andere Seite und küsste den Jungen, der neben ihr schlief. Ihre Abschiedsparty am Abend zuvor hatte bis spät in die Nacht gedauert, und Frances Whitmans Gäste standen erst jetzt nach und nach auf. Haven hatte Leahs Zimmertür quietschen gehört und dann leise Schritte den Flur hinunter. Sie schälte sich aus der Decke, vorsichtig, um Iain nicht zu wecken, und folgte Leah in die Küche.

Dort stand Frances in einem Flanellpyjama und goss Leah Kaffee ein, die ein spitzenbesetztes Nachthemdchen aus zarter Seide trug.

»Wow. Sexy! Wo hast du das denn her?« Haven grinste.

»Das war ein Geschenk von einem meiner Exmänner«, erklärte Frances. »Allerdings für eine andere Frau. Er hat es aus Versehen zu uns nach Hause schicken lassen. Ich hab es als Andenken behalten, aber ich glaube, ich schenke es Leah.«

»Wann geht dein Flieger noch mal?«, fragte Haven ihre Freundin.

»Heute Mittag«, antwortete Leah. »Und deiner?«

»Erst heute Abend um neun.«

»Ich darf gar nicht dran denken, dass mich jetzt alle wieder verlassen«, jammerte Frances.

»Beau und Owen bleiben doch in New York«, tröstete Haven sie.

»Aber die werden beide ziemlich beschäftigt sein«, entgegnete Frances. »Wenn ich Beau sehen will, muss ich wahrscheinlich ein Kleid bei ihm bestellen.«

»Tja, du bist jedenfalls immer bei Iain und mir in Rom willkommen.«

»Oder bei mir an der Duke«, sagte Leah. »Weißt du, vielleicht würde es dir mal ganz guttun, ein bisschen aus dieser Wohnung rauszukommen und was von der Welt zu sehen.«

»Wieso? Weißt du irgendwas?«, fragte Frances argwöhnisch. »Siehst du vielleicht einen großen kräftigen Mann aus North Carolina in meiner Zukunft?«

»Ich weiß nicht, ob er aus North Carolina ist«, erwiderte Leah und biss herzhaft in einen Muffin. »Es ist auf jeden Fall nicht der Mann vom Kabelfernsehen, und

das dürfte so ziemlich der einzige sein, den du triffst, wenn du weiterhin nur hier rumsitzt.«

»Was?«, kreischte Frances. »Du veräppelst mich doch nur, oder? Wartet da wirklich irgendwo ein Mann auf mich?«

»Vielleicht, wer weiß das schon?«, sagte Leah geheimnisvoll.

»Ach, komm schon!«, bettelte Frances. »Kannst du's mir nicht ein bisschen genauer sagen? Dieser Frau in Harlem hast du prophezeit, dass sie ein Vermögen mit diesem Neonschild machen würde. Und die hat dir noch nicht mal ein Seiden-nachthemd geschenkt!«

»Ramona?«, fragte Leah. »Das war 'ne einmalige Angelegenheit. Dafür brauchte ich nicht in die Zukunft zu sehen. Hab mir nur gedacht, dass ein altes Leuchtschild, auf dem WER SÜNDE TUT, DER IST DER SÜNDE KNECHT steht, ein paar Kröten wert sein könnte.«

»Haven!«, quengelte Frances. »Sag ihr, sie soll es mir verraten!«

»Das müsst ihr zwei schon unter euch ausmachen«, erwiderte Haven. »Ich muss mich anziehen. Ich hab heute Morgen noch was zu erledigen. Leah, lass dich drücken. Wir sehen uns in den Semesterferien.«

Die beiden Mädchen umarmten sich.

»Sei vorsichtig heute«, flüsterte Leah Haven ins Ohr.

»Keine Sorge«, entgegnete Haven.

Iain wachte auf, als Haven gerade in ihre Jeans stieg.

»Willst du immer noch gehen?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Haven.

»Zieh deine neuen Winterstiefel an.«

»Hab ich vor.«

»Und gib mir 'nen Kuss.«

Haven krabbelte über das Bett zu dem hübschen jungen Mann mit dem Laken um die Hüften hinüber. Auch ohne Leahs Gabe wusste sie, dass ihre Zukunft ihm gehörte. Zumindest für den Rest dieses Lebens hatte sie alles, was sie wollte.

Der Pförtner des Green-Wood-Friedhofs erkannte Haven wieder und trat aus seinem Häuschen in dem Torgebäude.

»Wissen Sie diesmal, wo sie hinmüssen?«, fragte er.

»Ja, keine Sorge«, gab Haven zurück.

»Die Wege sind heute alle geräumt«, sagte er. »Da können Sie sich eigentlich nicht wieder verlaufen. Aber wenn Sie in ungefähr einer Stunde nicht zurück sind, komme ich Sie suchen, abgemacht?«

»Abgemacht«, bestätigte Haven. »Das ist nett von Ihnen.«

Der Schnee begann im Sonnenlicht zu tauen. Haven wurde beim Laufen warm, und sie blieb stehen, um ihren Mantel auszuziehen. Es war noch immer ziemlich kalt, doch die Luft roch schon ein bisschen nach Frühling. Als sie den kleinen See erreichte, lief sie ein Stück an seinem Ufer entlang. Die Bäume in der Nähe waren voller Vögel – Kardinäle und Blauhäher, und unzählige andere gefiederte Kreaturen, die Haven nicht bestimmen konnte. Sie blieb einen Moment stehen, um ihrem Gesang zu lauschen, bevor sie weiterging.

Haven war gekommen, um sich von Adam zu verabschieden. Sie hatte eine ganze Woche über diese Entscheidung nachgegrübelt. Niemand hatte sie nachvollziehen können, aber Haven war sich ganz sicher. Wenn Adam schon seine Freiheit opferte, um sie zu retten, dann war dies das Mindeste, was sie tun konnte, um ihm zu danken.

Der Eingang des Mausoleums leuchtete in der Sonne. Die Gesichter der beiden Statuen rechts und links von der Tür waren noch immer im Schatten unter ihren Kapuzen verborgen. Haven spähte unter die der Frau und blickte in ihr eigenes Gesicht. Ein Schauer lief durch ihren Körper, doch die Sonne, die ihr auf den Rücken schien, beruhigte ihre Nerven. Sie zog den goldenen Schlüssel hervor, den Adam ihr für die Schlangengöttin mitgegeben hatte. Sobald sie vom Friedhof zurückkehrte, würde sie ihn per Express zur Duke schicken. Der Tür war schwer. Haven musste all ihre Kraft aufwenden, um sie aufzudrücken.

»Adam?«, rief sie in die Dunkelheit hinein.

Niemand antwortete. Das Grab war leer.